2

Landes-
bibliothek
Coburg

D. III. 12.
5388
13'
20
Coburger
Landes=
Bücherei

Werner,
Graf von Bernburg.

Zweyter Theil.

Coburger
Landes=
Bücherei

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1790.

Landes-
bibliothek
Coburg

Erstes Kapitel.

Der goldne Thurm zu Pölda.

Hätte irgend etwas den Eindruck schwächen können, welchen die Gespräche der Gräfin von Nordheim auf Luitgardens Gemüth machten, so wär es der Gedanke gewesen, daß sie zum Besten ihres Stiefsohns abzielten. Daß diese Dame nicht ganz frey von Wünschen, vielleicht auch von Hoffnungen für Benno war, haben wir bereits gesehen, aber sie dachte zu edel, ihre Fürbitten zu weit zu treiben, oder dem Fräulein denjenigen, den sie gern begünstigt hätte, auf Kosten der Wahrheit zu empfehlen. Alles was sie zu Bennos Vortheil sagen konnte, war ja nichts mehr, als daß er nicht ganz so böse wie sein Bruder, vielleicht nicht ganz für alle Besserung verlohren sey, daß er Luitgarden mit wahrer Leidenschaft verehre, und vielleicht eben durch diese von ihr für die Tugend gewonnen werden könne. Welches Mädchen wird sich gern auf solche Bedingungen ergeben! welche Tugendheldin wird sich zu einem solchen Opfer verstehen, oder ihren Kräften die Be-

würkung so großer Dinge als die Besserung eines ungeliebten Mannes ist, zutrauen? Luitgard hegte mit allen guten weiblichen Seelen viel ehe den Wunsch von dem Gefärthen ihrer künftigen Tage selbst weiter auf dem Wege der Tugend gebracht zu werden, als seinen Schritten zur Leiterin dienen zu müssen.

Es gab der Unterhandlungen über diesen Gegenstand viele zwischen den beyden Damen, und inmittelst kam die Zeit der Errettung heran. Die beyden Grafen von Nordheim, Siegfried so wohl als Benno, waren Marggraf Eccarden, der jetzt aus Italien zurück kam, entgegen gezogen, von ihm die Hand seiner Tochter zu erbitten. Siegfried, welcher hierin seinem Bruder zuvorgekommen war, erzählte den ganzen Vorgang, wie Luitgard in ihre Hände gekommen sey, zu seinem Vortheil, gab Benno den nicht unverdienten Namen eines Räubers, und erbot sich, dem Marggrafen alle Gelegenheit des Schlosses, wo seine Tochter gefangen gehalten wurde, so gut zu beschreiben, daß Luitgard ohne einen Schwerdschlag in seinen Händen seyn müßte, aus welchen er sie denn gern als ein freywilliges Geschenk wieder nehmen wollte, ungeachtet er sie durch die Erleichterung ihrer Freyheit hinlänglich verdient zu haben glaubte.

Graf Bennos Vorstellungen waren etwas vernünftiger und anständiger, aber der Marggraf von Meißen beantwortete beyde mit dem äußersten Stolze. Er ließ es sich ein wenig zu deutlich merken, daß er mit Luitgarden höhere Absichten hatte, als sie zu einer Gräfin von Nordheim zu machen. Das Gefühl der Unwürdigkeit derer, mit welchen er redete, und die Verachtung, welche ihre widerrechtlichen Thaten verdienten, machten, daß er in einem Tone mit ihnen sprach, als wenn er schon der Vater einer Kaiserin, oder selbst Kaiser gewesen wär. Kaum nahm er sich die Mühe, sie ganz abzufertigen, denn eben erschien Graf Werner mit den Leuten, die ihm die Aebtißin von Quedlinburg zugegeben hatte, nähere Verfügungen zu Luitgardens Befreyung mit ihm abzureden. Werners neuer Diener, Albin, hatte hiezu bereits die vorläufigen Verhandlungen getroffen, war Ursache gewesen, daß der Marggraf seine Rückkunft nach Deutschland beschleunigt hatte, und hatte sich überall als einen Mann erwiesen, der in verwickelten Händeln zu brauchen war; seine Dankbarkeit gegen den Grafen von Bernburg war gränzenlos, weil — da er sein Leben in seiner Hand hatte, er ihn nicht ermordete, und ihm seine eigenen Anschläge auf sein Leben, seine harte Behandlung in der Ge-

fangenschaft, und andere Kränkungen jetzt mit guten Wohlthaten vergalt. — In der That, man sollte glauben, niemand könne großmüthige Handlungen besser schätzen, als niedrige Gemüther! Der, welcher selbst gewohnt ist, edel zu verfahren, fühlt so etwas kaum, und hält es für alltäglich.

Die Wuth der Grafen von Nordheim über die Begegnung, die sie hier fanden, war unglaublich. Von Marggraf Eccarden verachtet, kaum des Gehörs gewürdigt zu werden, ihren ehemaligen Gefangenen, den Grafen von Bernburg, frey, und von Luitgardens Vater väterlich bewillkommt zu sehen, selbst durch den Anblick ihres ehemaligen Knechts gekränkt zu werden, der jetzt in glänzender Rüstung unter Werners andern Dienern einher ritt, und sich gegen die Leute seiner ehemaligen Herren rühmte, daß er jetzt selbst ein Herr sey, und sich im Dienste der Tugend so wohl befände, daß er die Fesseln des Lasters zu bereuen, keine Ursach habe; all diese Dinge machten einen schrecklichen Eindruck auf das Gemüth der beyden wilden Brüder. Ihr Herz kochte Rache, und wahrscheinlich schwuren sie in diesen Stunden Eccarden jene unversöhnliche Feindschaft, die nur mit seinem Blute getilgt werden konnte.

Sie warteten, da man sie, wirklich zu verächtlich, im Vorhofe stehen ließ, nicht das Ende der Berathschlagung ab, zu welcher sich der Marggraf und Werner verschlossen hatten. Ihr Urtheil war gefällt, warum sollten sie seine Wiederholung fordern, und dadurch neue Beschämung auf sich häufen? Sie zogen ab, und zwar vereint, denn gleiches Schicksal machte sie wieder zu Freunden, und die Furcht vor Gegnern, welche ihnen leicht hätten zu stark seyn mögen, bewog sie, ihre gemeinschaftlichen Kräfte zu Vertheidigung eines Schatzes zusammen zu setzen, von welchem sie eingestanden, daß er ihnen nun wieder gemeinschaftlich, oder vielmehr keinem von beyden gehörte.

Sie kehrten mit Ungestüm nach Pölda zurück, und ihre stürmische Wiederkunft, nebst den lärmenden Anstalten zur Vertheidigung des Schlosses, sagte den Damen, daß auch ihre Befreyer nicht weit seyn könnten.

Luitgard und die Gräfin von Nordheim hatten einander geschworen, sich nicht zu verlassen, Tod und Befreyung mit einander gemein zu haben; wie hätte Luitgard ihre Mutter in den Händen ihrer grausamen Stiefsöhne zurücklassen können, oder wie hätte diese ein besseres Schicksal wünschen sollen, als Luitgard, welcher in gewissen zweifelhaften Fällen schon

der Tod gedroht war. Liebe solcher Menschen, wie Siegfried und Benno, geht leicht in Blutdurst über, und hat alle Würkungen mit dem bittersten Hasse gemein. Daß Luitgard nicht lebendig in die Hände ihrer Befreyer kommen sollte, war schon beschlossen, und der rasende Siegfried meynte, es sey auf alle Fälle besser, daß der Gegenstand ihrer unseligen Leidenschaft vernichtet werde, als noch ferner die Ursach ewigen Zwists unter ihnen bleibe; eine entsetzliche Aeußerung, welcher Benno nicht beypflichtete; bey ihm war Luitgardens Tod nur auf einen, und bey Siegfried auf alle Fälle beschlossen. Sie gaben beyde zu Erreichung ihrer Absichten geheime Befehle, die schon dadurch, daß sie widersprechend waren, einander vernichten mußten, und zu deren Ausführung ohnedem niemand Lust hatte, da alle Bewohner des ganzen Schlosses das Fräulein anbeteten, und die Gräfin von Nordheim liebten und bedauerten.

Die Anstalten der Grafen von Nordheim zu Vertheidigung ihres Schlosses waren nicht vergeblich gewesen, denn wenig Tage nach ihrer Rückkunft vergingen, als das Thal vor der Veste schon mit den Befreyern Luitgardens, die sich in schimmernder Rüstung nahten, erfüllt war. Marggraf Eccard nahm mit seinen Leuten, die

ihm nach Italien gefolgt waren, und ihn, nach manchem daselbst bestandnen Abentheuer, wieder zurück begleitet hatten, die Oberstelle ein; zu seiner Rechten hielt Graf Werner mit den Reisigen der Prinzessin Mathilde, und zur Linken Graf Luther von Bernburg, Werners Vater, mit seinen Leuten, ein ritterlicher Haufen, nicht zu groß zum Angriffe eines mäßigen Bergschlosses gebraucht zu werden, und doch wegen der Streitbarkeit und Waffenerfahrenheit fast eines jeglichen einzelnen Mannes zu weit grössern Unternehmungen fähig, und den größten Heeren vorzuziehen.

Marggraf Eccards Italiäner, wie sie gemeiniglich genannt wurden, machten den Kern des Kriegsvolks aus; das Volk des alten Grafen von Bernburg hatte sich in den Kriegen wider die Obotriten manchen Siegskranz erkämpft, und was den Klosterknechten der Aebtissin von Quedlinburg an Stärke und Erfahrenheit abging, das ersetzte ihr guter Wille, und der Heldenmuth ihres jungen Anführers.

Man sahe den fürchterlichen Heerszug von den Zinnen der Burg, und machte alle Vorkehrungen, die zu den damaligen Zeiten in solchen Fällen gewöhnlich waren. — Zuletzt nach allen brachte man Luitgarden und ihre jetzt un-

zertrennliche Gefärthin, die Gräfin von Nordheim, aus ihren bisherigen Zimmern in einen Theil des Schlosses, der wenigstens der ersten noch ganz unbekannt war. Ein hohes Gemach im obern Theil eines entlegenen Thurms, dessen zierliche Ausschmückung wohl im Stande war, ihm alles verdächtige Ansehen zu benehmen. Es war Nacht, als man Luitgarden dorthin brachte, die Nacht vor dem Sturm, zu welchen das Schloß heute aufgefordert worden war; sie sahe nicht, daß diese hohen köstlichen Gardinen niedrige Fenster verhüllten, durch welche es leicht war, den, den man verderben wollte, ehe er sichs versehe, in Abgründe zu schleudern, die man hier nicht vermuthete. Daß unter dem, mit goldnen Teppichen behangnen Bette Fallthüren verborgen lagen, durch welche man mit leichter Mühe den Schlafenden in ewige Nacht hinabrücken konnte, sahe sie nicht, so wenig als sie ahnden konnte, daß ein Hauch im Stande war, die rund herum flammenden Kerzen in eine allgemeine Glut zu verwandeln, die alles verderben mußte, was man hier dem Untergange geweiht hatte, ohne darum den unverwüstbaren Mauern des Thurms Schaden zu thun, oder den nahliegenden Gebäuden Entzündung zu drohen. Daß die Treppe, auf welcher sie hinaufgestiegen war, nach ihr hinweggenommen wurde, um

alle Möglichkeit der Flucht zu hindern, wußte sie nicht, und die Thür, zu welcher sie mit der Gräfin von Nordheim einging, und die sie sorgfältig verschloß, hielt sie für den einigen Eingang, unwissend, daß hinter jeder Statue in den vergoldeten Nischen verborgne Gänge waren, aus welchen Bosheit und Meuchelmord die Sichern überraschen konnten.

Mit einem Wort, Luitgard fühlte nicht, daß sie hier an einem gefährlichen Orte war, sie merkte nur gegen die Gräfin an, daß dieses bey weitem das prächtigste Zimmer sey, das sie auf dem Schlosse zu Pölda noch gesehen habe. Die Gräfin schwieg, Luitgard legte sich zur Ruhe, und bat ihre Gefärthin, bald zu folgen, welche sich absichtlich bey Ottfrieds deutschen Evangelien, die sie mit sich genommen hatte, verweilte, und die ganze Nacht wachend blieb.

Gott weis, was Luitgarden, was vielleicht auch der Gräfin von Siegfried auf diese Nacht für ein Schicksal in dieser schönen Mörderhöle, wo in allen Winkeln der Tod lauerte, bestimmt worden seyn mochte; Bennos widersprechende Befehle, und noch mehr, die Liebe, welche die Damen hier bey jedermann hatten, mochten seine bösen Absichten wahrscheinlich vereitelt haben. Die Gräfin, welche nicht ganz ohne Verdacht

war, brachte den Morgen wachend, und Luitgard schlafend heran, ohne daß ihnen etwas übles wiederfuhr.

Wie, meine Mutter? fragte das Fräulein, die sich mit ihrer gewöhnlichen heitern Engelsmiene vom Schlaf erhob, die Stelle, die ihr neben mir hättet einnehmen sollen, ist kalt? und ihr seyd noch völlig gekleidet?

Mein Geist fand in diesen Blättern so viel Nahrung, daß die Augen des Schlafs vergaßen. Wie habt ihr geruht, mein Kind?

Wohl! doch dünkt mich, ich möchte nicht zum zweytenmal hier übernachten. Schreckliche Träume haben mich beunruhigt, es sollte mich wundern, wenn ich nicht laut geworden wär!

Ihr habt zweymal ängstlich nach eurem Vater gerufen; meine Stimme weckte euch, ich sah, daß ihr euch ruhig auf die andere Seite wandet, und euch tiefer in eure Decken hülltet.

Um den entsetzlichsten Traum von neuem zu haben!

Und welchen?

Mich dünkte, nicht ich, sondern Marggraf Eccard läg in diesem Bette, sein Lager schwamm im Blute, ich ward aus weiter Ferne herbey gerückt, ihn sterben zu sehen. Siegfried und Benno waren seine Mörder!

Laßt uns Gott danken, mein Kind, daß wir diese Nacht glücklich überstanden haben, und uns und all unsere Lieben für jetzt und ewige Zeiten seinen Händen empfehlen!

Die Damen verrichteten still ihr Gebet, umarmten sich dann, und öffneten eine der Gardinen, die vom Morgenroth beglänzte Gegend zu betrachten.

Die Aussicht hier ist schauerlich, rief Luitgard, hier nichts als Felsenklippen und Abgründe, dort der reissende Strom, auf der andern Seite die Giebel der Häuser, über welche diese Zinne so fürchterlich hervorragt. Welcher Eigensinn, dieses köstliche Gemach in diesen schauervollen Winkel zu stecken! —

Zu der Zeit, in welcher die Damen dieses Gespräch hielten, geschahe von der andern Seite der Burg schon der Angriff ihrer Befreyer, die grauenvolle Zinne, auf welcher sie waren, sahe in eine andere Gegend, doch schallte das Waffengetümmel, und das Geräusch der Werkzeuge, die man damals bey dergleichen Unternehmungen brauchte, zu ihnen herüber.

Luitgard ward immer ängstiger! Wie, wenn unsere Befreyer unterlägen? Wie, wenn sie, hätten sie auch gesiegt, uns dennoch in diesem verlassenen Winkel nicht suchten? hat man uns vielleicht eben aus der Ursach hierher ge-

gebracht, um unsern Freunden den Entzweck ihrer Unternehmungen zu vereiteln? Dieses waren die Fragen des Fräuleins, welche die selbst beängstigte Gräfin schlecht zu beantworten wußte.

Laßt uns fliehen, wenn hier Flucht möglich ist! rief endlich Luitgard, indem sie die Thür öffnete, die sie des vorigen Abends so fest verschlossen, und sich dadurch, wie sie meynte, vor allem Unglück gesichert hatte. Die hohe Flügelthür flog von der Gewalt, mit welcher sie aufgestoßen wurde, weit auseinander, und öffnete die Aussicht in einen tiefen düstern Hof, in welchen sich hinab zu schwingen man Taubenflügel hätte haben müssen, da die künstliche Treppe hinweggenommen war.

O Gott! schrie das Fräulein, wir sind verlohren! was will uns aus diesem scheuslichen Gefängniß retten, in welchem uns fest zu halten, weder Riegel noch Ketten nöthig sind?

Die Gräfin suchte die weinende Luitgard so gut sie konnte zu beruhigen, sie führte sie in das Zimmer zurück, um ihr den Anblick dessen zu benehmen, was ihr mit Recht so viel Schrecken machte, sie zeigte ihr durch das Fenster den heitern lachenden Himmel, und die Ebene, die sich schon mit den Flüchtigen der Grafen von Nordheim erfüllte.

Sehet, sehet! rief sie, unsere Freunde siegen, wer wollte noch an unserer Rettung zweifeln.

O wenn, wenn sie uns nur hier finden! schrie Luitgard mit gerungenen Händen, wenn sie nur nicht, wie in solchen Fällen oft geschieht, beym Rückzug, vielleicht aus Rachsucht uns verfehlt zu haben, Feuer im Schlosse zurück lassen, in welchem Fall wir ohne Rettung verlohren wären!

Bedenkt doch, daß der großmüthige Marggraf von Meißen, und der biedre Werner, und der fromme Graf von Bernburg hier gebieten, welche nie die Flamme des Mordbrands schwingen können.

Aber ich bitte euch, was hat es mit diesem abscheuligen Käffig für eine Bewandniß? Sollten euch seine Gräuel und seine Bestimmung so ganz verborgen seyn.

Nie sah ich ihn so nahe wie heute, aber auch sein ferner Anblick hat mir allemal Schauer erweckt, mein Gemahl redete nur einmal mit mir von diesem Theil seiner Burg unter dem Namen des goldnen Thurmes; der glänzende Name konnte mich nicht täuschen, da mein Gemahl ihn mit Ausdrücken des Widerwillens begleitete, und von seiner Zerstörung sprach. — Ehe er seinen Entschluß ausführen konnte, kam die un-

glückliche Reise ins heilige Land im Vorschlag, und meine Söhne wurden Herren des Schlosses. Wie sie sich dieser Herrschaft, wie sie sich vielleicht auch dieses Winkels bedient haben, das entscheide ihr Gewissen, ich wünschte, wir wären nur diesmal geborgen, so wollte ich gern dem Andenken all dieser Dinge auf ewig entsagen.

Die Damen waren noch in dieser ängstlichen Unterhaltung begriffen, als sie Geräusch von außen, wie das Anlegen einer schweren Leiter, und bald darauf den schnellen Schritt eines Heraufsteigenden vernahmen. Ehe die Gefangenen noch frohe Muthmaßungen bilden konnten, stürzte Graf Benno herein, der Luitgarden hastig auf seine Arme nahm, und der schreienden Gräfin von Nordheim freystellte, zu folgen, so gut sie könne, oder hier zu bleiben.

Er flog die steile Treppe mit seiner schönen Last hinab, und Elisabeth stürzte ihm nach. Die Flucht ging über zwanzig Höfe und Schlippen ins Weite, wohin Luitgardens Freundin die Nachfolge nicht für nöthig hielt, sie glaubte der Geraubten besser zu rathen, wenn sie zurückblieb, durch ihr Geschrey und die Nachweisung, die sie von dem genommenen Wege geben konnte, Luitgardens Rettung zu befördern.

Sie eilte, sobald ihr der Weg in diesen Labyrinthen bekannter ward, über die Höfe, welche voll Todter und Verwundeter lagen. Alles war öde rund umher, die Burgleute der Grafen von Nordheim waren vertrieben, und die Sieger, die sich wenig um ein erobertes Schloß bekümmerten, wo sie das Gesuchte nicht fanden, hatten es verlassen, um Luitgarden, die sie in andern Gegenden glauben mußten, weiter nachzuforschen.

Ach nur gar zu gut hatten die Tyrannen ihre Maasregeln genommen! fand der Gegenstand ihrer rasenden Leidenschaft nicht seinen Untergang in der Hölle, wo sie ihm den Tod bereitet hatten, so waren sie wenigstens davon gewiß, daß er ihnen blieb, daß niemand dort das geraubte Fräulein finden, oder vermuthen würde. Siegfried glaubte wahrscheinlich die Befehle, die er zu ihrer Hinrichtung gegeben hatte, vollzogen, und Benno baute auf diesen Wahn die Sicherheit ihres Besitzes.

Weinend und händeringend ging Elisabeth unter der gräulichen Verheerung umher, die Hülfe, die sie für ihre junge Freundin suchte, fand sie nicht, weil die Sieger die Burg verlassen hatten, einen der Verwundeten, die um sie her winselten, um Nachweisung des Weges zu fragen, den sie genommen hatten, wehrte

ihr Bestürzung und weibliche Empfindlichkeit, auch würde sie wohl wenig Nachricht gefunden haben. Sie bereute tausendmal, Luitgarden nicht gefolgt zu seyn, weil sie wußte, daß ihre Gegenwart ihr jedes Leiden erleichtern würde, sie erfüllte die Luft umher mit ihrem Klaggeschrey, und sank endlich ohne Besinnung an der Mauer, an welcher sie sich aufrecht erhalten wollte, zu Boden.

Zweytes Kapitel.

Rettung nach Quedlinburg.

Zwar hatten die Eroberer des Schlosses zu Pölda hier nicht so gewüthet als geschehen seyn würde, wenn sie die schrecklichen Zerstörungswerkzeuge späterer Jahrhunderte oder die volle Grausamkeit des ihrigen besessen hätten; Menschlichkeit war immer die Gefärthin der Grafen von Bernburg und der Marggrafen von Meißen, aber doch sah es schrecklich genug hier aus, unter den Trümmern zerfleischter menschlicher Körper und eingestürzter Mauern, alles was fliehen konnte, war geflohen, und niemand konnte hier verweilen, als wen Nothwendigkeit oder Raubsucht hier zurück hielt; in dem ersten

Falle befand sich die Gräfin von Nordheim, in dem andern der Mann, der aus Siegfrieds Kerkermeister zu Werners Knappen geworden war.

Albin hatte kein Bedenken getragen das Schwerd wider seinen vorigen Herrn führen zu helfen, den er verabscheute. Es ist schwer zu sagen, ob Haß gegen ihn oder Neigung für seinen gegenwärtigen Gebieter seinen Streichen den meisten Nachdruck gaben. Er war sich seiner Tapferkeit so bewußt, daß er Belohnung derselben für Pflicht hielt, und sich dieselbe selbst zu nehmen, war er, da alle andere sich entfernt hatten, hier zurückgeblieben.

Die Ueberwinder waren zu edel, sich irgend eines Raubes zu bemächtigen, da sie den Schatz nicht fanden, den sie suchten, aber Albin, noch überdem mit allen Gelegenheiten des Schlosses bekannt, hielt solche Mäßigung für Thorheit, und säumte nicht, den Fehler seiner Herrn zu verbessern. Mit weniger, aber desto köstlicherer Beute beladen, kam er jetzt aus den obern Zimmern zurück, und fand die Gräfin von Nordheim ohnmächtig unten an der Stiege liegen.

Er hätte ein Unmensch seyn müssen, um hier seine Pflicht zu versäumen, hätte den Werth der Person, die ihm das Glück in die Hände

spielte, ganz verkennen müssen, um nicht zu ahnden, daß sie auf irgend eine Art seinen Vortheil vermehren müsse.

Elisabeth erholte sich schnell unter seinen helfenden Händen, sie sahe und kannte ihn, und da ihr unbewußt war, auf wessen Seite er jetzt gehörte, so erkaufte sie die Gefälligkeit, von ihm zu Marggraf Eccard gebracht zu werden, mit allem, was sie an Gold und Kostbarkeiten bey sich trug.

Mit Freuden vernahm sie von ihm, daß Luitgardens Vater wenig Meilen von hier festen Fuß zu fassen beschlossen habe, bis Graf Luther und sein Sohn, welche ausgezogen waren, das Fräulein zu suchen, mit ihrer Beute eingekommen seyn würden. Mit noch größerer Freude fand sie, als Albin durch Umwege, wegen der nordheimischen Flüchtlinge sie gegen den Abend an den gewünschten Ort brachte, mehr als sie hoffen, mehr als sie vermuthen konnte, fand die geliebte Luitgard gerettet, und bey dem Bette ihres etwas verwundeten Vaters.

Nichts ist durchdringender als das Auge der Liebe, keine Füsse schneller, keine Arme hülfreicher als die ihrigen! Werner war bald auf die Spur desjenigen gekommen, der ihn um den Lohn seines Siegs betrogen hatte. Benno, um seine Flucht sicherer und den Besitz seines

geraubten Kleinods verborgener zu machen, war einsam geflohen. Wernern hatte unruhige Eil und Begierde nach schneller Erreichung seines Endzwecks von seinen Reisigen getrennt. Für seine Wünsche ging hier alles viel zu langsam, man hätte Flügel haben müssen um seinem Verlangen Gnüge zu thun.

Das Glück führte ihn Benno mit seiner schönen Beute in einem sichern Holwege entgegen. Sie kämpften Mann gegen Mann, und Werner war Sieger; ein Sieger, der, wie er gewohnt war, seines Vortheils mit Mäßigung gebrauchte. Er begnügte sich, Benno zu entwaffnen, nahm ihm das Kleinod, das er mit Unrecht besaß, und ließ ihn ohne sonderliche Verwundung auf seinem guten Pferde, das er ihm gelassen hatte, seinen Weg weiter fortsetzen, um nicht Dank, sondern Rache für erwiesene Schonung auszusinnen.

Wie oft war nun Luitgard schon ihrem Werner Freyheit und Leben schuldig? Sie hätte ein Herz haben müssen, wie Siegfried und Benno, um hier ungerührt zu bleiben. Nach langer Trennung fand sie ihren Vater wieder, welcher zwar zu schwach war, um Worte mit ihr zu wechseln, der aber doch durch Blicke seine Zufriedenheit sie zu sehen, und ihrer Pflege zu genießen, zur Gnüge ausdrückte. Sie sah

sich wieder in den Armen der geliebten Gräfin von Nordheim, die Aussicht vor ihr ward heiter, Furcht und Beängstigung flohen, und dieses alles hatte sie dem treuen Freund ihrer Jugend zu danken.

Ihr Herz floß über von Empfindungen, welche wohl die Stelle der Liebe ersetzen konnten. Erichs Andenken war ihr verbittert, war fast ganz unterdrückt, und hätte Werner in ihr Innerstes blicken können, er würde Hoffnungen gefaßt haben, die ihm bis jetzt unerreichbar schienen.

Doch dies war nicht die Zeit, an solche Dinge zu denken; welcher Biedermann fordert Belohnung, wenn die lohnenswürdige That kaum halb vollbracht ist, und wie hätte besonders der bescheidene, zurückhaltende Werner in den gegenwärtigen Augenblicken zu herzhafter Durchsetzung seiner Wünsche kommen sollen.

Marggraf Eccard war verwundet, schwerer verwundet, als man anfangs gemeynt hatte. Die Grafen von Nordheim waren gedemüthigt, ihrer Beute beraubt, aber darum noch bey weitem nicht ganz von aller Macht entblößt, wir haben schon mehr erwehnt, daß ihnen immer Hülfe zukam, niemand wußte woher, und daß man sie also selbst im Augenblick der Ueberwindung noch immer zu fürchten hatte.

Die Aussichten in dieser Betrachtung wurden des nächsten Tages so bedenklich, daß man von Entfernung der Damen sprach. Der Marggraf brauchte würksamere Hülfe, als ihm die Hand seiner Tochter, so erfahren sie auch zu Gandersheim in der *) Heilkunde geworden war, geben konnte, und ihre Verfolger lauerten so nahe, der Ort ihres gegenwärtigen Aufenthalts war so schlecht befestigt, daß sie sich entschliessen mußte, nach Quedlinburg zu gehen, wo die Prinzessin Mathilde ihr die Arme entgegen breitete, und wohin Graf Werners kluge Vorsicht, die seiner Tapferkeit wenigstens gleich war, sie sicher geleitete.

Ihr folgte die Gräfin von Nordheim, entschlossen, unter dem Schutz der edeln Aebtißin einige ruhige Monate an ihrer Seite zu geniessen, und denn Plane auszuführen, die schon lange in ihrer Seele keimten, und deren Ausführung bisher nur durch den Zwang ihrer Stiefsöhne zurückgehalten ward. Auf diese Art kam in aller Stille der Entwurf zu jener Pilgerreise nach Palästina, einen geliebten Gemahl aufzusuchen, zu stande, die von mehreren unserer

*) Heilkunde war, wie der Leser schon an mehrern Orten gefunden hat, in jenen Zeiten eine vorzügliche Wissenschaft der Damen, die ihnen weniger mangeln durfte, als die Grazien des Tanzes in unsern Tagen.

Romanciers verewigt worden ist; Luitgard verlohr ihre zweyte Mutter, und ihr einiger Trost blieb der Umgang mit Waldburg, der Nonne zu Gandersheim, und die Freundschaft der Aebtissin von Quedlinburg.

Wir haben den Namen der Prinzessin Mathilde, der würdigen Aebtißin von Quedlinburg, schon mehr genannt, und Winke von ihrem Charakter gegeben, welche wir dem Leser ins Andenken zurückzurufen, nur dieses sagen dürfen: Mathilde war die Tochter Otto des Großen, und der Kaiserin Adelheit, die sich in Luitgardens Geschichte so rühmlich auszeichnet. — Alle Vorzüge ihrer großen Eltern besaß die Dame, von welcher wir reden, den Muth ihres Vaters, seine Liebe bey dem Volk und bey den Ständen, die Schönheit ihrer Mutter, ihre Weisheit und ihre Staatskunde mit einem guten Theil des deutschen Geradsinns verbunden, der Adelheiten als einer Ausländerin fehlte. Dieses letzte war es besonders, was Mathilden dem Reiche lieb machte, und ihr mehr Macht in Abwesenheit des Kaisers, mehr Vermögen, Theophanien das Gleichgewicht zu halten, verlieh, als die Kaiserin Adelheit je erlangen konnte.

Luitgard war unter ihren Händen in guter Sicherheit, sie ward mit Zärtlichkeit von ihr

aufgenommen. — Mathilde liebte die Tochter des Marggrafen von Meißen von dem Augenblick an, da sie sie in ihrem zwölften Jahre bey der Aebtißin von Gandersheim zum erstenmale sahe; die nachmalige Entwickelung ihres Charakters, und so verschiedene Schicksale, bey welchen sie allemal untadelhaft handelte, hatten Hochachtung zu der Zuneigung gesetzt, und jetzt waren Umstände eingetreten, welche dem edeln Fräulein in den Augen der Tante Otto des Dritten nothwendig noch einen höhern Werth geben mußten. —

Luitgarden mußte es in die Augen fallen, daß sie von ihrer Beschützerin mit einer Achtung aufgenommen wurde, welche das, was ihre Bescheidenheit erwarten konnte, weit übertraf, sie grübelte indessen nicht hierüber, sie rechnete alles auf die Würkung überfliessender Güte, und freute sich nur unter der Aufsicht einer solchen Schützerin nach langer Unruhe endlich einmal friedlichen Tagen entgegen sehen zu können. — Ach sie muthmaßte nicht, daß ihr Schicksal neuen Entwickelungen entgegen reifte, hätte sie dieselben voraussehen können, sie würde, da sie keineswegs mit ihren Wünschen übereinstimmten, nicht so ruhig gewesen seyn als sie war!

Drittes Kapitel.

Bittere Früchte der Unvorsichtigkeit.

Daß man verborgene Absichten mit der Tochter des Marggrafen von Meißen hatte, mußte jeden Beobachter in die Augen fallen; sie allein ahndete nichts davon in ihrer Unbefangenheit, und da sich den Wünschen ihrer Freunde immer neue Hindernisse entgegen setzten, so müssen wir unsern Lesern gestehen, daß Jahre vergingen, ehe sie mit denselben bekannt wurde. Sie war achtzehn Jahr, als sie die damaligen ruhigsten Tage ihres Lebens zu Quedlinburg antrat, und sie hatte fast das ein und zwanzigste geendigt, als ihr die Augen über die Dinge aufgingen, welche wir unsern Lesern nicht so lange vorenthalten dürfen.

Wir haben den Faden von Luitgards Geschichte bisher in einem fortgesponnen, und darüber diejenigen liegen lassen, welche mit ihm zu einem Gewebe gehören; es sey uns erlaubt, zurück zu gehen, und das wieder aufzunehmen, was wir zu vergessen schienen.

Wir vergaßen sie nicht, die unglückliche Marie von Arragonien, und wir hoffen, daß sie auch unsere Leser nicht vergessen haben, oder

es wenigstens gern sehen werden, daß wir sie wieder an ihre bedenkliche Lage erinnern.

Die gute Königin mit all ihren sanguinischen Hoffnungen!! **Im Glanz des Throns sehen wir uns wieder**, sagte sie zu dem Ritter, der sie vom Tode gerettet hatte, zu der Freundin, welche ihr ins Elend folgen wollte! — Kennen wir Mariens ganzen Charakter, so war es ihr in dem Augenblick, da sie mit diesen Worten ihre Schutzengel von sich scheuchte, nichts weniger als darum zu thun, ihnen die weitere Theilnahme an dem Rest ihres traurigen Schicksals zu ersparen. Sich gewisser Verdrüßlichkeiten zu überheben, welche sie von der Anwesenheit der schönen Luitgard bey der Aussöhnung mit ihrem Gemahl besorgte. Dies war die Ursach ihres seltsamen Verfahrens, wie wir schon im Vorhergehenden von weitem angedeutet haben; kleine Seelen handeln immer dem Namen gemäß, den sie führen. Es ist ihnen unmöglich, einen Blick ins Weite zu thun, das ganze All zu übersehen, und Vortheil mit Vortheil, Schaden mit Schaden zu vergleichen. Sie sind voll kleiner Rücksichten und kleiner Besorgnisse; der nächste Schritt ist immer das, was ihnen die meiste Unruh macht, und sie sehen nicht, daß

sie, indem sie diesen sichern, weiter hinaus weit wichtigere Gefahren vernachlässigen.

Mariens Hauptsorge war in dem Augenblicke, da sie Luitgarden von sich scheuchte, nur dieses, daß sie ihr nicht mit auf jenes Schloß folgen, daß sie nur nicht etwa jenem Ritter zu Gesichte kommen möchte, der eben quer über die Ebene jagte, und der, wie sie meynte, ohne Zweifel der Kaiser seyn mußte. Daß der König Luitgarden dann bemerken, sie liebgewinnen, ihr verzeihen müsse, daß darüber die ganze gehoffte Aussöhnung, die Wiederbesteigung des Throns und die Demüthigung ihrer Feinde rückgängig werden müsse, war ihr gewiß, und um dieses zu vermeiden, stürzte sie sich lieber in Verlegenheiten, die ihr weit näher lagen, als all diese Chimären, wenn sie nur hätte um sich schauen wollen.

Die ihr von Verona zugegebene Begleitung kam, nachdem ihr Ritter mit seinen Leuten Abschied genommen, und Luitgard der Königin noch aus der Ferne den letzten Scheidekuß zugeworfen hatte, um sie her, und es war als wenn sich ihres Gemüths ein kleiner Schauer bemächtigte.

Der geringe Umstand, daß sie sich ohne alle weibliche Gesellschaft unter lauter Männern sah, den sie vor einer Viertelstunde für nichts

gehalten hatte, machte ihr jetzt auf einmal eine unaussprechlich widrige Empfindung, und sie konnte sich der Frage nicht enthalten, die mit ziemlich schwankender Stimme vorgebracht wurde, was sie auf dem Schlosse für Bedienung finden würde?

Man versicherte ihr, sie würde sich auf jenem Schlosse so kurze Zeit aufhalten, daß sie den Mangel an einigen Bequemlichkeiten, den sie etwa dort finden möchte, leicht würde übersehen können. Marie fragte mit einigem Trotze, warum man ihr dieses nicht ehe gesagt, und warum man überhaupt nicht besser für sie gesorgt habe? Man schützte in Ansehung des ersten ausdrücklichen Befehl vor, und entschuldigte sich wegen des andern, daß man nicht hätte glauben können, daß das Fräulein von Meißen sie so bald verlassen würde, und also ihre Gesellschaft vor der Hand hinlänglich gehalten hätte, ihr einige Tage lang die Einsamkeit zu versüßen.

Marie fühlte hier die erste flüchtige Reue über ihre Thorheit. — Zagend und schweigend legte sie den kleinen Rest des Wegs zurück, langte an, und fand auf dem Schlosse alles so schlecht, und noch weit schlechter als sie erwartet hatte. Es war Abend, und dieses machte die dasige wüste Einsamkeit noch fürchterlicher. Gleich-

wohl konnte Marie, so spät es auch war, und so sehr sie sonst die Dunkelheit scheute, sich nicht enthalten, noch einen Gang in den wüsten Garten hinab zu thun, den sie von allen Seiten durchstrich, weil ihr die heimliche Anwesenheit des Königs im Sinne lag, welcher, wie sie meynte, nicht unterlassen würde, auf ihre Schritte zu merken und sie hier zu treffen.

Trostlos kehrte sie zurück, weil sie niemand gefunden hatte. Ihre erste Frage war, wo der Ritter sey, den sie kurz vor ihrer Ankunft auf das Schloß habe einreuten sehen; man stellte ihr einen alten Arragonier vor, welcher vorgab, mit besondern Aufträgen von seinem Hofe ihr nachgeschickt worden zu seyn, und weitere Nachforschungen mit bedenklichem Achselzucken ablehnte.

Kann man sich wohl einen traurigern Zustand denken, als den, in welchem sich die Königin zur Ruhe legte? Getäuschte Hoffnungen, von neuem getrübte Aussichten in die Zukunft, und Vorwürfe, die Linderung, die ihr das Schicksal gelassen hatte, von sich gestoßen zu haben, hielten sie die ganze Nacht schlaflos. Erst am Morgen wiegte sie die Hoffnung in Schlummer, daß die Aufträge des Arragoniers, dessen Person sie so schrecklich getäuscht hatte, doch nicht die schlimmsten seyn würden, daß der, den

sie gestern nicht fand, wohl heut erscheinen könne, und daß, wenn sie auch in dieser Noth Luitgardens Tröstungen entbehren müsse, doch ihr Ritter bald zurückkehren würde, ihr mit seinem Rath und Hülfe an die Seite zu treten. Die Thörin! hatte sie nicht die beyden guten Seelen, von denen sie Hülfe erwartete, durch den so zur Unzeit gegebenen Abschied selbst dem Verderben in den Rachen gejagt, und sich dadurch ihren Beytritt abgeschnitten? Zu der Zeit, da sie auf sie hoffte, standen beyde auf dem Punkte, den Grafen von Nordheim in die Hände zu fallen, den weitern Gang ihrer Geschichte haben unsre Leser gesehen, und wissen, ob es ihnen eine Möglichkeit war, in vielen folgenden Monaten irgend etwas für die unbedachtsame Königin zu thun, als allenfalls, wenn ihnen ihr eignes Unglück Raum dazu ließ, einen frommen Seufzer.

Der König, auf dessen Erscheinung Marie so sehnlich hoffte, kam auch des nächsten Tages nicht. Sie zitterte, als sie von baldiger Verlassung dieser Gegend reden hörte; so unangenehm ihr dieselbe auch war, so hatte sie doch den Vorzug, daß Otto hier diejenige zu finden wußte, mit welcher er so viel zu berichtigen hatte.

Die Königin machte sich krank, um die Abreise von einem Orte zu verzögern, welcher der einige war, wo sie auf den Besuch ihres Gemahls hoffen konnte, da jeder andere, wohin man sie führen mochte, ihm unbekannt war. — Auf diese Art glückte es ihr würklich, am vierten Tage, auf einem abgestohlnen Spaziergange denjenigen zu treffen, den sie wünschte. Aber auch diese Zusammenkunft lief bey weitem nicht so ab, als sie vermuthen konnte. Statt des Entzückens, mit welchem man gehofft hatte, einander in die Arme zu sinken, Vorwürfe von beyden Seiten; von der ihrigen über langes Außenbleiben, von der seinigen noch bitterere über die veronesischen Händel. Ach Marie sah wohl, daß, ungeachtet das Schwerd für sie entschieden hatte, ungeachtet offenbar noch Liebe und Wunsch sie unschuldig zu sehen, in Ottos Herzen glimmte, doch die volle Ueberzeugung noch fern von ihm war! — Hier wär Vermittelung eines Freundes und einer Freundin nöthig gewesen, hier hätten Werner und Luitgard gegenwärtig seyn sollen um das zur Richtigkeit zu bringen, was die beyden unglücklichen Eheleute wünschten, ohne die Gabe zu haben, es zu bewürken, Wiedervereinigung und erneutes Einverständniß! Marie schied von ihrem Gemahl empfindlich über sein Geständniß, daß niemand im ganzen

Reich sie wieder als Königin zu sehen wünsche als er, und hochbeleidigt, daß er ihre volle Unschuld nicht ganz auf ihr Wort glauben, sondern noch viel und mancherley Rechtfertigungen haben wollte. Otto hingegen träumte, seine Gemahlin, wenn sie auch aller Verbrechen rein seyn sollte, doch so wenig in ihrer Laune gebessert wieder gefunden zu haben.

Demohngeachtet verabredete man auf den andern Tag eine zweyte Zusammenkunft, in welcher vielleicht alles besser gegangen seyn würde, wenn — sie zu Stande gekommen wär. Aber Otto mußte den ganzen Tag lang vergebens die öde Gegend durchstreifen, und hielt das Nichterscheinen Mariens für Eigensinn, da ihr doch nicht erlaubt war, das Zimmer zu verlassen, weil man ihr in aller Unterthänigkeit zu verstehen gab, wer krank sey, könne nicht spazieren gehen, und wer nicht krank sey, müsse sich entschliessen, diese Gegend am nächsten Tage zu verlassen.

Die beyderseitigen Bemühungen, einander zu treffen, wurden auf diese Art noch verschiedene Tage lang vereitelt, bis Otto voll Unmuth und Erbitterung auf diejenige, welche nicht erschien, die Gegend verließ, und Marie sich endlich entschliessen mußte, den dringenden Forderungen des Arragoniers zu folgen, der sie

von diesem Schloß hinweg nach einem Kloster in ihr Vaterland brachte, ohne es für nöthig zu halten, ihr zu sagen, was hier aus ihr werden sollte.

Der Zusammenhang all dieser der unglücklichen Prinzessin so unerklärlichen Dinge war dieser: Nicht Theophanie allein, nein, mehrere Freunde des jungen Kaisers und des Reichs sahen die Arragonierin, die niemands Herzen zu erobern, niemands Beyfall zu erlangen wußte, ungern auf dem Throne. Da Theophaniens Tücke es einmal dahin gebracht hatte, sie herabzustürzen, so thaten auch diejenigen, welche durch bessere Grundsätze regiert, ihre Bosheit, so weit sie sie kannten, verabscheuten, doch ihr möglichstes, Marien nicht wieder an ihre Stelle zu lassen; sie meynten, es könne ihr genug seyn, daß Werners Schwerd sie dem Tode, den sie vielleicht nicht verschuldet hätte, entrissen habe, und daß man ihr die Ruhe in irgend einem Kloster verstatte. Der arragonische Hof, der die Sache seiner Prinzessin hätte vertheidigen können, wußte man durch schon damals üble Ränke dahin zu bringen, wohin man wünschte, der Vater Mariens, ein bejahrter schwacher Herr, hörte weniger auf die Stimme der Natur, die bey ihm ganz leise sprach, als auf das Zureden seines Thronfolgers, welcher ihm er-

wies, daß es besser sey, dem deutschen Reiche alle Möglichkeit zu benehmen, jetzt und in der Folge verwegene Ansprüche zu machen, als eine arragonische Prinzessin eine Zeitlang als Kaiserin glänzen zu sehen. Es sey oft nichts weiter nöthig, als Verbindung mit diesem oder jenem Hause, um in der Folge Provinzen entfremdet zu sehen, auf welche nicht das geringste Recht erweislich wär.

So ward die unglückliche Marie verurtheilt in ihrem sechzehnten Jahre, als eine Wittwe, als eine Verstossene den Schleyer anzunehmen, da sie unablässig auf Wiederbesteigung des Throns hoffte. Ihr Sträuben half nichts, man wußte Mittel, ihr Neigung zu dem Stande zu machen, den sie verabscheute, wußte Mittel, die Stimme ihrer Klagen zu unterdrücken, und die Welt zu bereden, das Kloster sey ihre freye Wahl, weil sie die zu Verona erlittenen Beschimpfungen, auch wenn sie die vollste Genugthuung erhielt, nie glaubte verschmerzen zu können.

Dieses war es auch, was man den jungen Kaiser und die Kaiserin Adelheit von der ganzen Sache überredete. Die letzte glaubte es recht gern, weil sie aufrichtig wünschte, diese Marie, die sich ihr so zuwider gemacht hatte, möchte mit Anstand, und ohne eben darum un-

glücklich zu werden, vom Schauplatz abtreten, und Otto konnte nach der letzten Unterredung, die er im Gebürge mit seiner Gemahlin gehabt hatte, auch keinen großen Zweifel in die Wahrheit der Sache haben. Mariens Empfindlichkeit, ihre üble Laune bey der ersten die Aussöhnung einleitender Zusammenkunft, ihr hartnäckiger Eigensinn nicht zu erscheinen, da der Gemahl, dem **sie** hätte entgegen kommen sollen, **ihr** mit friedlichen Gedanken entgegen ging, und alles wahre oder falsch ausgelegte was sich von ihr sagen ließ, würkte mit, die Erdichtungen ihrer Feinde zu bestättigen, und so — war die Arme ohne Rettung verlohren.

Otto zum Ruhm sey es gesagt, daß er lang über den Verlust einer Gemahlin trauerte, die keinesweges seine Liebe und Achtung in jeder Rücksicht verdiente, und spät, sehr spät den Eindrücken neuer Liebe Raum gab; gewiß, ein sechzehnjähriger Prinz, der so handeln konnte, verdiente wenigstens in dieser Betrachtung den stolzen Beynamen Mirabilia Mundi.

Viertes Kapitel.

St. Adalbert der Märtyrer.

Theophanie hatte nur halb gesiegt, indem sie durch ihre Ränke eine von ihr nicht gewählte Kaiserin vom Throne verdrängt hatte; der andere Theil ihres Unternehmens, ihre griechische Base, die junge Helene, auf die ihr längst bereitete Stelle zu heben, blieb ihr noch übrig, und sie leitete ihn mit der ihr eigenen Klugheit ein. Ihre Vorschläge zu dieser Heyrathswerbung, mit welchen sie jetzt hervortrat, fanden mehr Eingang, als sie vielleicht selbst gehofft hatte. Der Kaiser mußte eine Gemahlin haben, der trauernde Otto mußte durch neue Liebe über die alte getröstet werden. Keine abendländische Prinzessin war vorhanden, auf welche man in Ansehung der Schönheit, des Alters, und zeitlicher Vortheile hätte wählen können, und so fiel der einhellige Ausspruch auf die byzantinische Helene. Adelheit schwieg, sie hätte wohl eine andere gewußt, die sie ihrem Otto hätte gönnen mögen, aber sie ward nicht gehört, auch trug sie Bedenken, derjenigen, die sie sich zur Tochter wünschte, vielleicht ein ähnliches Schicksal, wie der unglücklichen Marie zu bereiten. Sie kannte Theophanien nun genug, um über-

zeugt zu seyn, daß sie alles vermöge, was sie wolle.

Derjenige, welcher sich der griechischen Verbindung allein entgegen setzte, war Bischof Adalbert, er konnte die betrübten Händel mit der arragonischen Prinzessin und seine vergeblichen Bemühungen, sie zu schlichten, noch immer nicht vergessen; er behauptete, Otto sey noch nicht für ehelos zu achten, Klostergelübde könne keine Ehe trennen. Ehe sey Gottes Einsetzung, Klosterstand Menschenwerk, und was dergleichen ketzerische Meynungen mehr waren; auch führte er sehr nachdenklich den Schaden ein, der von je her aus den constantinopolitanischen Verbindungen erwachsen wär, wobey er es nicht an deutlichen Winken auf Theophanien fehlen ließ. Adalbert hatte genug, oder vielmehr schon zu viel gesagt. Man hatte ihm seinen ehemaligen Verstoß wider den geistlichen Wohlstand, die Führung des Speers für eine Unschuldige noch nicht vergessen; bis jetzt war er nur noch mit leichten Bußen hinweg gekommen, nun aber verband man das neue mit dem alten, und ihm ward Entsetzung aller geistlichen Würden zuerkannt, wenn er sich sie nicht durch einen Apostelzug zu den ungläubigen Preußen erhalten wollte.

Bischof Adalbert, von Natur geneigt zu großen und Heldenmuth erfordernden Dingen, und überdieses des Hoflebens und der Ungerechtigkeiten der übrigen Bischöfe herzlich müde, trug kein Bedenken, eine Sache zu übernehmen, die in den damaligen Zeiten im bösen Ruf war, und an die niemand sich leicht wagte, dem sein Leben lieb war. Die heidnischen Preußen pflegten der Bekehrer, die man ihnen von Zeit zu Zeit zusandte, übel zu warten; und sich zu ihrem Apostel aufwerfen, oder nach der Märtyrerkrone zu ringen, war so ziemlich das nehmliche.

Der junge Kaiser, welcher Adalberten sehr liebte, forderte schlechterdings, daß man ihn dieser harten Buße entlassen solle, aber dieser hatte den geistlichen Ritterzug schon selbst so lieb gewonnen, daß er der Erlassung entsagte, dem traurenden Otto glückliche Wiederkunft mit Gewißheit verhieß, und sich auf den ärgsten Fall, nichts als ein friedliches unbeschimpftes Grab von ihm erbat!

Otto, ganz uneingedenk des Anstands, welchen die kaiserliche Würde von ihm forderte, fühlte sich nur jetzt als Jüngling, als Schüler dessen, der so traurigen Abschied von ihm nahm; er zerfloß in Thränen, und das Mittel, das man brauchte, ihn zu trösten, war gewiß nicht

von der Art, Eingang bey einem Gemüth wie das seinige zu finden.

War dies die Zeit, ihm das Bild seiner griechischen Braut zu zeigen? Konnte sein Herz in solchen Augenblicken empfänglich für die Liebe seyn?

Helena war schön, wie die, welche diesen Namen zuerst berühmt machte, aber Otto warf ihr Bild gleichgültig auf die Seite, und versicherte, wie, wenn Schönheit seine Wahl entscheiden sollte, gewiß nicht die Griechin, sondern eine andere, die er einst zwar nur auf einen Blick gesehen habe, den Preis erhalten würde. Man drang in ihn, sich deutlicher zu erklären, aber er erklärte, daß er jetzt zu nichts weniger aufgelegt sey, als zu ähnlichen Gesprächen, da ihm der Abschied und die Lebensgefahr seines Freundes und Lehrers im Sinne schwebe. Man ließ ihn denn in Ruhe, weil man die Gleichgültigkeit gegen Helenens Reize und das, was er weiter hierüber sagte, nur für einen Anfall von Unmuth und Eigensinn auslegte, dergleichen große Herren zuweilen unterworfen sind; auch setzte man nichts desto weniger die Heyrathswerbung fort, und säumte nicht, den Bischof von Piazenza und den von Würzburg mit gehörigen Vollmachten alles richtig zu machen,

nach

nach Constantinopel abgehen zu lassen; es war in den damaligen Zeiten, wie meine Leser schon gemerkt haben müssen, Sitte, Geschäfte von dieser Art allemal den Bischöfen zu übertragen.

Vielleicht ist euch, meine Theure, der Bischof von Cremona, der bey der Werbung um Theophanien den Bart im Stiche ließ, noch im Andenken, und wir müssen euch sagen, daß die diesmaligen Brautwerber noch glücklich gewesen wären, wenn sie mit einem so leichten Verlust hätten davon kommen können.

Es ließ sich viel über diese Brautwerbung schreiben, wenn wir eigentlich die Geschichte Otto des Dritten unter der Feder hätten. Einem so großen Gegenstande nicht gewachsen, begnügen wir uns nur mit einigen Winken.

Ach der schöne, von Theophanien so lang angelegte, so mühsam behauptete Plan, scheiterte in dem Augenblicke, da er zur Ausführung kommen sollte! Entweder man war griechischer Seits, um des Aufschubs willen, den die Sache durch die arragonische Heyrath erlitten hatte, aufgebracht, oder man hatte es nie anders in Willens gehabt, als die Abendländer, so wie man gewohnt war, zu äffen. Ohne daran zu denken, daß Theophanie, die hier die Freywerberin ihres Sohns war, wenigstens als Griechin

von ihren Landsleuten bessere Begegnung verdiente, ließ man sie erst mit ihren Vorschlägen so weit gehen, als sie konnte, erwiederte höfliche Briefe und Gesandtschaften mit äußerster Verbindlichkeit, tauschte unschätzbare Geschenke gegen gewaltige Versprechungen ein, und wußte es denn geschickt so einzurichten, daß die abendländischen Gesandten, welche alles zur Richtigkeit bringen, und die Braut heimführen sollten, gerade zu ihrer Vermählung mit einem andern Prinzen kamen, der sich mit dem abendländischen Kaiser an Macht und Hoheit nicht vergleichen konnte, und nur den Vorzug hatte — daß er ein Grieche war.

Die Bischöfe waren nicht angewiesen, Beschimpfungen mit guter Art zu ertragen. Das griechische Hohngelächter beleidigte sie, sie sprachen mit solchem Ernst und Nachdruck, als ob sie hier von des Pabstes Bannstrahlen geschützt werden könnten; man verlachte ihre Wuth, und schickte sie, als sie durch nichts zur Ruhe zu bringen waren, aufs äußerste beschimpft zurück in ihr Land, welches nur der eine erreichte. Der Bischof von Würzburg, dessen deutsches Herz sich für erlittenen Hohn nicht durch Hoffnung heimlicher Rache trösten konnte, starb unterweges, und gab den damaligen Epigramatisten Anlaß zu einer Menge kleiner Gedichtgen,

deren Inhalt unter verschiedener Einkleidung durchgängig dieser war: der sicherste Weg die Märtyrerkrone zu erringen, sey die Preußen zu bekehren, oder um eine griechische Prinzessin zu werben.

Ach der erste Theil dieses ungesalzenen Scherzes ging auf den redlichen Bischof Adalbert, welcher in der That zur selbigen Zeit seinen Untergang unter den Händen derjenigen gefunden hatte, welche man zur damaligen Zeit mit Recht unter die wildesten Völker der Erdbodens rechnete.

Adalbert war ein weiser, war ein sanfter Prediger des Friedens, seine Worte fanden mehr Eingang unter den Heyden, als die Worte eines preußischen Apostels, aber eben dies ward sein Untergang; diejenigen, welchen daran gelegen war, die Finsterniß in dem Lande, wo es so spät tagte, noch einige Zeit zu erhalten, wählten das schicklichste Mittel, die Würkung der Worte Adalberts zu hemmen, indem sie seine Absichten verdächtig machten. Adalbert hatte sich in seinen jüngern ritterlichen Jahren den Preußen durch seine Waffen furchtbar gemacht, noch hatte man ihm die damaligen Thaten nicht vergessen, man beschuldigte ihn jetzt, er habe sich nur darum in geistliche Kleider gehüllt, um durch schlaue List

noch größere Dinge auszurichten, als er ehemals durch die Waffen zu Stande brachte, man gab diesem Vorgeben so viel Schein der Wahrheit, daß sich alles wider ihn empörte, daß selbst die schon von ihm gewonnenen wider ihn aufstanden, und er unter ihren Händen eines Todes starb, der grausam genug war, um ihm die himmlische Glorie, und noch bey der späten Nachwelt den Namen eines wunderthätigen Heiligen zu erwerben.

Die mißlungene Werbung machte auf niemand einen tiefern Eindruck, als durch die Kaiserin Theophanie, welche auf den empfangenen Schimpf so gewaltig erschüttert wurde, daß sie die Vorboten des Todes zu fühlen vorgab. Die Kaiserin Adelheit, anstatt sich über die Fehlschlagung zu betrüben, empfand etwas, das einer kleinen boshaften Schadenfreude nicht ganz unähnlich sah. Dem jungen Kaiser redete man gewaltig zu, daß dies eine Sache sey, die er sich zu Herzen nehmen müsse, aber er überließ es seinen Fürsten, den treulosen Griechen eine kleine Diversion zu machen, die ihnen die Hochzeitfreude ein wenig verbitterte, und zog hin, bey dem Grabe des heiligen Adalberts zu weinen.

Der klägliche Tod dieses geliebten Lehrers war es, was jetzt seine ganze Seele beschäftigte. Man kann sich keinen dankbarern

Schüler denken als Otto war, keine Belohnung dünkte ihm zu hoch für diejenigen, die ihn auf den Pfad der Weisheit und Tugend geführt hatten, und sein Schmerz, wenn sie dem Lohn, den er ihnen zudachte, zu früh entrissen wurden, war mit nichts zu vergleichen. Adalbert war noch ein junger Mann, Otto rechnete darauf, daß er alle damalige *) Päbste überleben, und einst die dreyfache Krone tragen könne; der Gedanke, einen solchen Mann auf dem heiligen Stuhl zu sehen, und mit ihm vereint den boshaften Crescentius zu demüthigen, war ihm ein Freudenfest. Jetzt blieb das, was dem heiligen Verstorbenen zugedacht war, für einen andern seiner Lehrer, für Gerberten aufbehalten, der der Nachwelt noch unter dem Namen Sylvester des zweyten bekannt ist, und Adalbert bekam, was er gebeten hatte, ein friedliches unbeschimpftes Grab. Otto und ein anderer Verehrer des frommen Weisen, Herzog Boleslav von Pohlen, hatten den Preußen, denen man jetzt mit Gewalt nichts anhaben konnte, die heiligen Gebeine (die Sage berichtet mit so viel

*) Päbste; denn zur damaligen Zeit waren immer wenigstens zweye vorhanden, welche gerechte Ansprüche auf diesen Namen hatten, wechselsweise vertrieben, wieder eingesetzt, verstümmelt, auch nach Gelegenheit getödtet. Gregor V. und Johann XVI. behaupteten damals abwechselnd den Vorzug, nachdem das Glück und Crescentius wollte.

Gold als sie schwer waren) abgekauft. Schon ruhten sie in einem Marmorgrabe zu Gnesen, und der fromme Otto wallfarthete dahin mit blossen Füssen und unbedecktem Haupte für seine Seele zu beten, oder vielmehr sich selbst dem Schutze des Heiligen zu empfehlen. Die ganze Welt war ihm nichts in diesen Augenblicken. Alle Helenen von ganz Griechenland hätten ihm keinen Seufzer, keine Thräne ablocken können; der Krone zu entsagen war er vielleicht in diesen schwärmerischen Stunden fähig gewesen, wo nichts ihm groß dünkte, als die Gegenden jenseit des Grabes, wo Adalbert mit der Märtyrerkrone prangte.

Fünftes Kapitel.

Nachholungen.

Die Kaiserin Adelheit nicht ganz zufrieden mit der überirdischen Laune des jungen Kaisers, und doch zu klug, ihr auf unvorsichtige Art Einhalt zu thun, ließ ihn ziehen, wohin ihn Freundschaft und Andacht lockten, und sann auf Mittel, ihn bey seiner Rückkunft ein wenig von den Sternen auf die Erde herabzuziehen. Die Anlage hiezu war schon längst gemacht, jetzt

kam alles auf glückliche Ausführung an. Dem Leser alles, was hierin gethan war, deutlich zu machen, ist nöthig, ihn ein wenig in die Vergangenheit zurück zu führen.

Bald nachdem Werner von Bernburg und Luitgard von Meißen die arragonische Marie vom Tode retteten, ach was sage ich, noch **vor** diesen Geschichten, die den Charakter des jungen Fräuleins in ein so rühmliches Licht setzten, wachten in dem Herzen der Kaiserin Adelheit alle alte Wünsche zur Erhebung der Tochter Marggraf Eccards auf den Kaiserthron von neuem auf. Sie wünschte ihre Tugend durch die Krone belohnt, wünschte den jungen Otto durch eine solche Gemahlin beglückt zu sehen. Daher kam es, daß, ob sie gleich zu edel war, den Untergang der jungen Königin zu suchen oder zu begünstigen, sie es doch nicht ungern sah, daß sie — wie man sagte — **freywillig** vom Schauplatz abtrat, und einer andern an Ottos Seite Platz machte. Aber auch diese **andere**, diese Luitgard, in welcher sich damals von neuem alle Wünsche Adelheits vereinigten, war zur Zeit, da diese Dinge zuerst wieder in Ueberlegung kamen, unglücklicher Weise vom Schauplatz abgetreten, war verschwunden, niemand konnte sagen wohin. Das letzte, was die Kaiserin von dem edeln Mädchen wußte, war

ihr großmüthiger Entschluß, einer verlassenen Königin, an welche sie weder Dankbarkeit, Freundschaft, noch Wohlgefallen, nur das Mitleid fesseln konnte, ins Elend zu folgen; Olympie, die hier nicht ganz mit dem Verfahren ihrer jungen Dame zufrieden war, das sie übertrieben nannte, überschrieb es der Kaiserin nach Rom, und erhielt Befehl, nach dem Schloß am Garda-See zurückzugehen, und die Rückkunft des Fräuleins oder Nachricht von ihr daselbst zu erwarten.

Daß Luitgard Marien nicht so bald verlassen würde, konnte man denken; sie würde nicht gutwillig sogleich von der geschieden seyn, welcher sie sich einmal so freundschaftlich angenommen hatte, und daß Marie ihre Retterin so kurz vor der Thür verabschieden würde, ließ sich noch weniger denken. Nach diesen Voraussetzungen konnte Olympie nicht hoffen, ihr Fräulein in den nächsten Wochen oder Monaten wiederzusehen, aber Nachricht, baldige Nachricht von ihr konnte man sich doch versprechen, und diese — erfolgte nicht.

An eben dem Tage, da die Kaiserin hierüber wieder einen klagenden Brief von Olympien erhalten hatte, kam Otto nach einer ziemlich langen Abwesenheit nach Rom zurück; niemand wußte, wo er gewesen war, kaum das

konnte man aus einigen Umständen schließen, daß er den jungen Grafen von Bernburg, seinen Freund, zum Gesellschafter gehabt hatte. Der Unmuth, mit dem er zurückkehrte, und die Fehlschlagung seiner Absichten machte ihn offenherzig, er gestand der Kaiserin, daß er und Werner auf das Geschrey von Mariens Todesgefahr nach Verona gegangen wären, sie zu retten, daß wegen einiger einfallenden Umstände, er seinem Freunde dieses Geschäft habe überlassen müssen, und daß der Befreyer der Königin niemand anders gewesen sey, als Werner von Bernburg, eine Sache, die auf Bitte dieses großmüthigen Jünglings von den Kampfrichtern, denen er allein sich entdeckt hatte, verschwiegen wurde, und also Adelheiten neu war.

Otto erzählte weiter von Mariens Reise nach ihrem einsamen Schlosse, von seinen Bemühungen sie dort zu sehen, und von der Vereitelung seiner Wünsche mit ihr wieder auf einen guten Ton zu kommen; alles Dinge, die der Kaiserin ebenfalls so neu als befremdend waren; sie hatte nicht geglaubt, daß Marie von ihrem jungen Gemahl in solchem Grad geliebt worden sey. Ob ihr die Fehlschlagung seiner Absichten lieb oder leid war, das gehört nicht hieher. Ihre Hauptgedanken blieben am Ende doch am meisten mehr bey Luitgarden als

bey der arragonischen Marie stehen. Sie hatte die Königin begleitet, Otto war in diesen Gegenden gewesen, und er mußte also nothwendig von ihr Nachricht zu geben wissen.

Die eifersüchtige Königin, die auf den blossen Gedanken, ihr Gemahl könne Luitgarden sehen, sie so unvorsichtig von sich entfernte, hatte natürlich in der einigen Unterredung, die sie mit ihm gehabt hatte, von **ihr** nicht gesprochen, und Otto wußte also nichts weiter zu sagen, als daß Mariens endlose Klagen unter andern auch ihre Einsamkeit, und den gänzlichen Mangel an weiblicher Gesellschaft betroffen hätten.

Aber Gott, schrie Adelheit! was muß aus ihrer Begleiterin Luitgard geworden seyn?

Eine von Mariens würdigen Eigenheiten, versetzte Otto, ist auch die Undankbarkeit, sie hat ihrer Retterin mit keinem Worte erwehnt, und ich weis euch also nicht zu antworten.

Kennt ihr Luitgarden? mein Sohn.

Ich sah sie zu Verona kurz vor dem Kampfe auf einen Augenblick, und habe viel von ihr gehört; dies ist genug mich mit euch wünschen zu machen, daß man wüßte, wo das edle Geschöpf, das sich so großmüthig selbst aufopferte, hingekommen sey, da ich sie nach Mariens Aeußerungen nicht bey ihr glauben kann.

Der Wille des Kaisers und der Kaiserin war das Signal zu sehr ernstlichen Nachforschungen. Man schickte Boten nach dem Schloß im Gebürge, welches Marie schon zu dieser Zeit verlassen hatte, und wo man also weder von ihr noch von Luitgarden erfahren konnte. Man trug sich in der Folge mit verschiedenen Gerüchten von ihr, bald sollte sie entführt, bald im Gebürg von Räubern erschlagen, bald mit der Königin ins Kloster gegangen seyn. Keine Gewißheit war hier zu erlangen möglich, bis Adelheit nach einiger Zeit von ihrer Tochter, der Aebtißin von Quedlinburg, unverhofft die Nachricht erhielt, Luitgard sey in den Händen der Grafen von Nordheim, und werde nächstens durch Werners Hülfe frey werden. Marggraf Eccard bekümmerter über den Verlust seiner Tochter als irgend jemand, war zu dieser Zeit schon auf dem Rückzuge nach Deutschland, man sandte ihm die erfreuliche Botschaft nach, die ihm aber schon nicht mehr neu war, weil er sie bereits aus Albins Munde erhalten hatte.

Zu dieser Zeit war es, daß die Kaiserin an die Prinzeßin Mathilde ohngefehr in diesen Worten schrieb: „Ich weis, meine Tochter, was Luitgard euch immer war, und wie ihr trauertet, fast möchte ich sagen, mit mir zürntet, als ich meine Absichten ihrentwegen änderte, und ihr die Prin-

zessin von Arragonien vorzog. Mich dünkt, ich bin für diesen Schritt gestraft worden, und ich freue mich, daß Mariens kluger Entschluß zum Kloster, mich in den Stand setzt, meinen Fehler zu verbessern. Befördert die Befreyung des Fräuleins mit dem euch eigenen Eifer, ladet sie zu euch nach Quedlinburg ein, und empfangt sie als die künftige Braut des Kaisers, denn das ist sie, nicht nur nach meiner Wahl, sondern auch nach dem Beytritt mehrerer Fürsten, und nach Marggraf Eccards Einwilligung. Da Ottos Herz von Mariens Verlust noch zu tief verwundet ist, so erfährt er vor der Hand nichts von unsern Anschlägen zu einer zweyten Verbindung, und es würde also auch vor der Hand unnöthig seyn, Luitgarden mit denselben bekannt zu machen; sie geniesse einen Theil der Ehre ihres künftigen Standes, geniesse eure vermehrte Zuneigung als einer künftigen nahen Verwandtin, woher ihr aber dieses komme, bleibe verschwiegen, bis auf bestimmte Zeit. Möchte doch die Vorsicht Wünsche begünstigen, deren Erfüllung den Kaiser und mich so glücklich machen würden! Doch ich zweifle nicht; alles ist ja richtig bis auf die Einwilligung der beyden Hauptpersonen, und wie sollte diese mir fehlen? — Ich habe Spuren, daß Luitgardens Reize Ottos Augen nicht entgangen sind, unge-

achtet er sie kaum auf einen Blick sah, und welchen Eindruck der Ruf ihrer Tugend auf ein tugendliebendes Herz machen müsse, das ist ja unstreitig. Luitgard wird sich leicht bequemen, wenn sie sieht, daß ihre Einwilligung mein Glück ist. Auch ist Otto liebenswürdig genug, ein unbefangenes Herz zu besiegen. Ich wüßte ja niemand, der ihm bey meiner theuren Luitgard, bey meiner holden gewünschten Tochter Eintrag thun könnte, als etwa Erich der Unbekannte, welcher ja, wie man sagt, längst nicht mehr ist, und überhaupt mit einem Kaiser auf keine Wahl kommen kann." — —

Luitgard ward frey, die Aebtißin von Quedlinburg empfing sie mit offenen Armen, empfing sie ganz so, wie der Brief der Kaiserin forderte, sie selbst liebte das Fräulein so innig, und kannte keine Würdigere und Gewünschtere, den ersten Thron der Welt zu zieren. Sie erforschte ihr Herz in der Folge und fand es liebeleer, sie sprach mit ihr von Erich, und die Würkung der letzten Unterhaltung mit der Gräfin von Nordheim über diesen Gegenstand zeigte sich. Mathilde überschrieb dies der Kaiserin, und stärkte dadurch ihre Hoffnungen. Beyde Damen waren voll Ungeduld, mit ihren Lieblingsplanen losbrechen zu können, aber — neue Hindernisse legten sich dazwischen.

Theophanie und die meisten der Reichsfürsten wünschten die griechische Prinzessin Kaiserin zu sehen, ihr Wille drang durch, und Adelheit preißte sich glücklich, von der Tochter des Marggrafen von Meißen noch geschwiegen, und durch Aeußerung ihrer Wünsche diese unschuldige Seele nicht Theophaniens Verfolgungen ausgesetzt zu haben.

Die griechischen Heyrathswerbungen erforderten Zeit, zwar wurden sie vorsichtig eingeleitet, und emsig fortgesetzt, aber doch vergingen Jahre, ehe man ihrem Ende entgegen sehen konnte. Adelheit und Mathilde hofften oft die Vernichtung einer Sache, die sich so sehr ins Weite dehnte, die erste schien einigemal nicht ungeneigt, durch einige heimliche wohlangebrachte Züge diese Hoffnung zu befördern, aber die fromme und weise Aebtissin von Quedlinburg hielt sie zurück: „Laßt uns, meine Mutter,“ — so schrieb sie ihr — „keine verdächtigen Eingriffe in die Rechte der Vorsicht thun; wer kann von dem, was er wünscht, mit Ueberzeugung sagen; es sey gut? Der Erfolg entscheide über den Werth unserer Plane für Ottos Glück. Die glückliche Ausführung der Absichten Theophaniens gelte uns für göttliche Mißbilligung der unsrigen, und das Gegentheil mache uns Muth, frischer zu Werke zu gehen, und

ein Bündniß zu befördern, dem die Vorsicht durch Zerstörung aller andern ihr Siegel aufzudrücken scheint. Marie mußte Luitgarden weichen, weicht nun auch Helena, wer kann denn zweifeln, daß **ihr** die Krone vom Himmel bestimmt ist."

Wir verkennen das falsche und fehlerhafte in Mathildens Meynungen nicht, aber wir ehren die Frömmigkeit, die ihr dieselben einflößte, sie gehörten vielleicht mit zu den Eigenheiten des zehnten Jahrhunderts, auch ziemt es uns nicht, hierüber zu urtheilen, und wir kehren daher zu unserer Geschichte zurück.

Sechstes Kapitel.

Ein Sterbebette.

Zwey Jahre waren verflossen, ehe das, was Adelheit und Mathilde oft mehr wünschten als hofften, geschah. Jetzt war die griechische Verbindung ohne Mitwirkung der Kabale vernichtet, und Luitgardens Freundinnen sahen sich der Erreichung ihrer Entzwecke um so viel näher, da diejenige, welche sie allein zu scheuen hatten, die Feindin alles guten, Theophanie, von dem Verdruß über die von ihren Landsleuten erlittene

Beschimpfung würklich aufs Krankenlager geworfen, und der Hoffnung der Genesung beraubt worden war.

Wärs den Tugenhaften erlaubt, sich über die Hinwegraffung der Bösen zu freuen, so würden wir den beyden königlichen Damen, die wir so oft genannt haben, diese Freude zuschreiben. Aus Furcht, ihrem Charakter einen Flecken anzuhängen, von welchem er vielleicht frey war, übergehen wir dieses, und lassen sie überhaupt mit allen ihren Planen allein, die der Leser ohnedem vermuthlich lieber in der Ausführung als in der Anlage sehen wird. Nun so viel sey ihm gesagt, daß sie bey allen, was in der Folge geschah, Otto und Luitgarden einander näher zu bringen, die Hand im Spiele hatten. Sie handelten verborgen, und wie sie meynten um desto sicherer. Wie hätten Damen, deren Klugheit ganze Reiche beherrschte, an ihrer Fähigkeit zweifeln sollen, zwey junge Personen von zartem lenksamen Gemüth jeden Weg zu steuern, den sie wählten!

Otto kam vom Grabe des heiligen Adalberts zurück, noch waren die frommen Thränen über seinen Freund nicht vertrocknet, als ihn die Natur zu neuen aufforderte.

Die Kaiserin Theophanie lag zu Nimwegen ohne Hoffnung des Lebens; sie sehnte sich ihren Sohn, oder wie sie sich in der Hitze der Krankheit ausdrückte, ihre Söhne noch einmal zu sehen; man nannte keinen andern als den jungen Kaiser, und dieser flog auf den ersten Ruf, an dem Bette einer Mutter zu knieen, und ihren letzten Segen zu erflehen, deren wunderliche Launen ihn, so lang sie lebte, fast immer von ihr entfernt gehalten hatten. Otto war noch ein junger Herr, er brauchte Leitung; es giebt der unmündigen Fürsten mehr, die regiert seyn wollen, aber alle kommen darin überein, daß sie den Anblick der Seile nicht dulden können, an welchen man sie führt. Die sonst so staatskluge Theophanie, die ihren Sohn in seinen erwachsenen Jahren immer noch für ein Kind hielt, fehlte hierin sehr, und scheuchte ihn dadurch in Adelheits Arme, die ihm gleichfalls lenkte wie sie wollte, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn immer fühlen ließ, daß er König war. — Theophanie besaß auf diese Art immer nur den geringern Theil der Macht im Reiche. Sie hatte die Uebergewalt als Regentin, und Adelheit hatte das Herz des Kaisers.

Otto war zartfühlend genug, sich auf der Reise nach Nimwegen tausend Vorwürfe zu ma-

chen, daß er die, die er nun verliehren sollte, so wenig gesehen hatte, und sein Schmerz war halbe Verzweiflung, als er sie, deren Verzeihung ihn trösten sollte, in der Unmöglichkeit fand, ihm diesen Trost zu gewähren, denn Theophanie lag, als er erschien, schon seit mehrern Tagen des Gehörs und der Sprache gänzlich beraubt. Zeichen vertraten die Stelle der Worte; eine traurige Unterhaltung! selbst denen nur halb verständlich, die genöthigt sind, durch sie die heftigsten Gefühle des Herzens gegen einander zu äußern, und ganz unbedeutend für andere. Thränen beschlossen von beyden Seiten die stumme Trauerscene, und die Kaiserin fühlte sich so ermattet, daß sie ihrem Sohn winkte, sich zu entfernen, und ihr Ruhe zu gönnen.

In dem Augenblick, da Otto schon die Thür ergriffen hatte, ihrem Befehl zu gehorchen, trat von der andern Seite eine Person ein, die dem Kaiser, indem er sich umwandte, in die Augen fallen mußte, und deren unvermuthete Erscheinung, hätte er nicht mit dem sanftesten Herzen männlichere Empfindungen verbunden, ihn der Ohnmacht nahe gebracht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung einen Todgeglaubten leben sehen, und ists zu verwundern, daß alle Triebräder des Lebens stocken, wenn der Erscheinende unser Busenfreund war?

Bey Otto blieb es bey starrem Entsetzen. Er sah den Eintretenden, sah ihn noch einmal, vergaß, daß er gehen wollte, stand einige Augenblicke unbeweglich, ging dann einige Schritte vorwärts, und stürzte mit dem Namen, Erich! in seine Arme.

Erich, sich der Wichtigkeit des Orts und der Kostbarkeit der Augenblicke besser bewußt, als sein königlicher Freund, erwiederte seine Liebkosungen nur flüchtig, und eilte nach dem Sterbebette, an dessen Seite er sich auf die Knie warf, die Hand der Kaiserin zu küssen.

Theophanie lag in schwerem Schlummer, aber die Berührung von Erichs Lippen schien durch alle ihre Adern zu zucken, sie erwachte, fuhr, da sie zuvor ganz kraftlos gelegen hatte, hastig auf, und brachte, da sie bis jetzt nur hole unartikulirte Laute hören ließ, ziemlich deutlich die Worte vor: O Erich! bist du endlich gekommen?

Erich schmiegte sich in die Arme, die sie schwächlich nach ihm ausbreitete; ihr ganzes Gefühl schien sich in einen einigen unaussprechlich zärtlichen Blick auf ihn aufzulösen, sie wollte ihn, der in Thränen zerfloß, an sich drücken, aber sie vermochte es nicht, und sank ohne Empfindung auf ihr Lager zurück.

Erich raffte sich auf, ließ sie unter den Händen ihrer Frauen, und trat mit dem Kaiser, der ihm wieder hieher gefolgt war, an ein Fenster, nicht um mit ihm zu sprechen, sondern ihm zu zeigen, daß ein Held, den er nie weinen sah, auch Thränen, bittre Thränen vergießen könnte.

Otto stand mehr erstaunt als bewegt an seiner Seite. Verwunderung über mehr als eine Sache dämpfte auf gewisse Art den Kummer. Erich lebendig, ihn von Theophanien auf so eine auffallende Art bewillkommt zu sehen, ihn, der nie sich außerordentlicher Gnade von ihr gerühmt hatte, was für Erscheinungen!

Es war, als wenn Erich in Ottos Herzen lesen könnte, und wenigstens den letzten Theil seiner Gedanken beantworten wollte. Ach Gott! schrie er, ich wußte nicht, wie lieb sie mir, wie lieb ich ihr war, bis auf den Augenblick, da ich sie verlieren soll!

Beyde wurden wieder nach dem Bette der Kaiserin gerufen, sie saß aufrecht, von ihren Frauen gehalten, drückte eine Art von Wohlgefallen aus, Otto an Erichs Seite zu sehen, und faßte mit inniger Zärtlichkeit beyder Hände. Sie schien ihnen viel zu sagen zu haben, aber das Vermögen zu sprechen, das sie vorhin auf einen Augenblick durch heftige Ge-

müthsbewegung wieder erhalten hatte, war hin, und alle Bemühungen, sich verständlich zu machen, vergeblich. Die Gewalt, die sie sich anthat, war unaussprechlich, ihre Ungeduld, daß es ihr so schlecht gelang, ging bis zu Thränen, und sie sank entkräftet wieder auf ihr Küssen zurück.

Nach einiger Ruhe gelang es ihr, den Namen Zoe aussprechen. Sie hatte diese Dame mit den unglücklichen Brautwerbern nach Constantinopel gehen lassen, um ihren Worten Nachdruck zu geben, und diese war von Unmuth und Krankheit aufgehalten, noch nicht zurück.

Man sagte der Kaserin, vielleicht blos um sie zu beruhigen, man erwarte sie morgen, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie sagen: denn sey es zu spät, und fing wieder an zu weinen.

Otto und Erich waren außer sich vor Kummer über den kläglichen Zustand einer Person, die ihnen jetzt theurer war als je zuvor. Gleiche Empfindungen und der Wunsch, einander zu trösten, machte, daß sie sich in die Arme schlossen. Theophanie sahe es, und ein Freudenstrahl glänzte aus ihren gebrochnen Augen; abermals schien es, daß ihr die Sprache zurückkehren wollte, aber man verstand nicht, was sie sagte. Doch ihre darauf folgende Pan-

tomime war deutlich genug, um keiner Auslegung zu bedürfen, sie drückte beyder Hände fest in in einander, befahl ihnen durch einen Wink zu knien, und legte die Hand mit der Geberde einer Segnenden auf sie. O meine Mutter! rief Otto, ich verstehe euch! Schon bindet mich innige Freundschaft an Erich, noch mehr soll es euer Befehl thun! Stehe auf, mein Freund! traure nicht, daß dir die Kenntniß deiner Geburt fehlt, der Befehl meiner Mutter macht dich zu meinem Bruder; oder hast du in der Fremde einen Namen gefunden, der dir mehr zukommt? — Leider nein! seufzte Erich, die Personen, an welche mich die Kaiserin verwies, waren taub gegen meine Bitten!

Theophanie konnte nach dem, was man von ihrem geschwächten Gehör wußte, nichts hievon verstehen, doch dankten ihre Blicke Otto so zärtlich, als wenn sie ihn verstanden hätte.

Sie wandte sich auf die Seite, und sahe Römhilden stehen, die nach den veronesischen Händeln sich wieder unter ihre Hofstatt begeben hatte.

Römhild pflegte, wo Krankheit und Tod hausten, nur Wohlstands wegen zu erscheinen, und denn allemal von ferne zu stehen. Ein natürlicher Abscheu vor den letzten Scenen der

Menschheit machte ihr, wie sie sagte, diese Zurückhaltung nöthig.

Ein drohender Wink der Kaiserin rief sie jetzt näher herbey. Sie nahte sich langsam, auch Erich mußte sich nahen. Römhilds Gesicht erheiterte sich, und sie reichte nachgebend ihre Rechte hin, als erwartete sie, sie sollte in die seinige gelegt werden. Erich sahe sie mit einem sonderbaren Blick an, ohne eine Bewegung zu machen, als wollte er ihr entgegen kommen. Theophanie schlug Römhidens Hand zurück, nahm das Ende ihres Gürtels und legte es in Erichs Hand, drohte denn noch einmal, und winkte Römhilden sich zu entfernen.

Sie ist nicht mehr bey sich selbst, sagte Römhild zu den Umstehenden, und ein fürchterlicher Laut aus Theophaniens Munde antwortete ihr. Wahrscheinlich verstand Römhild besser als irgend jemand, was die Sterbende meynte, aber es war ihr Vortheil, sie nicht zu verstehen, und alle deutlichere Erklärungen zu verhüten.

Von diesem Augenblicke an bekamen Otto und Erich die Kaiserin, ungeachtet sie noch mehrere Tage lebte, nie anders als schlafend zu sehen, man sagte ihnen, sie wüthete wachend zu fürchterlich, und habe ausdrücklich zu verstehen

gegeben, sie wolle in diesen schrecklichen Stunden niemand zum Schauspiel dienen.

Wahr war es allerdings, daß Theophaniens letzte Tage sehr schwer waren, und daß sie die meiste Zeit irre redete; ob aber jenes Verbot würklich von ihr oder von Römhilden kam, die, ungeachtet sie in dem Krankenzimmer nur von ferne stand, doch hier über Arzt, Gewissensrath, und alles unumschränkt herrschte, dies überlassen wir der willkührlichen Entscheidung der Leser.

Siebentes Kapitel.

Mißverständnisse.

Theophaniens Tod endigte die Trauerscenen zu Nimwegen. An dem Tage, da ihre Seele die langsam erstarrende Hülle völlig verlassen hatte, traf Zoe ein. Der Zufall wollte, daß Erich einer der ersten war, die ihr entgegen kamen. Auch Zoe ward von Erich dem Unbekannten aus alter Dankbarkeit kindlich geliebt. Sie umarmte ihn, und fragte, ob die Kaiserin lebe. Gott! rief sie bey der Verneinung, man hielt mich in der letzten Nachtherberge mehrere Tage auf unter dem Vorwand, man wolle mich zur rechten Zeit rufen lassen. Erst diesen Morgen kam

dieser Ruf in Theophaniens Namen, mit der Meldung der äußersten Gefahr, ich eilte und komme nun doch zu spät? —

Erich antwortete mit dem lebhaftesten Ausdruck des Schmerzens, und einigen Aeußerungen, die Zoe wohl verstand. Tröstet euch, mein Sohn, sagte sie, und vergesset nicht, diesen Abend mich zu besuchen, ich habe euch Dinge von Wichtigkeit zu sagen, die ihr annehmen müßt, als ob sie von dem Munde der Kaiserin gesprochen wären.

Römhild war es, die diese Unterredung unterbrach, Zoe hatte mit ihr eine lange Privatunterhaltung; als am Abend Erich kam, die alte Dame zu besuchen, war sie noch nicht geendigt. Zoe erklärte, daß sie das, was sie ihm zu sagen habe, füglich auch in Römhilds Gegenwart vorbringen könne, und machte ihm eine lange verwickelte Erzählung von den griechischen Händeln, und andern ihm gleichgültigen Dingen, die der, welcher Sachen, die ihm von der äußersten Wichtigkeit waren, hier erwartet hatte, nicht ohne Unwillen von ihr anhören konnte.

Es war in den folgenden Tagen unmöglich, sie allein zu sprechen, oder traf er sie endlich einmal so wie er wollte, etwas anders von ihr zu hören, als die Anweisung, sich Röm-

hilden gefällig zu machen, wenn er den Weg zu seinem Glücke finden wolle; worüber er endlich voll Ungeduld den Entschluß faßte, Nimwegen zu verlassen, und dem Kaiser, der sich gütiger als je gegen ihn bezeigte, an jeden Ort der Welt zu folgen.

Der Weg von Nimwegen nach den Gegenden, wohin der Kaiser gedachte, ging wohl keines weges über Quedlinburg, gleichwohl wußte Otto selbst nicht wie es kam, daß er ihn wählen mußte, und was noch sonderbarer war, es fand sich, daß man ihn dort erwartet hatte.

Jedermann liebte den Enkel Otto des Grossen, man hatte ihn lang nicht in diesen Gegenden gesehen, alles strömte herbey, ihn mit lautem Jubel zu bewillkommen. Dies machte den Eindruck bey weitem nicht auf ihn, den es sonst gemacht haben würde. Er kam von Adalberts Grabe, kam von Theophaniens Sterbebette. — Scenen des Todes pflegten sich aus dem Gemüth junger gutdenkender Personen schwerer zu verlieren, als bey Personen von höhern Jahren, die auch bey dem regsten Gefühl für ernsthafte Dinge, doch dem Menschenwürger schon zu oft ins Gesicht gesehen haben, um seine Schrecknisse noch allzutief zu fühlen.

Das bunte lärmende Gewühl, das den jungen Kaiser umgaukelte, glitt vor ihm fast

unbemerkt dahin, das erste, was sein Auge ein wenig fesselte, war seine Tante Mathilde in ihrer feyerlichen Ordenskleidung, und eine junge Dame in tiefer Trauer an ihrer Seite, die man ihm als Marggraf Eccards Tochter vorstellte. Otto hatte eine seltsame Empfindung, als er Luitgarden sahe, und sie ihm genannt ward. Sie sprach zu ihm mit der lächelnden Unbefangenheit einer Person, die vollkommen weis, was sie hier zu sagen hat, und er antwortete ihr mit der äußersten Bestürzung. Sie trat zurück, um andern Platz zu machen, aber er mußte sie unabläßig mit den Augen unter den übrigen wieder aufsuchen. Was seine Blicke auf eine so seltsame Art nach ihr hinzog, wußte er nicht. Ihre Schönheit nicht, sagte er zu sich selbst, sie ist groß, aber nicht außerordentlich; schöner ist sie freilich immer, als Marie und die griechische Helena, aber dies ist noch nicht allzuviel, auch habe ich sie heute nicht zum erstenmal gesehen, ich bemerkte sie jenesmal zu Verona so gut, daß ich sie unter tausenden hätte wieder kennen wollen.

Als Otto sich abermals bey Blicken nach Luitgarden ertappte, überzeugte er sich gewiß, daß seine Neugier nicht ihre Person, sondern ihre Kleidung betreffe. Um wen mag sie die Trauer tragen? sagte er zu sich selbst, Marg-

graf Eccard ists wohl, und sie gehört nicht zum kaiserlichen Hause.

In der That hätte Theophaniens Tod einer Dame von Luitgards Range wohl Ursach geben können, sich in Krep zu hüllen, aber die Hoftrauern sind erst eine Erfindung der neuern Zeiten, man trug damals um niemands willen den Kummer auf der Außenseite, der nicht durch Blut oder Freundschaft dem Herzen nahe war. Otto hatte zehnmal die Frage, die ihn, wie er meynte, allein beunruhigte, auf der Zunge, sie an die Aebtißin oder an jemand andern zu richten, aber es war sonderbar, er konnte Luitgardens Namen nicht über die Lippen bringen, und schwieg also.

Bey der Abendtafel, da das Fräulein ihm sehr nahe saß, wuchs ihm, er wußte selbst nicht wie, der Muth so, daß er ihr selbst, freylich mit einer wichtigern Miene als hier nöthig gewesen wär, seine Befremdung über ihre Tracht bezeugte.

Ich habe einen sehr lieben Freund verlohren, sagte Luitgard, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten. Bischof Adalbert ist nicht mehr, ich werde ihn beweinen so lang ich lebe!

Bischof Adalbert? schrie Otto mit einem Tone, der mehr Freude als Kummer verrieth, Adalbert, euer Freund?

Ja, mein Freund, und Graf Werners; wir sind einig geworden, um ihn die Trauer zu tragen, bis wir einen ganzen Tag ohne Thränen um ihn zugebracht haben.

Graf Werner, welcher seinen Namen nennen hörte, trat herzu; seine Rüstung war mit einer schwarzen Binde umschlungen, die die Trauer um den heiligen Märtyrer weniger verrieth, als die Miene des Kummers, welche sein Gesicht bey seiner Erwehnung überzog.

O Werner! rief Otto, wie lieb seyd ihr mir wegen dieser Tracht! wie lieb weil Adalbert euer Freund war! — Diese Worte gingen wohl zur Hälfte auf Luitgarden, welche sich derselben aber nicht annahm, sondern mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit sich in das Gespräch von Adalbert mischte, das sich nun erhub. Man sahe, daß der Kaiser mit dem Grafen von Bernburg und der jungen Marggräfin von Meißen zu sprechen hatte, alle Zwischenräume, die sie trennten, wurden leer, und ein Gespräch begann, das beym Ende der Tafel bey weitem noch nicht geendigt war, und zu dessen Fortsetzung man den künftigen Tag ansetzte.

Die Prinzessin Mathilde saß gegenüber, und erstaunte, schon so früh einen Anfang ihrer Wünsche zu sehen.

Otto und Werner, Luitgard und Otto sprachen die künftigen Tage unablässig von Adalbert ohne endigen zu können, manche Thräne wurde dazwischen geweint, und ohne Zweifel würde dieses noch lang gedauert haben, wenn sich nicht etwas neues darein gemischt hätte.

Nicht all unsre Freunde, sagte Otto eines Tages in Luitgardens Gegenwart zu Werner, die wir verlohren zu haben glauben, sehen wir erst jenseit des Grabes wieder. Man hat Exempel von auferstandenen Toden. Bereite dich, Werner, dein Freund und der meinige, Graf Erich lebt, und wird morgen hier seyn.

Luitgard fühlte, daß ihr das Blut bey diesen Worten schneller zum Herzen lief, vor ihren Augen wards dunkel, und sie würde gesunken seyn, wenn sie sich nicht gähling erhoben hätte.

Was ist euch, Fräulein, fragte Otto und Werner fast mit einer Stimme, indem sie gleichfalls aufstanden, und sie, welche schwankte, ohne es zu wissen, unterstützten.

Ich weis nicht, sagte Luitgard, es streicht hier ein seltsamer Zugwind, ich muß mich entfernen. Werner eilte, auf Ottos Verlangen, den kaiserlichen Leibarzt Peter Lerdegar herbeyzurufen, indessen der junge Kaiser das Fräulein durch den Garten nach dem Hause zurückgleitete.

Luitgard war in einer Bestürzung, in welcher sie sich ihrer selbst nicht ganz bewußt war, sie versicherte ihren Begleiter unabläßig, ihr sey wohl und glaubte erst, daß ihr sehr schlimm gewesen sey, als sie sich nach einer Weile auf ihrem Zimmer befand, sie wußte selbst nicht wie, und zwar Otto nicht mehr, aber unter ihren Frauen, die Aebtißin und den Peter Lerdegar mit einer bekümmerten Miene um sich beschäftigt sahe.

Ich bitte euch um aller Heiligen Willen, mein Kind, rief Mathilde, als sie sich nach einer Stunde mit ihr allein sahe, was ist euch begegnet?

O, meine Mutter, rief Luitgard, Graf Erich lebt, und wird morgen hier seyn!

Dieses waren Ottos Worte, welche jenen fürchterlichen Eindruck auf sie gemacht hatten, die letzten, welche ihr, ehe sie alle Besinnung verlohr, in den Gedanken schwebten, und also natürlich auch die ersten, welche, da sie jetzt wieder sprechen konnte, über ihre Lippen gingen.

Das Erstaunen, mit welchem sie die Aebtißin ansah, bezeugte, daß sie dieselben hätte zurückhalten sollen.

Sie verschluckte das, was sie weiter sagen wollte, und schlug erröthend die Augen nieder!

Hätte ich doch nicht geglaubt, sagte die Aebtißin, welche nie geliebt hatte, mit einem etwas bittern Ton, daß Erich noch so viel Antheil an dem Herzen derjenigen haben könnte, welche Otto einer so vorzüglichen Aufmerksamkeit würdiget.

Luitgard schwieg, denn sie konnte nicht begreifen, wie Ottos Aufmerksamkeit dem Andenken Erichs Eintrag thun könne.

Ich bitte euch, Fräulein, fuhr Mathilde, die Luitgards Stillschweigen wahrscheinlich falsch auslegte, mit einem ihrer schärfsten Blicke fort, was war all diese Tage über der Gegenstand eurer emsigen Unterhaltungen mit dem Kaiser?

Bischof Adalbert!

Sehr wohl! und Graf Erich der Unbekannte wird es vermuthlich in den nächsten seyn! — Mir ists sehr wahrscheinlich, daß Otto, der mit der schönen Luitgard von nichts als Adalbert dem Märtyrer zu reden wußte, wohl gar der Freywerber seines Freundes werden wird!

Luitgard erstaunte über den Ton, in welchem die Prinzessin sprach, sie hatte ihn noch nie von ihr gehört, und sie wußte schlechterdings nicht, was sie mit demselben sagen wollte.

Auch Mathilde wußte nicht, wie sie mit dem Fräulein dran war; daß sie und der Kaiser

ser

ser all diese Zeit über von nichts als Liebe gesprochen hätten, daß sie ihrer Sache schon völlig einig wären, dies glaubte sie, weil sie es wünschte, so fest, daß es unmöglich war, ihr so leicht es auszureden. Luitgards Zurückhaltung, und die, wie sie meynte, so abgeschmackte Vorschützung des Märtyrer Adalberts beleidigte sie, und der Eindruck, den Erichs Name, aller anderer Absichten ungeachtet, auf sie gemacht zu haben schien, war ihr vollends so anstößig als unerklärlich.

Eine Art von Disharmonie hatte durch dieses kurze Gespräch zwischen den beyden Damen Platz genommen, welche alle bessere Verständigung verhinderte. Luitgard faßte sich auf die Auftritte, die ihr des nächsten Tages bevorstunden, so gut sie konnte, und es gelang ihr, sie mit Anstand auszuhalten.

Sie sahe Erich, sahe ihn an Ottos Hand, der ihn ihr als seinen liebsten Freund vorstellte, und für ihn bey ihr um ihre Wohlneigung bat. Beyde errötheten, schlugen die Augen nieder, und antworteten nichts.

Es ist schade, fuhr Otto fort, daß ich dich nur mit meiner neuen Freundin bekannt machen, daß ich dir nicht auch unsern gemeinschaft-

lichen Freund Wernern von Bernburg vorstellen kann. Ich hatte ihn gestern mit dem, was heute erfolgen würde, bekannt gemacht, aber bey aller Sehnsucht, die er gehabt haben muß, den todgeglaubten Erich wieder zu umarmen, mußte er sich demohngeachtet diesen Morgen entfernen, ohne dich gesehen zu haben, weil, wie er sagte, dringende Geschäfte ihn nach Welbeck riefen.

So lieb Werner Luitgarden war, so machte doch die Nachricht von seiner schnellen Entfernung wenig Eindruck auf sie, denn sie dachte gegenwärtig nichts als Erich, noch mehr, sie dachte sich ihn als ihren Erich, so wie sie ihn auf dem Gardaschloß mit der Hoffnung des Wiedersehens von sich ließ. Das Gerücht von seiner Liebe zu Römhild, meynte sie, könne so wohl ungegründet seyn als das von seinem Tode. Er lebte, und daß er für sie leben wollte, sagten ihr seine Blicke diesen und alle folgenden Tage, so oft sie auf die ihrigen trafen.

Zu nähern Erklärungen kam es nicht. Luitgarden verbot jenes Gefühl, welches Liebende oft dasjenige fliehen macht, was sie am meisten wünschen, Gelegenheit zur Unterredung zu suchen oder zu begünstigen, und Erich konnte, wie es schien, dieselbe nicht finden. Sie sahen, sie sprachen sich täglich, aber allemal in Ottos Gegenwart, der

Erichen, so wie bisher Wernern, gern in die Unterhaltung mit dem Fräulein zog.

Von Bischof Adalbert wurde jetzt wenig gesprochen, Erich schien sein Andenken bey dem Fräulein so wohl als bey dem Kaiser gemindert zu haben. Der letzte ließ sich lieber von Erichs dähnischen Abentheuern erzählen, und die gewissenhafte Luitgard bezeigte durch die Ablegung der Trauer, daß sie sich bewußt war, in mehrern Tagen nicht um den seligen Märtyrer geweint zu haben.

So gern Luitgard Erichs dähnische Geschichten anhörte, so fehlte es doch in denselben nicht an Zügen, die ihr zuweilen weh ums Herz machten. Er gestand dem Kaiser, daß er dort zwar unablässige Arbeit für seine Waffen, viel Ehr und Ruhm, auch viel Gnade bey dem Dähnenkönig, von welchem er mit schwärmerischer Achtung sprach, aber doch nicht das gefunden habe, was man ihm versprochen hätte, als man ihm jene Reise anmuthete, Kenntniß seiner Geburt. Der König von Dännemark, sagte er, gestand, daß er mir die beste Auskunft zu geben wüßte, das Geheimniß schien oft in der Fülle der Zuneigung für mich auf seinen Lippen zu schweben, aber er hielt zurück, weil mir, wie er sagte, das Zeichen fehlte, das mich zu dieser Entdeckung berechtigen könne, und

ohne welches er immer noch zweifelhaft bleiben müsse, ob ich derjenige sey, für welchen ich mich ausgebe. — Dieses Zeichen war ein Kleinod, das ich einst von der Kaiserin Theophanie mit der Weisung erhielt, es zu diesem Entzweck wohl zu bewahren, das aber — ein fröhlicher Rausch — Zuneigung zu einer Person, die mir — — genug ich habe es nicht mehr in meiner Gewalt, und alle meine Bemühungen waren verlohren.

Und, rief Otto, ists dann keine Möglichkeit wieder zu einer Sache zu kommen, die dir so wichtig ist?

Es ist in Händen, aus welchen ich es nicht wieder zu fordern weis, erwiederte Erich.

Luitgard, welche dieses mit anhörte, erröthete fast noch stärker als der Erzähler. Die Geschichte vom goldnen Horne, und Römhild, die sie ehemals von der Gräfin von Nordheim erfuhr, kam ihr wieder in den Sinn, und ein eifersüchtiger Unwille gegen Erichen nahm in ihrem Herzen Platz, welcher ihr seinen Umgang auf mehrere Tage verleidete.

Und, fragte der Kaiser Erichen ein andermal in Luitgardens Gegenwart, werden wir den Herzog von Bayern und die Prinzessin von Lothringen bald hier zu Quedlinburg sehen? — O erröthe nicht! unsre Freundin darf es wissen, in

welchen Geschäften du den Hof der letzten kürzlich besucht hast, sie wird sich freuen, daß du die Mühe über dich nahmst, ihre schöne Schwester Römhild nach Lothringen zu führen.

Luitgard biß sich auf die Lippen, und Erich stammelte etwas, das fast wie eine Entschuldigung klang.

Römhild, fuhr Otto fort, ward meinem Freunde von meiner Mutter auf ihrem Todbette besonders empfohlen. O Erich, ihr Gürtel in deine Hand gelegt, hatte große Deutung, und Römhilds Bitte, da sie sich in das Gefolg der Prinzessin von Lothringen zu begeben gesonnen war, von niemand als dir geleitet zu werden, ist auch nicht zu vergessen.

Gnädiges Fräulein, fiel Erich mit einer Miene voll Unwillen ein, ihr werdet merken, daß es dem Kaiser beliebt, mit mir zu scherzen.

Herr Ritter, erwiederte sie mit einem Tone, welcher weniger empfindlich hätte seyn sollen, ich versichere euch, daß Scherz und Ernst mir hier völlig gleich geltend ist. — Zugleich machte sie eine kurze Verbeugung, und entfernte sich so schnell, als ob hier wieder einer von den Zugwinden wehte, welche ihrer Gesundheit neulich so schädlich gewesen waren.

Ich hoffe nicht, sagte der Kaiser zu ihr, als er sie das nächste mal allein sprach, daß

mein Scherz in Ansehung Graf Erichs und eurer Schwester euch beleidigte! Uebrigens versichere ich euch, daß mein Freund, ungeachtet er den Namen des Unbekannten führt, ein Mann ist, dessen Verbindung sich die höchsten Häuser nicht zu schämen haben würden.

Mein Kaiser, erwiederte Luitgard, ich versichre, daß Römhilds und Erichs Händel mich gar nicht beunruhigen.

Und ich versichere, erwiederte er, daß Erichs Gedanken sicher auf eine andere als Römhild gehen.

Achtes Kapitel.

Immer tiefer!

Der Herzog von Bayern traf wirklich um diese Zeit zu Quedlinburg ein, und bald darauf die Prinzessin von Lothringen. Der erste wollte seinen Vetter, den Kaiser, besuchen, mit dem er in ganz gutem Vernehmen stand, und die Prinzessin Kunegunde kam zur Aebtißin von Quedlinburg; in ihrem Gefolge war Römhild. Sonderbare Täuschungen waren es, die diese beyden Damen der guten Luitgard mitbrachten. — Luitgard war ohnedem damals mit sich selbst nicht recht einig, und man weis, wie reich

ein solcher Zustand an den wunderbarsten Phantasien ist.

Wegen der Ursachen, die die Prinzessin von Lothringen in die Stadt brachten, wo der junge Kaiser sich dermalen aufhielt, war das Publikum gar nicht zweifelhaft. Kunegunden war, wie jedermann wußte, die Kaiserkrone geweissagt, sie war eine fromme schöne Prinzessin von sechs und zwanzig Jahren, die zwar nicht ganz zu dem Charakter des neunzehnjährigen Otto paßte, die aber demohngeachtet der Hof und das Volk gern als seine Gemahlin gesehen hätte. Luitgard hätte diese Dinge besser von der Prinzessin Mathilde erfahren können, aber der Hofton, der seit einiger Zeit unter ihnen herrschte, machte, daß sie sich begnügte zu glauben — was die Kirche glaubte. Ottos Verbindungen, für welchen sie nichts als Freundschaft fühlte, machten ihr auch überdem wenig Nachdenken. Näher ging ihr ans Herz, was Römhilden und Erich den Unbekannten betraf. Das was wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, hatte schon den Grund zu Argwohn und Mißvergnügen gelegt, nichts mehr war nöthig, sie völlig mit dem zu entzweyen, der noch nie das trauliche Einverständniß der Liebe ganz mit ihr genossen hatte, als daß sie auch mit eigenen Augen sahe, was sie wahrhaftig nicht zu sehen wünschte.

Römhild zeigte sich zu Quedlinburg mit alle den außerordentlichen Reizen, die ihr die Natur gegeben hatte; Reize, durch die Kunst noch um die Hälfte erhöht, und durch jenes unnennbare Etwas geltend gemacht, welches selten das Eigenthum der schüchternen Unschuld ist, und dem doch selbst die Verehrer der Unschuld, selbst die Kenner und Hasser der Koketterie nie ganz widerstehen können.

Luitgard war nicht eitel. Von Römhilden verdunkelt zu werden, das beunruhigte sie nicht, aber nur das konnte sie nicht vertragen, daß Erichs Blicke so wohl an ihr hingen, als alle andere. Zwar in ihrer Gegenwart schien er sich einen gewissen Zwang anzulegen, er hütete unabläßig ihre Augen, ob sie etwas von den Gefälligkeiten wahrnahmen, die er Römhilden erzeigte, er hielt sich absichtlich von ihr zurück, wenn Luitgard in der Nähe war; aber es fehlte nicht an Personen, die ihm Muth machten diesen Zwang zu brechen. Die griechische Zoe, jetzt ebenfalls unter den Damen der lothringschen Prinzessin durfte nur gegenwärtig seyn, so war der blöde Erich schnell in Unterhaltung mit Römhild gebracht, schnell mit ihr bey Spiel und Tanz gepaart. Was diese stolze bewunderte Schönheit anbelangt, so kann man nicht sagen, daß sie ihn sonderlich begünstigte. Sie that gerade

so viel als nöthig war, ihn nicht abzuschrecken, unterhielt sich aber eben so wohl mit jedem andern, und am fleißigsten mit dem Herzog von Bayern, welcher, wie man sagte, sehr ernsthafte Absichten auf sie hätte. Ihr Aeußeres anbelangend, schien sie sich, seit sie zu Kunegundens Gefolge gehörte, ein wenig geändert zu haben; alles was diese fromme Prinzessin umgab, trug den Mantel der Sittsamkeit, und diesen hatte auch Römhild auf so vortheilhafte Art angelegt, daß er ihr ungemein wohl ließ. Sie war fromm, still und bescheiden, so weit es die Erobrungssucht zuließ, und dieses mußte sie ja seyn, wenn sie den andächtigen Herzog von Bayern ganz fesseln wollte, der in der That, während jedermann glaubte, er sagte Römhilden von Liebe vor, sie mit nichts unterhielt, als mit dem Sterbebette der Kaiserin Theophanie, welches, wie er meynte, eine so merkwürdige Aenderung in ihr hervorgebracht, und sie vollends aller Weltlichkeit entrissen hätte. Was für eine Unterhaltung für Römhilden! doch hörte sie gefällig zu, denn manches Wort entfiel dem Herzog bey dieser Gelegenheit, das ihr sagte, wie ihre Hoffnungen auf ihn Gewißheiten wären. Was hätte es für andere Deutungen zulassen können, daß er ihr heute das eidliche Versprechen abdrang, nie ohne sein Vorwissen

zu heyrathen, und ihr morgen, als sie ihm mit der Hoffnung des Kaisernamens schmeichelte, ins Ohr flüsterte, wie er hoffte, sie einst mit eigner Hand dem höchsten Bräutigam zuzuführen, dem der Besitz einer so edeln Seele zukomme.

Luitgard war, während dieses mannichfache Gaukelspiel rund um sie her getrieben wurde, die unablässige Gefärthin des jungen Kaisers, der nicht mehr schien ohne sie leben zu können, und allgemach anfing, Reden gegen sie zu führen, die ihr hätten verständlich seyn müssen, wenn ihr Gemüth nicht ganz von Vorurtheilen aller Art eingenommen gewesen wär.

Otto sprach von Liebe, aber er sprach so schüchtern, so zaghaft, wie gemeiniglich erste, wahre, innige Leidenschaft spricht, seine Reden, seine Wünsche, Hoffnungen und Bitten schienen immer mehr auf einen andern als auf sich selbst zu gehen, und er gab dadurch einem wunderbaren Irrthum das Daseyn. Luitgard fühlte, sahe und dachte nichts als Erichen; es mußte ihr in die Augen fallen, daß seine Neigung zwischen ihr und Römhilden wenigstens getheilt war. In seinem ganzen Betragen arbeitete ein unablässiges Bestreben, mit ihr zu einer Privatunterredung zu kommen, sie wußte sogar, daß er Zutritt in ihrer Wohnung gesucht hatte,

welches aber, weil die Prinzessin Mathilde ihren Damen dergleichen nicht gestattete, vergeblich gewesen war; was sollte sie anders aus den Reden seines königlichen Freundes schliessen, als daß er für ihn sprach.

Wie süß würde ihr dieser Wahn gewesen seyn, wenn Stolz und Delikatesse sie nicht einen andern Weg geleitet hätten! Ein Herz mit Römhilden zu theilen, welch ein Gedanke! den mit ihrer Hand zu beehren, der vielleicht von jener verschmäht worden war, welcher Vorschlag für die, welche nicht ohne Gefühl ihres eigenen Werths war! — Sie nahm sich vor, dem Kaiser bey der nächsten Aeußerung, welche sich dahin deuten lassen würde, ernst und deutlich zu antworten. Wahrscheinlich hatte sie es schon mehr gethan als sie es selbst wußte, und war, wie hier nicht anders möglich war, falsch verstanden worden, wenigstens sagte ihr eine ernstliche Weisung, die sie von Mathilden bekam, ohngefähr das nehmliche.

Fräulein, sagte sie eines Tages zu ihr, wie sehr habe ich mich in euch geirrt! Erst diese unbegreifliche Zurückhaltung gegen **mich**, die euer Glück liebt, und von allem, was unter euch und dem Kaiser vorgeht, mehr weis, als ihr denkt, und denn diese unbegreifliche Strenge gegen einen Jüngling, der ganz in euren Rei-

zen lebt, und euch so unaussprechlich glücklich machen würde!

Gnädige Frau, ich dachte wahrhaftig nicht, daß ihr euch je für ihn interessiren würdet. — Gewisse Aeußerungen, die ihr neulich —

Ich mich nicht für ihn? — O wie verkennt ihr mich. Seht, ich bitte für ihn; ihr werdet mich so glücklich machen als die Kaiserin Adelheit, und ihn selbst, wenn ihr seinen, wenn ihr unser aller Wünschen Gehör gebt.

Auch die Kaiserin? Ich dachte nicht, daß er so viele, so mächtige Vorsprecher hätte.

Wie? habt ihr ihre ehemaligen Absichten ganz vergessen?

O nein, aber ich glaubte, daß sie längst bey ihr vergessen wären.

Soll dies Rache seyn, Luitgard, so kommt sie hier sehr zur Unzeit. Ihr wißt die ganze Verkettung der Begebenheiten, und könnt vernünftig urtheilen.

Ich weis in der That wenig, aber so viel fällt in die Augen, daß eine andere nähere Rechte auf ihn zu haben scheint!

Rechte; aber keine Zuneigung mehr.

O ich bitte euch um Verzeihung, gar sehr viel Zuneigung, die ich ihr übrigens nicht beneiden will!

Eifersucht? — Liebes, theures Mädchen! nun weis ich gewiß, daß ihr ihn liebt, und daß nur ein unerklärlicher kleiner Eigensinn —

Ob ich ihn noch liebe, das weis Gott, rief Luitgard, die in Thränen ausbrach, aber so lange sein Herz einer andern gehört —

Und würde es euch nicht Ruhm seyn, diese thörichten unstatthaften Bande völlig zu brechen?

Gnädige Frau, ich besitze nicht nur Liebe, ich besitze auch Stolz, ich mag um kein Herz buhlen, das sich mir nicht freywillig ergiebt!

Gott weis, was ihr haben wollt, Fräulein! Wenn dieses Herz sich nicht euch freywillig zu Füssen legt, so weis ich nicht, was eure Eitelkeit noch erwarten kann! — Aber ich errathe mehr als ihr sagt. Hier ist alte noch nicht getilgte Liebe im Spiel, die Ottos Worten den Eingang versperrt.

Was für Liebe, Prinzessin?

Ich will euch einen Namen ersparen, den freylich niemand recht zu nennen weis, und der euch wenig Ehre bringen würde; aber seyd versichert, diejenigen, welche die Augen nach euch zu erheben wagen, sollen zu ihrer Pflicht angewiesen werden, sollen lernen, nicht eurem Glück, und dem Glück so vieler Personen, die auf eure Einwilligung hoffen, im Wege zu stehen.

Luitgard hatte sich das ganze vorhergehende Gespräch, das so wohl auf ihre als auf Mathildens Meynung paßte, vortreflich erklären können, nur das letzte blieb ihr unverständlich; sie wünschte indessen diese lästige Unterhaltung abgebrochen zu sehen, und forderte also keine Erläuterungen.

Nach einer langen Pause fragte das Fräulein, ob sie heute bey Hofe erscheinen würde.

Sehr gern! war die Antwort, wenn ich nicht eins fürchtete.

Und welches, mein Kind?

Des Kaisers allzuangelegentliches Zureden in einer Sache, die mich beunruhigt. Ihr wißt, wie hoch ich den Kaiser schätze, und könnt also denken, wie schwer mir es werden muß, ihm ungefällig zu antworten.

O Luitgard! Schätzt ihr ihn so hoch als ihr sagt, so — doch beruhigt euch, ihr sollt nicht übereilt werden, und wenn des Kaisers Unterhaltung euch lästig ist — —

Lästig, gnädige Frau, die Unterhaltung mit dem, den ich so unendlich hochschätze?

Ihr seyd ein Kind, lächelte Mathilde. Doch diese kleinen Ziererreyen sollen sich alle, wie ich hoffe, mit der Zeit geben, und ich wollte mit dem was ich sagte, euch nichts weiter versichern, als daß der Kaiser auf mein Ein-

rathen euch heute selbst, und eurer bessern Ueberlegung überlassen, und lieber gar nicht, als von Dingen mit euch sprechen soll, die euch noch beunruhigen. Gehet hin, meine Tochter, und lasset uns ankleiden, setzte sie hinzu, indem sie sie mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit umarmte; ihr habt nicht nur heute, sondern auch noch einige künftige Tage Muße zum Nachdenken. Morgen geht der Kaiser nach Wormbs, ich zur Versammlung der Stände nach Dornburg, nutzt diese Zeit wohl, und sehet dann einer vollen Aufklärung all eurer Zweifel entgegen.

Neuntes Kapitel.

Immer tiefer!

Luitgard so wohl als Mathilde befanden sich in einem Gewühl von Irrthümern und Mißverständnissen, welche mit einem Worte aufzulösen gewesen wären, und die doch erst noch tiefer verwickelt werden sollten, ehe der Tag von allen Seiten anbrach.

Luitgard glaubte, die Rede sey von Erich, da Mathilde von niemand als Otto sprach, Luitgard konnte nicht denken, daß dieser ihr seine

Liebe antragen würde, da sie ihn mit der lothringschen Prinzessin so gut als verlobt hielt. Otto fühlte viel Freundschaft für Kunegunden, er sprach oft mit ihr insgeheim, aber nur von dem Herzog von Bayern, der, während sich Römhild mit seiner Liebe schmeichelte, sich um diese Dame bewarb, und dieses diente dazu, Luitgarden in ihrer Meynung zu bestärken, daß alles, was er ihr vorsagte, auf Erichen gehen müßte. Alles was in Mathildens Gespräch vorgefallen war, galt so wohl auf einen als auf den andern. Mathilde sprach von den Absichten, die Adelheit ehemals mit Luitgard und Otto gehabt habe, und Luitgard wußte sehr wohl, daß sie einst auch Erichs Liebe begünstigte. Luitgard sprach von Ansprüchen, die eine andere auf Erichs Herz habe, und da sie Römhilds Namen nicht nannte, so deutete Mathilde, welche glaubte, hier sey von niemand als Otto die Rede, diese Winke der Eifersucht auf die arragonische Marie. In diesem gegenseitigen Wahn fanden sich beyde bey der heutigen Versammlung ein, die in Kunegundens Pallaste gehalten wurde, und man sahe die Wirkungen, die aus demselben entsprangen.

Mathilde, die natürlicher Weise ehe mit ihrem geistlichen Putztisch fertig werden konnte,

als das Fräulein mit ihrem weltlichen Zierrath, trat eher als sie in den glänzenden Cirkel, und Luitgard fand also alles so, wie es die Klugheit der Aebtißin angelegt hatte, und wie es im stande war, ihr heute tausenderley Unmuth, Langeweile und Kummer zu machen. Nicht als wollten wir sagen, als hätte diese fromme truglose Dame sich der Kabale bedient, ihre Endzwecke zu begünstigen, nein, sie hatte nur mit zwey Personen aus der Gesellschaft ernst und deutlich über gewisse Dinge gesprochen, und dadurch jeden Entzweck erreicht, den sie wünschte.

Ottos Absichten auf Luitgard waren hier noch jedermann ein Geheimniß, aber da Mathilde in Ansehung Erichs ehemaliger Verbindung mit Luitgarden nicht ohne Zweifel war, so hielt sie es für gut, diesen mit in die Vertraulichkeit zu ziehen. Sie entdeckte ihm die Leidenschaft des Kaisers für das Fräulein, und das, was sie von ihrer Gegenneigung für ihn aus ihrem letzten Gespräch für gewiß hielt; sie gestand Erichen, daß sie wisse, wie er Luitgarden ehemals geliebt habe, und beschwur ihn, nun einer Neigung gute Nacht zu geben, die, wenn er sie noch hegte, ihn und ihre junge Freundin unglücklich machen würde, da sich jetzt

ihr ganzes Herz auf Otto hin zu lenken schien, dessen Verbindung mit ihr, nicht nur sein Glück, sondern das Glück des ganzen Reichs seyn würde, welches einer solchen Kaiserin bedürfte.

Erich war in einer Verfassung, die sich schwer beschreiben läßt; er betete Luitgarden an, seine Bemühungen um Römhild waren nichts als von der griechischen Zoe ausgesonnene Staatsränke ihn wieder zum Besitz des Kleinods zu verhelfen, welches jene ihm im Taumel einer Leidenschaft abgeschwatzt hatte, die, seit er Luitgarden kannte, nicht mehr in seinem Herzen existirte. Römhild schmeichelte ihm immer mit der Herausgabe einer Sache, die ihm so wichtig war, sprach von Gegenforderungen, die sie nannte, und erhielt ihn dadurch in einer Abhängigkeit von sich, die nichts anders als ein verdächtiges Ansehen haben konnte, indeß er weit entfernt von Liebe zu jener Verrätherin, nur für Marggraf Eccards schöne Tochter lebte. Diese Leidenschaft hatte er für jeden fremden Auge verborgen geglaubt, und mußte sie nun entdeckt, von Mathilden entdeckt sehen, noch mehr, er mußte sich es vor die Augen legen lassen, daß sie vergeblich sey, daß sie sein und des Fräuleins und seines königlichen Freundes Unglück machen würde. Erich war außer sich, sein Herz blutete, er scheute sich nicht, der Aebtißin die

volle Stärke seiner Leidenschaft in seinen Thränen sehen zu lassen. Aber ihre Beredsamkeit war unwiderstehlich, und er — der Aufopferungen so gewohnt, daß er sich auch zu der schwersten entschloß. Wie hätte er denken müssen, Otto seinen Freund unglücklich zu machen, und dem Mädchen, das er liebte, ein Glück zu entziehen, dessen sie so vollkommen würdig war! Er hatte nur ein Herz, keine Kronen für sie, Ottos Hand war bestimmt, ihre Verdienste so zu belohnen, wie es denselben zukam.

Mathilde umarmte Erichen für seine großmüthige Entschliessung, er wollte sich entfernen, aber sie bat ihn zu bleiben, und ihr durch sein heutiges Betragen einen Beweis zu geben, daß er ein Held sey, der sich in allen überwinden könne.

Von ihm verfügte sie sich zu Otto, dem sie nur wenig zu sagen hatte; die Versicherung von seinem Glück bey Luitgarden, und die Bitte ihres zarten Gemüths zu schonen, und jetzt, da sie Bedenkzeit zu wünschen schien, sich lieber ihres Umgangs zu enthalten als allzuheftig in sie zu dringen.

Luitgard ward bey ihrem Eintritt mit der gewöhnlichen Achtung empfangen, das Ge-

spräch war allgemein, man ging von diesen zu den damals gewöhnlichen Modezeitvertreiben, von diesen zu Privatunterhaltungen über. Luitgard, zu nichts als einsamen Nachdenken aufgelegt, suchte die Stille, und hatte die Genugthuung, oder soll ich lieber sagen, die Kränkung, daß sie ihr von niemand gestört wurde? —

Daß Otto, vor dessen Unterhaltung sie sich fürchtete, es dieses mal bey einem kurzen und ungewöhnlich zärtlichen Kompliment bewenden ließ, und denn zu einer sehr emsigen Unterhaltung mit Kunegunden, dem Herzog von Bayern und der Prinzessin Mathilde überging, das gefiel ihr mehr, als daß es sie beunruhigt hätte, aber wie sollte sie das verschmerzen, daß Erich heute auch nicht einen Blick auf sie warf, und sich unabläßig, erst mit der griechischen Zoe, denn mit Römhilden beschäftigte. Römhild war heute schöner als jemals, sie trug jene Kleidung, welche ihr bey ihrem stolzen hohen Wuchs, bey ihrem feuervollen Auge, und dem finstern Haar, das ihrem Gesicht so viel Ausdruck gab, die vortheilhafteste war, die Kleidung einer Jägerin. Eine blendende Schönheit, von welcher sich die traurige Luitgard mit der sanften Engelsmiene in ihrem unschuldigen Weiß, das durch nichts als den fliessenden wasserblauen Mantel und den breiten goldnen Gür-

tel abgeändert war, ganz verdunkelt glaubte. Römhilds Tracht, nicht ihre Schönheit war es, was bey der gutmüthigen Luitgard den schmerzhaften Eindruck machte, sie brachte ihr die Erzählungen der Gräfin von Nordheim zu lebhaft in die Gedanken; und das goldne Horn, Erichs Geschenk, an ihrer Seite, trieb ihre Empfindungen aufs höchste. Dieses Kleinod schien ein Talisman zu seyn, der ihn unauflöslich an die Zauberin fesselte. Luitgard sah, daß er es küßte, und dann mit Blicken zärtlicher Schwermuth zu Römhilden aufsah, die Worte, welche er dabey an sie richtete, verstand sie nicht, aber sie glaubte sie errathen zu können. Was Luitgards Empfindungen fast bis zum unerträglichen erhöhte, war der Vorwurf, den ihr ihr zartes Gewissen machte, sie seyen ungerecht und sträflich. Was für Rechte habe ich, sagte sie zu sich selbst, Erichs Neigung für Römhild mit scheelen Augen anzusehen, oder sie Treulosigkeit zu nennen? Seine Liebe zu ihr ist die ältere, die Abschweifung seines Herzens zu **mir** war Verbrechen, und die Rückkehr zu den Pflichten, die er **ihr** schuldig ist, Verbesserung eines Fehlers, den ich am ersten hätte rügen sollen. O wie unbillig, o wie herabgesunken bin ich! o Römhild, verzeihe! die Beleidigung, die ich dir anthue, wiegt alles auf, was ich je von dir er-

litten habe. — Aber fuhr sie fort, ists auch dieses wirklich, warum ich auf Erichen zürne? O nein, seine Doppelherzigkeit ists! Möchte er doch Römhilden immer lieben, wenn er nur nicht zugleich seine verrätherischen Absichten auf mich fortsetzen wollte. — Doch auch hierin beurtheile ich ihn vielleicht unrecht. Erich **kann, kann** nicht falsch und doppelherzig seyn, und die ganze Bewerbung des Kaisers für ihn um meine Gunst, ist vielleicht nichts als Wunsch, mich durch ihn zu beglücken, oder Römhilden, mit welcher man vielleicht andere Absichten hat, von ihm loszureißen, Dinge, an welchen er so wenig Antheil haben mag als ich, die ihm so widerlich seyn mögen als mir. — O tröste dich, Erich, ich will diesen Verdrüßlichkeiten bald ein Ende machen, man soll nicht sagen, daß Luitgard die Störerin deines Glücks sey!

Luitgard hatte geweint, als die Versammlung jetzt auseinander ging, und Mathilde und Otto zu ihr trat, welcher wegen der morgenden Reise sich von ihr beurlauben wollte. Er war entzückt über etwas, was seine Base ihm von der muthmaßlichen Gegenliebe derjenigen, die er anbetete, gesagt hatte, seine Augen hatten sie den ganzen Abend bewacht, er hätte die Welt darum gegeben, ihre Einsamkeit stören zu dürfen, aber Mathilde hatte versprochen, daß

Luitgard diesen Abend nicht von ihm sollte beunruhigt werden, und sie hielt über die Erfüllung ihrer Zusage, indessen hatte der Kaiser nicht ermangelt, alle Gemüthsbewegungen, die sich auf Luitgards schönem Gesicht zeigten, nach seiner Meynung auszulegen, und sie für sich zu deuten. Unmuth konnte bey so sanften Zügen wie die ihrigen leicht für zärtlichen Kummer und Eifersucht für stilles Nachdenken gelten!

Darf ich so stolz seyn, fragte er das Fräulein, als er jetzt zu ihr trat, zu wähnen, daß diese schönen Augen blos über die Entfernung eines Freundes weinen, oder liegen noch mißtrauische Zweifel in diesen Thränen?

Luitgard, die ihn nicht ganz verstand, zwang sich zu lächeln, und versicherte auf eine verbindliche Art, wie sie nicht hoffe, daß die Entfernung dessen, der sie seiner Freundschaft würdigte, so lang dauren würde, um Thränen bey der Trennung nöthig zu machen.

Was Otto hierauf antwortete, und was sie erwiederte, war von beyden Seiten so aufrichtig gemeynt als falsch verstanden, und beyde trennten sich getäuschter als jemals.

Nun wird meine junge eigensinnige Freundin doch mit dem zufrieden seyn, der sie liebt? fragte Mathilde Luitgarden als sie allein waren.

Der mich liebt? rief das Fräulein, indem sie in Thränen ausbrach. Ist die Geflissenheit, mit welcher er eine andere unterhielt, ohne auf mich zu achten, Liebe gegen mich?

Ihr erinnert euch nicht, daß ihr heute ungestört bleiben wolltet, und was diejenige anbelangt, auf welche, wie ich nun fast muthmaßen muß, eure Eifersucht eigentlich geht, so wisset, was ich euch im höchsten Vertrauen entdecke, daß heute ihre Verbindung mit dem Herzog von Bayern völlig richtig geworden ist, und daß alles, was ihr von ihr und eurem bestimmten Bräutigam glauben möget, nichts ist als falscher Wahn, ihr begreifet ja selbst, daß eine solche Verbindung bey dem großen Unterschiede, der unter beyden ist, gar nicht zu gestatten wär.

Mathilde zielte hierin auf die Prinzessin von Lothringen, deren emsige Unterhaltung mit dem Kaiser, wie sie meynte, Luitgards Eifersucht diesen Abend erregt hatte, und von der sie wußte, daß man sie, ungeachtet der so sehr verschiedenen Jahre und Charaktere zu Ottos künftiger Gemahlin machte; indessen Luitgard alles auf Römhild deutete, und eine Antwort gab, die völlig ihrem Unmuth angemessen war, und um nichts bat, als daß sie inskünftige nur nicht mehr mit Anträgen von einem Manne

gequält werden möchte, der nicht an sie denken könne und dürfe, da eine andere ältere und gegründetere Ansprüche auf seine Wahl habe, und da sie ihm ja von Herzen gern entsage.

Ihr seyd eine kleine liebenswürdige Thörin mit allen euren Zweifeln, die so deutlich von Liebe zeugen, rief Mathilde, die sie umarmte. Die Wiederkunft des Kaisers von Aachen und die meinige von Dornburg soll alle eure Zweifel heben, und ihr sollet auch wider euren Willen glücklich seyn.

Zehentes Kapitel.

Alles vereinigt sich zu Werners Besten.

Wider meinen Willen glücklich? wiederholte Luitgard, als sie auf ihr Zimmer kam, also Zwang? Zwang, wahrscheinlich auch auf Erichs Seite, und gewaltsame Verdrängung Römhilds? — Gott was für Auftritte! o wüßte, wüßt' ich Mittel, ihnen auszuweichen!

Luitgard warf sich auf ihr Bette, aber sie konnte nicht schlafen. Sie stand auf, mit all der Heftigkeit, welche den sanftsten Seelen im Sturm der Leidenschaft eigen ist, den, dessen Andenken sie so marternd verfolgte, wenigstens

auf symbatische Weise aus denselben zu vertilgen, einige kleine schriftliche Aufsätze von Erichs Hand, und sein Bild besaß sie, und diese sollten dem Feuer geopfert werden, da sie sich selbst geschworen hatte, weder durch Zwang noch gutwillig an ihm selbst Theil zu haben.

Sie fand im Suchen einen fest verschlossenen noch uneröffneten Brief von Wernern, den er an sie abgelassen hatte, als er sich kurz vor Erichs Ankunft zu Quedlinburg aus Ursachen, die der Leser errathen kann, schnell entfernte. Luitgard hatte ihn im Gewühl anderer Gedanken bey Seite gelegt, und ganz vergessen. Jetzt fand sie ihn, und eine seltsame Empfindung nahm Platz in ihrer Seele; Gott! Gott! sagte sie zu sich selbst, indem sie das Blatt in der Hand wog, und mit strömenden Augen gen Himmel sah, dieser Brief von der Hand des treuen, so hoch um mich verdienten Werners, noch keines Blicks gewürdigt, und diese Zettel von einem leichtsinnigen Erich, dem ich nichts zu danken habe als Kummer, fast bis zur Zernichtung gelesen? — Verdient die, welche selbst so undankbar ist, wohl Dankbarkeit und Treue?

Werners Brief ward bey diesen Worten von einander gerissen, und mit welcher Rührung! folgendermaßen gelesen:

„Ich kenne Luitgardens treue, freundschaftliche Seele zu gut, um zu glauben, mein schneller Abschied könne ihr gleichgültig seyn, und ich weis, daß ich ihr Erklärung schuldig bin! Doch kann sie wohl noch zweifelhaft seyn, warum der Freund entflieht, da der Liebhaber erscheint? O Luitgard, ihr mögt von eurem Herzen glauben was ihr wollt, Erich wird, so bald er auftritt, seine alten Rechte wieder behaupten, selbst die Bewegung, mit welcher ihr heute seinen Namen aus des Kaisers Munde hörtet, muß euch dieses beweisen. Dies war nicht freudiges Entsetzen über das Leben eines Todgeglaubten, das auch ich fühlte, das war Liebe! Nicht Römhild, nicht seine Jahrelange Vergessenheit, nicht seine wahrscheinlich kalte Gegenliebe wird euch anstößig seyn, wenig Worte von ihm werden alles entschuldigen, und die Vorbitte seines Freunds, des Kaisers, wird mein Unglück vollenden."

„Ja Luitgard, mein Unglück! Erich ist mein Freund, aber ich bin zu schwach, ich kann ihn euch nicht mit frohem Herzen gönnen, besonders da ich mir nicht denken kann, daß ihr glücklich mit ihm seyn werdet. Ich bin vollkommen in eurem Falle, nicht Erich, nicht eure Jahrelange Vergessenheit, nicht eure wahrscheinlich kalte Gegenliebe solltet ihr euch auch

heute nach dem Willen eures Vaters bequemen, der euch mir vor Jahren zusagte, können mich von dem Wunsch, euch zu besitzen, abschrecken! von diesem traurigen fruchtlosen Wunsch, der nun auf ewig vernichtet ist!“

„Stellet euch meine traurige Lage an eurem Beyspiel vor! Was würdet ihr fühlen, wenn Römhild den Vorzug behielt, und was fühle **ich** bey Erichs wahrscheinlichem Glück? — O Luitgard! Trost, Trost einer Freundin brauchte ich wohl, wenn mir nichts bessers gegönnt ist! Ihr nanntet euch ja oft meine Freundin, meine Schwester, solltet ihr euch im Taumel verneuter Leidenschaft so ganz verlieren, daß ihr gar keinen Gedanken für mich hättet? Solltet ihr nicht durch einen Brief an meine Base Waldburg, durch eine Reise nach Gandersheim oder durch irgend eine Erfindung eures guten Herzens mir in den nächsten Tagen zu verstehen geben, daß ihr nicht ganz allein für Erich lebt, daß ihr auch noch einige Empfindung habt, für den unglücklichen Werner?“

Dieses Blatt hätte Werners Schutzgeist wohl in keinem günstigern Augenblick vor Luitgards Augen bringen können, als in den gegenwärtigen. Ihr Herz fühlte eine außerordentliche Erschütterung. Unwille gegen Erich, Dankbarkeit und Mitleid gegen Werner, Wunsch, ih-

rem Stolz ein Opfer zu bringen, Furcht vor dem Zwange, den sie sich aus Mathildens letzten Worten träumte, und tausend andere Gefühle kamen zusammen, welche durch die Beschämung, daß er bey allen Zweifeln in ihre Freundschaft doch noch immer mehr von derselben hielt, als sie verdiente, unendlich erschwert ward. Es war als könnte sie kein Auge vor sich selbst aufschlagen, daß dieser würdige treue Freund wähnte, sein Abseyn würde ihr Kummer machen, sie würde auf Mittel sinnen, ihn zu trösten, da — sie all diese Zeit über kaum einmal an ihn gedacht hatte. — Der Tag brach über diesen Betrachtungen an, und sie entschloß sich, das Versäumte nachzuholen, und an die Nonne von Gandersheim zu schreiben, aber es war als wenn das Schicksal dem armen Werner den Trost mißgönnte, der ihm wahrscheinlich aus diesen Schreiben erwachsen wär, denn kaum hatte sie sich gesetzt, als Boten von der Prinzessin Mathilde erschienen, welche eben abgereist war, sie nochmals in ihrem Namen dem Schutz des Himmels zu empfehlen, und ihr die Entwickelung aller Dinge, die ihr Kummer machten, bey der Wiederkunft zuzusichern. Luitgard verstand alles, was ihr hierüber gesagt wurde, falsch, wollte ihren Verstand bessern Ueberzeugungen nicht öffnen, und blieb also im Irrthum.

Bald darauf ließ sich Graf Erich melden, Luitgard gerieth in den lebhaftesten Unwillen über seine Kühnheit, und er ward abgewiesen, er hatte Aufträge von Otto, welche wahrscheinlich alles aufgeklärt haben würden, aber Luitgard wollte sie ja nicht hören? O die Unbesonnene, was für eine Zusammenkunft hätte diese werden können, die sie sich selbst muthwillig entzog! der bekümmerte Erich noch in halber Verzweiflung über das was Mathilde ihm gestern sagte, würde deutlich gesprochen haben, und der Betrogenen würde es auf einmal Tag geworden seyn. — Zoe, welche Erichen unabläßig bewachte, weil sie seine Neigung für Luitgarden kannte, und ihn gern zu seinem Vortheil auf Römhilds Seite gelenkt hätte, da diese sich jenes Kleinod, auf welches ihm so viel ankam, allein durch Liebe wollte abdringen lassen, Zoe, sage ich, erfuhr nicht sobald, daß Erich sich bey dem Fräulein habe ansagen lassen, als das Verlangen, ihn dort zu treffen, oder vielmehr alles, was er sagen könnte, zu stören, sie veranlaßte, Römhilden zu einem höchst seltsamen Morgenbesuch bey Luitgarden aufzumahnen.

Sie wollen mir melden, dachte Luitgard bey sich selbst, als sie ihren Namen hörte, daß Römhild nahe Hoffnung hat, Herzogin von Bayern zu werden, und daß sie also

so mildherzig seyn will, mir Erichen zu überlassen, dieses dachte sie und — die Damen, die ihr wider willen vielleicht einiges Licht hätten aufstecken können, wurden abgewiesen.

Den Nachmittag hörte die Prinzessin von Lothringen, daß Marggraf Eccards Tochter alle Besuche unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit verbitte, sie liebte das Fräulein mit wahrer Zuneigung, und ließ anfragen, ob es erlaubt sey, ihr in ihrer Einsamkeit Trost zuzusprechen; aber Luitgard wollte, und wollte heute allein seyn, und so konnten weder Kunegunde noch der Herzog von Bayern vorkommen, der nach Aachen ging, und Luitgarden nach Aufträgen an ihren Vater fragen wollte. —

Aber als sich des Abends, da man schon Lichter angezündet hatte, die Nonne von Gandersheim ansagen ließ, da trug man kein Bedenken, sie mit offnen Armen zu empfangen.

O Freundin, tröstender Schutzengel! schrie Luitgard, indem sie von ihrem Schreibtisch aufsprang, wo sie eben ihren Brief geendigt hatte, und sich ihr in die Arme stürzte. Welche wundervolle Fügung! Mit all meinen Gedanken war ich bey euch, und ihr erscheint selbst, als ob Ahndung euch lockte. — Aber was ist euch? — Himmel ihr wankt? ihr scheint der Ohnmacht nahe? Sollte irgend ein Unglück —

Gott! eure schnelle unvermuthete Zukunft sollte mich ja so etwas besorgen lassen!

Waldburg wurde von der bestürzten Luitgard nach einem Sitz geleitet, und aufrecht gehalten, weil sie wirklich von der übereilten Reise oder einer heftigen Gemüthsbewegung außer sich zu seyn schien. Unzähliche angstvolle Fragen mischten sich in Luitgards Hülfleistungen, welche alle unbeantwortet blieben, weil die Nonne von Gandersheim, auch da sie sich jetzt erholte, doch vor Thränen nicht zu reden vermochte.

Werner! war endlich das erste Wort, welches Luitgard aus ihrem Munde vernahm.

Und was ist ihm? schrie das Fräulein mit dem höchsten Ausdruck von Entsetzen, meine Gedanken hingen diesen ganzen Tag mit solcher Angst an ihm, daß —

Luitgards Gedanken an Werner? — O ihr Falsche! wie wollt ihr mich dies glauben machen? — Doch ja, vielleicht sagte euch das Gerücht schon, daß ihr ihn getödtet habt, und eure Gewissensbisse — —

Ich Wernern getödtet? — Werner tod? —

Noch nicht, wie ich zu Gott hoffe, aber dies wird **euch** wahrlich sehr gleichgültig seyn, euch, die ihr die Schwüre eurer Kindheit so leichtsinnig vergessen, den Willen eures Vaters,

der

der euch schon in eurem dreyzehnten Jahre Wernern zusagte, gering achten, und euch durch Fürstenwort und Vorbitte bereden lassen konntet, Herz und Hand an einen Leichtsinnigen, einen Unbekannten, einen Erich wegzuwerfen.

Gott! wie ist das so schnell kund worden?

Also wahr ists doch?

Wahr, nur allzuwahr, daß solche Forderungen an mich geschahen, aber noch nichts ist geschlossen, und wollt ihr die heiligste Versicherung, daß es nie geschehen soll? — —

Was werden die Versicherungen dem Sterbenden nützen? —

Aber Himmel! was ist mit dem edeln Werner vorgegangen? —

Das frage ich **euch**. — Als er sich vor einigen Wochen vom Hofe entfernte, habe ich ihn nur auf Augenblicke gesehen. Er hatte das Ansehen eines äußerst bestürzten und bekümmerten Menschen, aber ich hörte von ihm nichts, als die Bitte, wenn ich mündliche oder schriftliche Nachricht von euch erhielt, ihm dieselbe eilig zuzuschicken, weil solcher Trost ihm nöthig sey. — Ich habe all diese lange Zeit über nichts von euch erfahren, wie ihr selbst am besten wißt, und von ihm erhielt ich end-

lich die Botschaft, wie er sich dem Tode nahe fühle, und mich bitte, zu kommen, seinen letzten Seufzer aufzufassen. Ich flog nach Waldeck, er war sehr schwach, klagte wenig, und nannte nur unaufhörlich euren und Erichs Namen. Einer seiner Vertrauten sagte mir, daß langsamer Gram um euch, und die endliche Ueberzeugung, gänzlich von euch vergessen zu seyn, ihn in diesen Zustand gestürzt habe, diesem folgte eine genauere Erzählung der letzten quedlinburgischen Händel, welche Muthmaßungen erzeugen, die das Gerücht in unsern Gegenden nur gar zu sehr bekräftigt.

Welches Gerücht, ich bitte euch um Gotteswillen, Waldburg, welches?

Erichs Verbindung mit Marggraf Eccards Tochter —

Wollt ihr einen Eid, Fräulein, daß das Gerücht, in so fern meine Einwilligung hiezu gehört, lügt?

Auch daß es immer lügen wird?

Auch diesen!

Und daß Luitgard zu ihren Pflichten zurückkehren, daß sie Wernern das werden will, was sie längst geschworen hat, keinem andern als ihm anzugehören?

Könnte Werner in seiner gegenwärtigen Lage an eine solche Forderung denken?

Nein, er schickte mich blos ab, ihm noch in seinen letzten Stunden euren Segen, eure Verzeihung — ihr wißt, er hat euch nie beleidigt — und irgend ein Zeichen eures Andenkens zu erbitten, und welches könnte ihm lieber seyn, als die Versicherung, daß er als euer Verlobter, euer Gemahl sterben soll?

Fräulein! die Einwilligung meines Vaters —

Marggraf Eccards? Der euch ihm schon in eurer ersten Jugend bestimmte? — Welche Ausflüchte! — Eilet, Luitgard, die Stunden sind kostbar!

O Waldburg, mir ist sehr angst! Sagt, wie kann ich euch befriedigen, ohne —

Ohne was? Kennt man an den Gränzen des Lebens noch einige irdische Bedenklichkeit? — Was geschehen soll, geschehe bald, denn schnell wird es zu spät seyn, und Werner nimmt mit ins Grab euer und Eccards unerfülltes Gelübde, das euch ewig fressendes Feuer im Herzen seyn wird!

Luitgard schwankte an den Schreibtisch, und schrieb in halber Bewußtloßigkeit einige Worte, die ihr Waldburg mehr als zur Hälfte in die Feder sagen mußte. Sie sind nicht bis auf unsere Zeiten gekommen, aber uns ists wahr-

scheinlich, daß sie, eben weil die Nonne von Gandersheim hier die Hand im Spiel hatte, mehr Bindendes enthielten, als Luitgard bey all ihrem Mitleid, bey all ihrer aufgeregten Neigung, bey all ihrer Angst für Werner ihnen vielleicht zu geben willens war.

Waldburg war in einem Afekt, der sich nicht beschreiben läßt, sie dankte der nachgebenden Luitgard mit schwärmerischem Feuer. Schwärmerisch war ja alles an ihr, von dem an was sie ehemals ins Kloster trieb, bis auf jede ihrer alltäglichen Handlungen, von ihrer Neigung für Wernern, ihrer sorgsamen Verwendung für ihn, bis auf den gegenwärtigen seltsamen Schritt.

Alles hatte bey Waldburg Eile, sagten wir in einem der vorhergehenden Blätter, und daß sie bey Vollziehung des gegenwärtigen so wohl geglückten Anschlags, wo wirklich auf Minuten etwas anzukommen schien, nicht gesäumt haben wird, das brauchen wir kaum erst zu erwehnen. Waldburg war verschwunden, Luitgard sahe sich allein, und wußte kaum, ob der Vorgang der letzten halben Stunde Wahrheit oder Traum gewesen sey. Sie versenkte sich in einen Abgrund von Gedanken, die zu seltsam auf einander folgten, um von ihr geordnet oder von uns wieder erzählt zu werden. Werner

war in allen die hervorstechende Figur. Luitgard, durch anderwärts gefundne Treulosigkeit schon vorher an ihn gleichsam allein verwiesen, durch seinen Brief erweicht, durch ihren eigenen Undank beschämt, einen ganzen Tag lang blos mit dem Bestreben ihm Trost zu geben beschäftigt, und nun auf einmal durch eine Freundin, die sie anbetete, die sie in ihm beleidigt hatte, von seiner Todesgefahr benachrichtigt, von ihr überführt, daß sie, sie selbst die Ursach seines frühen Dahinwelkens seye, was konnte sie denken, wünschen und hoffen, als ihn und seine Rettung! — Das halb und halb abgedrungene Versprechen, sein zu seyn, wenn er lebte, beunruhigte sie nicht, Waldburgs Erinnerungen an gethane Gelübde, der Wille ihres Vaters, den man ihr einredete, und das Gefühl der Pflichten, die sie demjenigen hatte, der von je her so viel für sie that und litte, verhinderten jede Reue. Es war ihr lieb, sich unwiederruflich gefesselt zu wissen, damit sie Erichen, den sie sich zu hassen zwang, dessenwegen sie sich verfolgt glaubte, desto mehr entgegen zu setzen hätte, und da sich zu dem allen noch die heisseste Sehnsucht gesellte, zu wissen, ob ihre Erklärung das arme Todesopfer noch lebendig finden, und es dem Grabe entreissen würde, so

löſten ſich am Ende all ihre Gefühle in inbrünſtigen Gebeten für Werners Leben auf.

Ihre Frauen fanden ſie, als ſie kamen, ſie zu Bette zu bringen, bey ausgegangenen Kerzen, deren Schimmer ſie nicht vermißt hatte, noch auf ihren Knieen liegen, und in einem Zuſtande, welcher ſie glauben machte, ihre Gebieterin ſey krank. Luitgard verbot alles, was dieſer Wahn nöthig zu machen ſchien, ſie ſagte, ihr ſey nichts nöthiger als die Einſamkeit, und verbannte die läſtigen Helferinnen mit ungewohnter Strenge von ſich, in ihre entlegenen Zimmer, ein Umſtand, der ihr bey den Begebenheiten, welche nun unmittelbar folgen, nicht eben zum Vortheil gereichte, und dem Zorn, den Römhilden und andern Läſterinnen ihrer Zeit Stoff zu machen, der Wahrheit ziemlich ähnliche Sagen gab.

Eilftes Kapitel.

Noch mehrere dienſtfertige Helfer miſchen ſich ein.

So ſehr Luitgard auch von ihren Frauen gebeten worden war, ſo dachte ſie doch nicht daran, ſich zur Ruhe zu begeben, ſie wußte, ſie würde ſie auf ihrem Lager nicht finden, auch

fühlte sie, daß sie sich in einer Lage befand, welche Nachdenken und weise Maaßregeln zu künftigen Verhalten forderte.

Sie war einige Zeitlang unruhig auf und abgegangen, hatte denn Versuche gemacht, zu lesen, ohne dem, was sie las, einen Verstand abgewinnen zu können, und am Ende die Feder ergriffen, welche sie besser beschäftigte, weil sie sie brauchte, sich einen Entwurf von ihrer gegenwärtigen Verfassung und dem verschiedenen Betragen zu machen, das ihr in diesem oder jenen Fall nöthig seyn würde: ein kleiner Kunstgriff verwirrte Gedanken zu ordnen, der zwar, wie der Leser sieht, schon alt, aber darum nicht weniger auch noch in unsern Tagen zu brauchen ist.

Luitgard vertiefte sich so in ihrer Arbeit, daß sie kaum hörte oder sahe, was um sie vorging, und nur ein einigmal auffuhr, weil ein ungewöhnlicher Schall im Nebenzimmer, dessen Fenster auf den Wall gingen, sie aufmerksam machten; sie ergriff eine Kerze, um nachzusehen, aber, wie bey gehäuften Gedanken, da man oft den Vorsatz des gegenwärtigen Augenblicks über neuherbeyströmende Ideen vergißt, leicht geschehen kann, sie setzte sie wieder hin, und fing von neuem an zu schreiben und zu denken.

Jetzt dünkte es ihr zum zweytenmal, als ob sich etwas, und zwar ganz nahe bey ihr regte, sie schlug die Augen auf, und gegen ihr über stand ein völlig gerüsteter Mann mit ineinander geschlagenen Armen, welcher sie seiner Stellung nach schon geraume Zeit beobachtet zu haben schien.

Luitgard sank voll Entsetzen auf ihren Stuhl zurück, von welchem sie bey seinem ersten Augenblick plötzlich aufgefahren war. Sie schien schreyen zu wollen, aber das Schrecken fesselte ihre Zunge. — Gott wer seyd ihr, und was verlangt ihr von mir? war das einige, was sie mit schwacher Stimme vorbringen konnte.

Was ich will? — Vollendet nur erst euren Brief, und dann sollet ihr es erfahren. — Und wer ich bin? — Sollten euch meine Züge so unbekannt seyn?

Luitgard faßte ihn fester ins Gesicht, und die Vorstellung, daß sie ihn oft bey den Grafen von Nordheim gesehn hatte, die sich ihr jetzt auf einmal aufdrang, würde ihren Mund zum zweytenmal zu einem Geschrey geöffnet haben, wenn ihr nicht besser als irgend jemand bewußt gewesen wär, daß alle Hülfe zu weit entfernt war, als daß Schreyen ihr etwas hätte nützen sollen.

Die ruhige Geberde des Reisigen verwandelte sich bey der blossen Muthmaßung, die er hatte, sie könne laut werden, in eine drohende. Hütet euch, rief er, irgend etwas zu thun, das mich meine Nachsicht könnte gereuen lassen! Vollendet eure Schrift, und dann entschließet euch mir zu folgen!

Zu folgen? schrie Luitgard mit gerungenen Händen, zu den Grafen von Nordheim, euren Gebietern? O Erbarmen! Erbarmen!

Gott sey Dank, daß ich keinem so bösen Herrn mehr diene! beruhigt euch, ich bringe euch an einen Ort, da euch wohl seyn wird, wenn ihr euer Bestes kennt.

Und an welchen?

Nicht gar weit, Fräulein, und zu guten Bekannten.

Und was fordert man von mir?

Vollziehung eines guten Werks.

Wird man zu guten Werken durch Entführung gezwungen?

Gezwungen? nein, ich denke, ihr sollt mir willig folgen. Ist meine Art euch zu behandeln Zwang? — Bedenkt, meine Behutsamkeit, euch nicht zu schrecken, die Nachsicht, mit welcher ich eure Emsigkeit schonte, da wir doch wirklich die Minuten wahrzunehmen haben, und

da ich endlich Gewalt brauchen muß, wenn ihr nicht — —

Luitgard zitterte, sich von den Armen dieses fürchterlichen Menschen, die er nach ihr ausstreckte, umfassen zu lassen, versprach Folgsamkeit, ließ ihn geschwinde einige Artikel beschwören, die in jenen Zeiten vor Entführung allemal richtig gemacht werden mußten, löschte heimlich weinend die Lichter aus, um Unglück zu verhüten, und folgte dann ihrem Führer in das nächste Zimmer, wohin ihnen der Mond leuchtete, und wo sie vor an, er hinten nach durch die Fenster, die wegen der heftigen Sommerhitze offen stunden, auf einer bequemen Strickleiter hinabgleitete. Die Erhöhung war klein, unten warteten mehrere Reisige, die das Fräulein in Empfang nahmen, ihr um besserer Vorsicht willen den Mund ein wenig verstopften, und sie dann auf schnellen Rossen davon führten, so daß der aufgehende Morgen die Spur ihrer Flucht nicht entdeckte.

Das Fräulein weinte und ängstigte sich sehr, denn noch konnte sie den Gedanken an die Grafen von Nordheim nicht bemeistern, bis ihr Führer den Namen seines Herrn und den seinigen nannte, und sie dadurch in neues Erstaunen setzte. Himmel, schrie sie, daß Albin Werners Diener war, das hatte ich wohl ge-

hört, ob mir gleich eure Gestalt euren Namen nicht gleich ins Gedächtniß brachte, aber das wußte ich nicht, daß Werner mit dem Diener der Grafen von Nordheim auch ihre bösen Sitten an sich genommen habe! Himmel! Werner ein Jungfernräuber? Er der Entführer Luitgards?

Gemach, Fräulein, erwiederte Albin lachend, ihr thut meinem Herrn in einer Sache zu viel, die ich ganz allein auf mich nehme; der redliche Held, der jetzt gefährlich krank darnieder liegt, denkt wohl schwerlich in diesem Augenblicke daran, Damen zu entführen; aber seinen Getreuen gebührt für ihn zu handeln, und ihm die Arzney an sein Lager zu bringen, welche allein ihn vom Tode retten kann! Er hat eine Baase, die sich vermessen hat, ihm Trost zu bringen, und ich freue mich, daß ich ihm noch mehr bringe als Trost, Hülfe und die Helferin selbst! — Stille, Fräulein! Laßt das Weinen! Graf Werner, sagt man, soll euch lieb, soll eurem Herzen nahe, soll euch von eurem Vater längst zum Gemahl bestimmt seyn; was habt ihr hier für Ursach zu Angst- und Kummer?

Aber Luitgard weinte fort, zwar wohl schwerlich lauter Angst und Kummerthränen, die Gewißheit nicht zu den Grafen von Nordheim gebracht zu werden, war ja wohl schon allein

einer Freudenthräne werth, im übrigen geben wir ihr hierin Recht, daß in einem Fall, wo sie wohl schwerlich gleich mit ihren eigenen Gefühlen einig werden konnte, Weinen das beste und anständigste war was sie thun konnte.

Luitgard langte zu Walbeck an, allerdings weniger beängstigt als sie gewesen seyn würde, wenn sie gewußt hätte, daß sie nach Pölda gebracht würde, und um die lästigen Verfolgungen Siegfried und Bennos oder die Schrecken des goldnen Thurms zu gewarten hätte. Der Gedanke, Wernern zu sehen, für welchen ihr Herz gegenwärtig wirklich viel empfand, und für dessen Eigenthum sie sich nach ihrem eigenhändigen Versprechen und dem ihr so oft wiederholten Willen ihres Vaters halten mußte, konnte so viel Beunruhigendes nicht für sie haben. Nur dieses, daß sie durch Entführung ihm nahe gebracht würde, das beleidigte ein wenig ihre Delikatesse, und sie hätte wohl wünschen mögen, daß die Sache andere und schicklichere Wege gegangen wär. Der Umstand, daß Werner von der ganzen Sache nichts wisse, und daß sie unbekannt mit dem Orte, wohin man sie führe, wirklich mit aufrichtigem Widerstand gefolgt war, das beruhigte sie indessen ein wenig, und mußte sie, wie sie meynte, in der

Folge auch bey andern vor aller übeln Nachrede sichern.

Die Nonne von Gandersheim, die wie alle Klosterfrauen der damaligen Zeit mehrerer Freyheit genoß, als der Schleyer in spätern Jahrhunderten verstattete, war einige Stunden vor Luitgard und ihren Begleitern zu Walbeck angelangt, und hatte Wernern mit der schriftlichen Erklärung des Fräuleins bekannt gemacht, ohne ihren Entzweck ganz zu erreichen. Der Kranke war zu schwach, um sein Glück ganz glauben, oder da ers zu glauben anfing, ganz schmecken zu können. Ueberzeugung durch die Augen war hier nöthig, wie Albin weislich vorausgesehen hatte. — Waldburg erstaunte, als man ihr die Nachricht von Luitgards Anwesenheit insgeheim an Werners Bette brachte. Sie glaubte, sie sey freywillig gekommen, und flog, ihr für ihre überfließende Güte zu danken. — Sie ward sehr kaltsinnig empfangen, denn Luitgard hegte einen Gedanken, der vielleicht auch einigen unserer Leser beywohnen möchte; sie glaubte Werners Baase mit ihrem Entführer einverstanden, und beyde zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigt. Sie hatte Ursach zu zürnen, so lang sie dieses für wahr hielt; ein Frauenzimmer, welches zu zweydeutigen Anschlägen auf eine ihres Geschlechts die Hand bietet,

eine Nonne, welche Plane zu Fräuleinraub schmieden hilft, welch ein widriger herzempörender Gegenstand! — Nein, wir fürchten nicht, daß unsere Leser hartnäckig auf ihrem Wahne beharren, wir hoffen vielmehr, daß sie uns auf unser Wort glauben werden, daß die Nonne hier ganz unschuldig war, und mit der lebhaftesten Bestürzung dastand, als ihr Luitgard die Art kund that, wie sie zu diesem seltsamen Krankenbesuch genöthigt ward.

Eben diese so natürliche, so unverstellte Bestürzung machte ihren Frieden bey ihrer beleidigten Freundin. Man söhnte sich aus, und ging über das weitere zu Rathe, worin man nicht so leicht einig werden konnte. Luitgard bestand auf schleunige Rückkehr nach Quedlinburg, und Waldburg behauptete das Gegentheil. Zu gewissenhaft, zu Ausführung jenes gewagten Streichs nur im mindsten die Hand geboten zu haben, hielt sie es doch nicht für Unrecht, da er nun einmal geschehen war, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Könntet ihr es über euer Herz bringen, Walbeck zu verlassen, ohne den sterbenden Werner gesehen, und ihm Trost gebracht zu haben? — rief sie. Und wenn ihr ihn sehet und euch überzeugt, was euer Anblick zu seiner Genesung vermag, könntet ihr denn euer Werk halb ausgeführt liegen

lassen, und an einen Ort zurückkehren, wo ihr zu Schritten gezwungen werden möchtet, denen euch vielleicht die Vorsicht durch diesen seltsamen unvorhergesehenen Zufall entnehmen wollte? Oder habt ihr euer neulich schriftlich wiederholtes Versprechen an Wernern, sein und keines andern zu seyn, vergessen? oder erinnert ihr euch nicht mehr, daß die Zustimmung eures Vaters dasselbe heiligt und unverletzlich macht? — So redete Waldburg einen ganzen Tag lang mit der nachgebenden Luitgard, auch versäumte sie nicht, Wernern indessen auf das Glück, das ihm nächstens bevorstand, auf den Anblick seiner Geliebten vorzubereiten.

Der Gedanke, das angebetete Fräulein wiederzusehen, sie, — wie Waldburg und Albin, um seiner zu schonen, ihn beredeten, mit ihrem guten Willen zu sehen, schien seine fliehende Seele aufzuhalten. Seine Augen bekamen einen neuen Glanz, er athmete tiefer aus der beklommenen Brust herauf, und wagte es noch einmal, in eine Welt zurück zu schauen, von welcher er sich, da er sich so nahe an den Pforten der Ewigkeit glaubte, schon ganz zurück gezogen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Gern und ungern.

Wer kann die Zusammenkunft schildern, die Waldburgs behutsamen Vorbereitungen folgte? Werners und Luitgards Erschütterung war bey derselben fast gleich; was bey ihm die Liebe verursachte, das that bey ihr das innigste Mitleid! Einen schönen Jüngling zu sehen, der durch Leidenschaft für sie und ihren Undank zum bleichen abgezehrten Gerippe gemacht worden war, der um ihret willen starb, welch ein Anblick für das gefühlvolle Mädchen! Es ist wahr, Erichs Bild drängte sich beym ersten Gedanken, den sie hatte, Wernern auf jede Art, die er wünschen möchte, dem Tode zu entreissen, schnell in ihre Seele, aber es brachte ganz widrige Würkungen hervor, der Unwille gegen ihn begünstigte die keimende Neigung für den jungen Grafen von Bernburg, und der Entschluß, jenem zu entsagen, und in Zukunft keinem andern als diesem anzugehören, ward fest.

Ihr Wunsch, Walbeck zu verlassen, und nach Quedlinburg wieder zurückzukehren, war unveränderlich, aber gleich ihn auszuführen, Wernern nicht wenigstens einen Tag zu gönnen,

um sich zu überzeugen, daß es ihr mit seinem Glück vorher Ernst sey, dies würde grausam gewesen seyn, und Waldburgs Bitten hätten es nimmer zugelassen. Werners Gesundheit wuchs durch Luitgards Milde; aus einem Tage wurden zween, am dritten bat sie erst um Urlaub, welchen ihr frommer bescheidner Liebhaber, dem es nicht in den Sinn kam, die ganze Sache für etwas anders als einen freundschaftlichen Besuch zu halten, ihr zu versagen kein Recht fühlte, ob gleich seine Sehnsucht, und Waldburgs Bitten das Gegentheil wollten.

Luitgard blieb unerbittlich, und bestand auf augenblickliche Abreise, weil die Möglichkeit übler Nachrede sie würklich zu beängstigen begunnte; aber wie erstaunte sie, als sie fand, daß, nachdem der Graf von Bernburg und seine Baase zum Schweigen gebracht waren, hier noch ein dritter zu gewinnen war. —

Albin, der sich so hoch in der Gunst seines neuen Herrn geschwungen hatte, er, welchen Tapferkeit und Muth zu den gefährlichsten Unternehmungen über alle Knappen des Grafen von Bernburg erhob, und ihn mit einem für seinen zweydeutigen Charakter fast zu großen Ansehen bekleidete, dieser Albin, an den man bey den Anstalten zur Rückreise nach

Quedlinburg gar nicht dachte, war derjenige, der sich ihr jetzt mit Hartnäckigkeit widersetzte. Er hatte zu Walbeck alle Gewalt, er unterwarf sich keinem Ausspruch, als dem Ausspruch seines Herrn, und wußte auch wider diesen Ausflüchte, da Werner durch seine Krankheit in einen Stand gesetzt war, welcher wirklich nöthig machte, daß andere für ihn dachten und verordneten.

Luitgard erstaunte über die Kühnheit dieses Menschen, welcher kaltblütig die Pferde von ihrem bereitstehenden Wagen wieder abspannen, und in den Stall zurückführen ließ, und sie mit unglaublicher Demuth bat, nicht daran zu denken, daß sie Walbeck anders als Gräfin von Bernburg verlassen könnte.

Luitgard drohte mit seinem Herrn, und schalt ihn einen Nachahmer der nordheimischen Gewaltthaten. Ich muß es eurer Menschlichkeit überlassen, antwortete er mit Achselzucken, ob ihr euch überwinden könnt, dem kranken Grafen Dinge vorzubringen, welche sein Ende schnell herbeyführen müssen. Die Hoffnung eures Besitzes, die Vorstellung, nicht Zwang, sondern guter Wille habe euch an sein Krankenlager gebracht, war es, was ihn rettete, erfährt er das Gegentheil des letztern, so wird er auch an dem ersten zweifeln, und was daraus erfolgen könnte, das überlasse ich eurem eigenen Nach-

denken. Wernern den Todesstreich zu geben, wird euch zwar vielleicht so viel nicht kosten, als man aus eurer bisherigen Milde glauben sollte. Ueberdieses muß ich euch sagen, daß wenn mein Herr auch heute alles erführ, und meinen wohlüberlegten Maaßregeln widerspräch, ich mich dennoch erkühnen würde, ihm wider seinen Willen zu dienen. Er ist lang genug nach seiner eigenen bescheidenen Weise elend gewesen, ich will nun doch einmal versuchen, ihn auf die ungestüme Art der Grafen von Nordheim glücklich zu machen, die ihr mir vorwerft, ohne daß ich sagen könnte, daß es mich sonderlich kränke. Ich versichre euch, gestrenges Fräulein, daß es der Tugend auf dieser leidigen Welt nicht so trübselig gehen würde, wenn sie sich zu Zeiten der Ränke des Lasters bediente, oder wenn sich allemal treue Diener fänden, welche, wie ich, Schuld und Strafe eines solchen Entschlusses auf sich nähmen, und ihrem Herrn den Vortheil davon überliessen.

Luitgard hatte all diese Zeit über vor Kummer und Unwillen geweint, indeß Albin vor ihr stand, und all diese Dinge mit so viel Unterwürfigkeit und Demuth vorbrachte, daß man ihn schwerlich für den Tyrannen von Walbeck gehalten haben würde.

Das Fräulein appellirte, da sie von Wernern keine Hülfe erwarten konnte, an Waldburg, aber diese war in ihren Verhandlungen so unglücklich, als sie selbst, und alles blieb wie es war.

Noch am nehmlichen Tage wurde dem Grafen durch die Aerzte, welche so wie hier jedermann, auf Albins Seite waren, vorgeschlagen, sich aus seinen bisherigen Zimmern in das ruhigere Hintergebäude des Schlosses bringen zu lassen, und den Damen wurde unter dem Vorwand, ihm nahe zu seyn, ein angränzender Flügel, welcher die Aussicht auf die geräumigen innern Höfe hatte, eingegeben. So wohl Waldburg als Luitgard mußten hierunter etwas besonderes argwohnen, da Albin sich ihnen mehr als verdächtig gemacht hatte, aber auf die wahre Ursach dieser allerdings bedeutenden Dinge kamen sie nicht, jede hatte ihre besondern Muthmassungen, die auf Luitgardens Seite ängstlich genug waren, und sie kamen nur darin mit einander überein, daß Albin ein Tyrann sey, und das einige Mittel, sich seiner Gewalt zu entreissen, darin bestehe, daß man Werners Genesung zu befördern suche, weil er, wenn er wieder selbst für sich denken und handeln könnte, allein im Stande wär, seinen kühnen Diener in seine Schranken zurück zu weisen, und

das von ihm gestiftete Unheil wieder gut zu machen.

Des nächsten Tages vernahmen die beyden Freundinnen einen seltsamen Aufruhr in dem Vordertheil des Schlosses, wovon sie aber, weil er von ihrem Wohnort durch weitläuftige Plätze abgesondert war, nur den entfernten Nachhall hörten. Waldburg erbot sich, auf Kundschaft auszugehen, aber die äußersten Ausgänge waren verschlossen, und sie brachte nichts mit zurück als die Nachricht, wie sie glaube, Streitgetümmel gehört zu haben. Die Aerzte und Diener des Grafen wurden vertraulich befragt, aber sie gestanden, daß sie hier so wohl Gefangene wären als die Damen. Luitgard bestand darauf, daß die Sache, die ihr so unnennbare Angst zu machen begunnte, Wernern entdeckt, und er zur Handhabung der Gerechtigkeit aufgefordert werden müßte, aber Waldburg warf sich ihr zu Füssen, und fragte, ob sie durch Offenbarung einer Sache, welche den höchsten Grad von Unwillen, Schrecken, Kummer und Besorgnisse zu erregen fähig war, ihren Liebling ins Grab stürzen wollte? Auch war Werner wirklich diesen Tag schlechter als bisher, und lag in fast ununterbrochenem Schlummer.

Gegen Abend wurden die Damen einig, auf eine hohe Warte zu steigen, nach welcher

man aus dem Theil des Schlosses, den sie jetzt bewohnten, kommen konnte, und die, wie sich aus ihrer Höhe beurtheilen ließ, über die vordern Mauern weit hinweg sah, und die ganze umliegende Gegend beherrschte. — Sie sahen, aber der Anblick, der sich ihnen zeigte, war eben nicht im Stande, ihre Unruhe zu mäßigen.

Nach allen Umständen zu urtheilen, mußte hier heute ein Angriff auf das Schloß gethan, und glücklich abgeschlagen worden seyn. Luitgard erkannte die kaiserlichen Fähnlein, und die Panier der Stadt Quedlinburg, und die, verschiedener ihr bekannter Fürsten, auch Graf Erichs hellgrüne Fahne, die sich vor den andern allen auszeichnete, weil sie wegen seiner unbekannten Herkunft mit keinen Wappenzeichen geziert war, erkannte sie. Sie sah, wie sich die zerstreuten Häuflein so gut sammelten als sie konnten, und hörte, wie die Thurmwächter von den vordern weit abgelegenen Zinnen jenen festlichen Ton trometeten, mit welchem in jenen Zeiten eine Vestung den Feinden, die sich an den Mauern den Kopf zerschellt hatten, und denen, die noch mit der Flucht davon kamen, hintennach zu jubiliren pflegte.

Ach sagte Luitgard, indem sie ihrer Freundin fast ohnmächtig in die Arme sank, man hat

mich retten wollen, und die verderbliche Klugheit Albins hat alles zernichtet!

Retten, Fräulein? braucht Luitgard Rettung aus den Armen ihres Verlobten?

Ach nein, Waldburg, ich wollte ihm gern alles halten was ich versprochen habe, trüge nur die ganze Sache nicht das Gepräg der Unrechtmäßigkeit und Gewaltthat. O was wollte ich darum geben, daß nur die Aebtißin von Quedlinburg die ganze Lage der Sache wüßte, an ihrer Achtung ist mir zu viel gelegen, als daß ich nicht bey ihr entschuldigt zu seyn wünschte, wer weis, welchen bösen Nachreden mich diese fatale Geschichte aussetzt!

Dreyzehntes Kapitel.

Böse Nachrede und Rechtfertigung.

Waldburg wurde durch das unablässige Klagen und Weinen ihrer schönen Freundin bewogen, einen entscheidenden Schritt zu ihrer Beruhigung zu thun. Als am Abend Albin kam, um, wie er gewohnt war, seinen Gefangenen seine Unterthänigkeit zu bezeugen, und zu forschen, ob man von dem heutigen Vorgange hier irgend etwas muthmaßte, so trat

Waldburg mit der Forderung hervor, sie nach Gandersheim zurückbringen zu lassen, weil die Zeit ihrer Dispensation morgen zu Ende sey. Albin zweifelte, und sah sie bedenklich an, und die unwillige Luitgard hatte eine ihrer gewohnten Anspielungen auf den nordheimischen Kerkermeister auf der Zunge, aber die verständigere Waldburg, welche hier jede Einmischung von ihr für zweckwidrig hielt, brachte sie mit einem Blick zum Schweigen, und brachte durch ihre schlaue Ueberredungskunst die Sache, die sie wünschte, um, wenn sie wieder frey wär, Luitgarden bey der Prinzessin Mathilde dienen zu können, bald so gut zur Richtigkeit, daß Albin ihr nichts entgegensetzen konnte.

Es ist gut, sagte er, mein Herr willigt ein — (eine Floskel, deren er sich überall zu Bedeckung seiner Eigenmächtigkeit zu bedienen pflegte,) — auch läßt sich gar nicht besorgen, daß Fräulein Waldburg durch ihre Entfernung irgend etwas suchen sollte, das Graf Wernern, dessen Leben ihr ja so theuer ist, als mir, Gefahr bringen könnte.

Euch, theure Luitgard, setzte Waldburg hinzu, um die heimliche Verabredung desto besser zu bedecken, bitte ich, meinen Kranken indessen nicht zu verlassen, und meine Pflege mit der eurigen zu ersetzen.

Ich kann ihn ja nicht verlassen, wenn ich gleich wollte! erwiederte Luitgard, und ich sehe eure Entfernung ungern, weil sie mir eure Gesellschaft, den einigen Trost in meiner Einkerkerung, raubt.

Der Unwille, mit welchem Luitgard diese Worte sprach, machte, daß Albin die Nonne mit doppelter Sicherheit entließ, und dadurch seinen Planen eine schnellere Zernichtung brachte als er glauben konnte, und als wahrscheinlich selbst Waldburg gern sahe.

Zu Quedlinburg hatte Luitgards Entführung gewaltiges Aufsehen gemacht. Sie war jedermann ein Wunder, und es trafen hier eine Menge Umstände zusammen, welche fast den Wahn hätten erregen sollen, sie sey weniger Entführung als gutwillige Flucht gewesen. — Die Aebtißin, welcher man das Ganze augenblicklich nach Dornburg berichtete, war eben nicht geneigt, zu der nehmlichen Meynung, die Kunegundens übersandter, ihr von Römhild eingegebener Bericht so sehr begünstigte. Römhild war froh, dem Charakter derjenigen einen Flecken anhängen zu können, welche dadurch ihren Unwillen und ihren Neid von neuem gereitzt hatte, daß Graf Erich, sobald sich das Gerücht von dem unerklärlichen Abentheuer ausbreitete, ohne Abschied von ihr, Quedlinburg verlassen

hatte, um nachzuforschen, wer sich den Raub seines angebeteten Fräuleins habe zu Schulden kommen lassen.

Wer Luitgards Geschichte kannte, rieth am ersten auf die Grafen von Nordheim, und man erstaunte um so viel mehr, da es bald darauf gewiß ward, der stille, sanfte und bescheidene Werner von Bernburg, der seine Leidenschaft für die Geraubte allemal in siebenfachen Schleyer hüllte, enthalte sie auf seinem Schlosse zu Walbeck.

Mathilde hatte in dem Schrecken über die böse Zeitung aus Quedlinburg die Versammlung zu Dornburg schleunig verlassen, und alle gegenwärtigen Fürsten ermahnt, ihre Macht zusammen zu setzen, um dem kühnen Bernburger die Braut ihres Kaisers wieder zu entreissen. Noch waren jene nur allzugeheim gehaltenen Absichten, die man mit Luitgarden hatte, nicht so laut geworden, als heute; die Stände billigten sie; sie wünschten innig den Beherrscher des deutschen Reichs vermählt zu sehen, Marggraf Eccards Tochter war schon wegen ihres Vaters überall beliebt, und der Gedanke an eine solche Verbindung machte, daß alle Fürsten Mathilden vereint zuschwuren, Leib und Leben daran zu wagen, um das Fräulein wieder in die Arme ihres erhabenen Bräutigams zu liefern.

Voll Kummer und Unmuth begab sich die Aebtißin von Quedlinburg gleich bey ihrer Ankunft in diese Stadt in den Pallast der Prinzessin von Lothringen, um von ihr die nähern Umstände der verdrüßlichen Geschichte zu vernehmen, und mit ihr über den Verlust einer gemeinschaftlich geliebten Person zu trauern.

Ihr wißt, sagte sie zu Kunegunden, was ich an jenem Abend vor meiner unglücklichen Reise nach Dornburg mit dem Kaiser in eurer und des Herzogs von Bayern Gegenwart von der armen Geraubten sprach, wie ich ihm all die Gewißheit von ihrer Gegenliebe gab, die ich nach dem, was ich kurz zuvor mit ihr geredet hatte, geben konnte, und wie er auf dieses die Hoffnung gründete, seine Vermählung mit Luitgard mit der eurigen an den Herzog von Bayern zugleich zu vollziehen. Ihr habt nachher vielleicht Ottos zärtlichen Abschied von ihr gesehen, der von ihr nichts weniger als grausam erwiedert wurde, und ob ich gleich gestehen muß, daß ich selbst bald darauf einige Worte aus ihrem Munde hörte, welche mir hätten Verdacht in ihre günstigen Gesinnungen einflüstern können, so bin ich doch nun weit weniger erstaunt über ihre Entführung als über den Wahn, den ihr äußert, Luitgard könne gutwillig entwichen seyn! Gott! solch ein Schritt! so ein Mädchen!

Gnädige Frau, erwiederte Kunegunde, ich wollte, ich könnte meine Erklärung zurück nehmen, aber bedenkt selbst die Hartnäckigkeit, mit welcher sie niemand den ganzen Tag über vor sich lassen wollte, der Abendbesuch der Nonne von Gandersheim, die gewiß dieses Unheils erste Anstifterin ist, (denn ihre thörichte Liebe für ihren Neffen ist ja bekannt)! Rechnet hiezu noch die Bestürzung, in welcher Luitgard von ihren Frauen des Abends gefunden ward, — (vermuthlich Kampf der Liebe mit Pflicht und Wohlstand) — ihre Geschäftigkeit, ihre Leute in die abgelegensten Zimmer zu entfernen — (vermuthlich Wunsch, sich ungestörte Einsamkeit zu versichern) — Die offen gelassenen Fenster in ihren Gemächern, die Vorsichtigkeit, nicht zu Bette zu gehen, und angekleidet zu bleiben, die sorgfältig ausgelöschten Lichter — (vermuthlich damit kein Unglück die Flucht zu frühzeitig verrathe) — und dann noch einen Beweis, den man in ihren Gemächern gefunden hat, den die Finderin niemand als euch überliefern will, und der meines Bedünkens, alle andere an Wichtigkeit übertreffen wird.

Und was ist dies für ein mächtiger Beweis?

Ein zurückgelassener Brief, den Römhild auf ihrem Schreibtisch fand, den sie zwar, weil er lateinisch ist, so wenig verstehen kann, als

ich oder Zoe, oder eine andere unserer Frauen, der aber euch nicht verschlossen seyn wird, und alles — wie ich besorge, sehr zu Luitgardens Nachtheil entscheiden muß.

Ein zurückgelaßner Brief? wiederholte Mathilde, nun in der That dieses möchte so ziemlich vorbedachte Flucht beweisen, doch man bringe mir ihn, damit ich selbst entscheide.

Römhild ward gerufen, und überreichte der Aebtißin das Blatt, dem sie einige ihrer schlangenartigen Anmerkungen zugesellen wollte, aber Mathilde winkte Stillschweigen, und fing an zu lesen.

Was sie las, war eben das Blatt, welches Luitgard an jenem Abend zu Ordnung ihrer Gedanken verfaßt, und wie sie bey Aufsätzen, die fremde Augen scheuten, allemal zu thun pflegte, in dem ihr sehr geläufigen Latein verfaßt hatte. Es war ein treuer Spiegel ihres unschuldigen im Augenblick des Schreibens so sehr beängstigten Herzens. Eine kurze, blos zu ihrem eignen Gebrauch verfaßte, aber doch sehr verständliche Geschichte der Irrthümer der vorigen Tage; alles stand hier aufgeklärt, was Mathilden bisher so oft in Ansehung des jungen Mädchens zweifelhaft gemacht hatte. Sie sahe, wie sie ganz von Mißverständnissen verstrickt, nichts von Ottos Absichten muthmaßte, sondern ihn für Kunegundens Verlobten hielt, wie sie

besorgte, zur Verbindung mit Erich gezwungen zu werden, gegen den sie mehr Unwillen als Liebe äußerte, und wie sie nicht ohne Angst an das von Waldburg ihr abgedrungenen Versprechen dachte, dessen ganze Geschichte hier klar aus einander gesetzt ward. Sie bezeugte Mitleid schwesterliche Besorgnisse und freundschaftliche Unruh für Werner aber keine Liebe, und gab sich am Ende das Zeugniß, wie nur die Gewißheit, daß sie hierin den Willen ihres Vaters thue, sie zum Nachgeben gegen Waldburgs Forderung bewogen habe, sonst würde sie viel lieber das Kloster — gewählt haben, hatte sie schliessen wollen, aber hier war sie durch Albin unterbrochen worden, und hatte seine Nachsicht nur noch dazu genützt, auf das Blatt in der Beängstigung ihres Herzens zu schreiben: **Gewaltsam entführt, wie ich glaube, nach Nordheim!**

Diese deutschgeschriebenen Worte, welche Römhild, die nur deutsch lesen konnte, allein verstand, waren es, auf welche sie, da sie eine offenbare Unwahrheit enthüllten, indem Luitgard ja zu Walbeck war, den größten Beweis ihrer Falschheit zu gründen glaubte. Die Griechin, Zoe, welcher gleichfalls die lateinischen Charaktere unbekannt waren, war zu Rathe gezogen worden, sie hatte, nur des Griechischen kundig, nichts

als Ottos und Werners Namen im Vorhergehenden zusammenbringen können, und zu Unterschlagung des ganzen Blattes gerathen, aber Römhild war auf ihren Sinn beharrt, und hatte also, indem sie glaubte, Luitgarden gänzlich zu stürzen, jetzt nichts weiter gethan, als der Prinzessin Mathilde die deutlichste Darstellung ihrer Unschuld in die Hände zu geben.

Die beklagenswürdige Römhilld! welche Demüthigung für sie, in Mathildens Augen Luitgards Rechtfertigung zu lesen, und sie in tausend freudenvollen Ausrufungen zu hören, in welche die nur durch falsche Nachrichten verleitete, nun besser belehrte Kunegunde treulich einstimmte. Wahrhaftig, diese einige Fehlschlagung böser Absichten wär schon hinlänglich für sie gewesen, diesen Tag mit einem schwarzen Stein zu bezeichnen, aber ein besonderer Unstern war an demselben über ihr aufgegangen. Was mußte sie empfinden, als in der Bewegung, in welcher sich Kunegunde und Mathilde in diesem Augenblick befanden, auf einmal zwey große, bisher vor ihr verborgen gehaltne Geheimnisse plötzlich ans Licht traten, als sie hörte, daß man die beneidete Luitgard ohne Rückhalt künftige Kaiserin, und die Prinzessin von Lothringen die Braut des Herzogs von Bayern nannte. Himmel, welche Aufreitzung der beyden

Furien, des Neids und der Eifersucht, deren Geißel Römhilds verwahrloßtes Gemüth so sehr unterworfen war! Luitgard Kaiserin? Der Herzog von Bayern, dessen geschraubte Worte die Thörin so leichtgläubig für Liebe auszulegen gewohnt war, der Gemahl einer andern, und sein ihr abgefordertes Versprechen, nie ohne seine Einwilligung zu heyrathen, seine Zusage, sie einst dem höchsten Bräutigam mit eigener Hand zuzuführen, vielleicht nichts als verblümte Einkleidungen des Wunsches, sie zur Nonne zu machen; Dinge, in denen der andächtige Herzog sehr stark war? — O entsetzlich! Noch einmal; arme betrogene Römhild! so sehr wir dich hassen, müssen wir dich doch bedauern; deine Gefühle in diesem Augenblicke waren zu peinlich, und Trost wars wirklich für dich, daß sie von den anders beschäftigten Prinzessinnen nicht bemerkt wurden, welche sich jetzt in ein inneres Kabinet verschlossen, um über Luitgards Befreyung zu rathschlagen.

Vierzehentes Kapitel.

Nothwendigkeit einem Größern zu weichen, die vielleicht nicht von Jdeen hier gleich stark gefühlt wird

Durch Gewalt sollte Luitgard frey werden, und wir haben von der Zinne zu Walbeck gesehen, wie schlecht der erste Versuch geglückt war. Ein zweyter, den die Fürsten bald darauf machten, hatte das nehmliche Schicksal. Die Veste war unüberwindlich, wenn der tapfre Albin auch nicht ihr Vertheidiger gewesen wär. Angst vor dem Schicksal, das seiner wartete, wenn er überwunden würde, vermehrte seinen Entschluß zu siegen oder zu sterben, er wußte jetzt, was aller Welt nun bekannt war, daß er nicht Graf Erichen, sondern dem Kaiser eine Braut entführt hatte. Er war zu weit gegangen, als daß er zurück konnte, und mußte doch auch zagen, die Sache, die immer gefährlicher wurde, auszuführen.

Mittlerweile war die Nonne von Gandersheim nach Quedlinburg gekommen, und hatte der Aebtißin auf Luitgards Verlangen das bestättigt, was man schon ohnedem aus dem Munde verschiedner, bey dem Sturm Gefangener wußte, daß Albin der Haupturheber des ganzen

Handels wär, daß Graf Werner, der noch immer nicht völlig genesen war, nichts davon wisse, und daß Luitgard als eine Gefangene gehalten würde. Hierauf baute man den klugen Entschluß, durch Unterhandlung das auszuführen, was durch Gewalt unmöglich schien. Zwar setzte Waldburg in der frommen Einfalt ihres Herzens hinzu, wie Luitgard dem Grafen von Bernburg durch Ueberredungen so wenig als durch Gewalt entrissen werden könne, weil sie ja durch des Fräuleins schriftliche und mündliche Zusage, und durch das alte verjährte Versprechen Marggraf Eccards so gut als Werners Gemahlin sey; aber diejenigen, welche mit der Sitte der Welt besser bekannt waren, entdeckten ihr, daß Graf Werner wohl dem Kaiser würde weichen müssen, daß ein abgedrungnes Versprechen leicht durch päbstlichen Ausspruch könne aufgehoben werden, und daß Marggraf Eccards Zusage, eben weil sie verjährt wär, nicht mehr gültig sey, ja, daß er die Schwäche und Unzuverlässigkeit derselben selbst dadurch eingestanden habe, daß er nur neulich bereit gewesen sey, der Kaiserin eidlich Adelheit zu versprechen, daß seine Tochter Ottos oder keines andern Gemahlin werden sollte.

Waldburg entsetzte sich, daß Luitgards und Werners Sachen also standen, und man schickte

sie nach Gandersheim zurück, mit der Bitte an die dasige Aebtißin, die Prinzessin Sophie, Ottos Schwester, dieses unheilstiftenden Klosterfräuleins wohl wahr zu nehmen, und ihr fürderhin nicht solche freygebige Dispensationen zu ertheilen.

Die erste zärtliche Unterhandlung mit denen zu Walbeck war nicht allzuglücklich abgelaufen, der hartnäckige Albin hatte sie so zu leiten gewußt, daß nichts davon zu Werners Ohren gekommen, und nur so viel davon an Luitgard gelangt war, als diente, ihren Wahn, man suchte ihre Hand für Graf Erichen, zu bestärken, und ihr die Erklärung abzunöthigen, wie sie dem Grafen von Bernburg von ihrem Vater verlobt sey, und ihn nie mit einem andern verwechseln werde, wie sie aber zum Beweis ihrer Unschuld an der Entführung bereit sey, heute noch nach Quedlinburg zurückzukehren, doch mit Vorbehalt, dort zu nichts gezwungen zu werden.

Luitgards Freunde und Freundinnen verkannten in dieser Erklärung ihre Bewegungsgründe nicht, und sahen nichts aus derselben, als daß man andere Mittel brauchen müsse, ihr die Augen zu öffnen, und Wernern zu seiner Schuldigkeit zu bringen.

Werner war noch nicht völlig genesen, aber doch stark genug, außerordentliche Dinge, die in seiner Krankheit vorgegangen seyn mußten, zu ahnden, als eine sehr feyerliche Fürstengesandtschaft zu Walbeck ankam, die Albin jetzt nicht mehr zurückweisen konnte. Graf Luther, Werners Vater, der bis jetzt bey dem Marggrafen von Meißen in Italien gewesen war, befand sich unter ihnen, und ihm hatte man es übertragen, seinem Sohne Aufklärungen zu geben, von welchen die wenigsten glauben wollten, daß sie ihm so neu wären als man vorgab.

Ach ja, sie waren es, das bezeugte der fürchterliche Eindruck, den sie auf ihn machten! Graf Luther fühlte die Zurücknahme des ehemals von Eccard gegebenen Worts, und die Nothwendigkeit, einem Größern zu weichen, tief, ohne die Entschuldigungen, die der erste für sich hatte, und die Bitterkeiten des andern zu verkennen. Bey allem Groll, den er über die ganze unänderliche Sache im Herzen hegte, fühlte er hier die Pflicht, um Werners willen gelinde zu verfahren. Er trug seinem Sohne das, was er wissen mußte, gewiß mit der möglichsten Schonung vor, und doch war die Würkung davon erschrecklich. Werner, der ohnedem noch schwache Werner, fiel in eine Bewußtlosigkeit von mehrern Stunden, aus welcher er zu einem

Zustande erwachte, der noch fürchterlicher war. Er, der bisher Luitgarden für sein freywilliges unbestrittenes Eigenthum gehalten hatte, mußte von Zwang, Entführung, und unglaublichen Täuschungen hören, er, der geglaubt hatte, keinen andern Nebenbuhler zu haben, als Erichen, welchem Luitgard in dem Wahne, in welchem sie von ihm war, ihren tugendhaften treuen Liebhaber willig geopfert hatte, er mußte erfahren, daß Otto um seine Geliebte warb, daß es nicht nur Hochverrath, daß es Verstoß wider Freundespflicht wär, sie dem zu entreissen, den er mit der wärmsten Ergebenheit liebte. Daß er Luitgarden den Thron, und dem Lande eine lang vermißte gute Kaiserin entzog, wenn er auf seinen Ansprüchen beharrte. Entdeckungen von dieser Art konnten wohl nicht ohne die schmerzhaftesten Gefühle gemacht werden, Gefühle, die nur gar zu oft nahe dabey waren, die Kräfte seines Verstandes schwankend zu machen.

Werner war nach dem, was er nun wußte, keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe, und es wär nicht nöthig gewesen, daß sein und Ottos ehemaliger Lehrer, Gerbert, jetzt Pabst Sylvester einen Brief an ihn abließ, dessen Eingang zärtliche, väterliche Ermahnungen und Erinnerungen vergangener Zeiten, und das

Ende Bedrohung mit dem Bannstrahl war, um ihn zu seiner Pflicht anzuweisen.

Die Erschütterung, die er durch das päbstliche Schreiben erfuhr, war gewaltig, und vollendete alles, was die schrecklichen Erfahrungen des heutigen Tages noch zu vollenden übrig gelassen hatten, das ist, sie versetzten ihn in einen Zustand, der beklagenswürdig war. Er versprach mit wenig Worten und dargebotner Hand den Fürsten, so zu handeln, daß sie und der Kaiser mit ihm zufrieden seyn könnten; er stellte ihnen frey, zu Luitgarden zu geben, und sie mit sich zurück zu nehmen, aber aus Achtung für Gräf Luthern, und aus Mitleid mit ihm selbst, wollte man ihm keinen Eingriff in seine Rechte thun, sondern überließ es ihm, seinem Charakter durch eine freywillige Handlung der Großmuth Ehre zu machen, und mit derselben, so gut er konnte, einen Flecken von seinem Rufe abzuwaschen, mit welchem ihn der Name, Fräuleinräuber, in dem Wahn der Uebelbeachteten brandmarkte.

Funfzehentes Kapitel.

Luitgard fühlt Liebe für Werner, oder glaubt sie zu fühlen.

Luitgard hatte von den Gesandten, welche zu Walbeck angekommen waren, gehört, hatte Wünsche und Hoffnungen von ihrer Anwesenheit hergenommen, über die sie selbst nicht recht mit sich einig werden konnte, und doch keinen von ihnen gesehen. Man hielt es nicht für nöthig, mit Luitgarden hierüber zu sprechen, da man ihre Gesinnungen kannte, und der Aenderung derselben mit der Aenderung der Umstände gewiß zu seyn glaubte.

Aus Werners eigenem Munde sollte sie die großen Dinge vernehmen, die ihr so lang verborgen geblieben waren. Sie hörte, was der unglückliche Jüngling mit zitternder kaum hörbarer Stimme vorbrachte, und gerieth in eine Bestürzung, die sich endlich in einen Strom von Thränen auflößte.

Was sagen mir diese Zähren? fragte Werner, gestehen sie mir, daß Luitgard mich willig verlassen wird, um Kaiserin zu werden?

O nein, Bruder, soll ich aufrichtig mit euch reden?

Habe ich Luitgarden je anders als aufrichtig gesehen?

Nun so nehmet das Geständiß hin, daß ich zwar in diesem Augenblick mich noch schwach genug fühle, Erichen, wär er treu und redlich, vor euch zu wählen, aber —

Nun? aber daß er bey gegenwärtiger Lage nichts von euch zu hoffen hätte? —

Das gewiß, Werner! Aber ich wollte mehr sagen!

Und was?

Daß ihr mir gegenwärtig, da Erich für mich verlohren ist, unter allen Männern der liebste seyd, und daß ich mit Grauen vornehmlich daran denke, euch gegen Otto vertauschen zu müssen; gegen Otto, für den mir bey aller Freundschaft, die ich für ihn habe, so bald ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ein besonderer Widerwille angebohren zu seyn scheint; gegen Otto, auf welchen Marie von Arragonien nähere Ansprüche hat; gegen Otto, der in der Geschichte mit ihr, wie mich dünkt, bey weitem nicht so handelte, um eine zweyte glückliche Ehe, wär auch die erste völlig gelößt, zu verdienen, um den ich schon so viel gelitten habe, und mit dem ich noch mehr zu leiden fürchte.

Werner war über den Anfang von Luitgards Bekenntniß so außer sich, daß er wahrscheinlich den Schluß desselben kaum vernahm. Von Luitgard allen Männern, selbst dem liebenswürdi-

gen Otto vorgezogen zu werden, welch ein Glück, und welch Entsetzen, sich von demselben in dem nehmlichen Augenblicke zu überzeugen, da die unveränderliche Nothwendigkeit, ihr zu entsagen, auf ihn eindrang.

Luitgard beschämt und bestürzt über das, was sie in der Angst ihres Herzens so freymüthig gestanden hatte, verließ das Zimmer, ohne Werners Antwort zu erwarten, auch war er in einem Zustande, der ihn aller Antwort unfähig machte. Ach Luitgard hätte von diesen, ihm gar zu günstigen Gesinnungen schweigen sollen! sie hatte ihm durch Entdeckung derselben einen Kampf mit Liebe und Pflicht bereitet, welcher ihm, da endlich die letzte siegte, am Morgen kaum so viel Kraft überließ, das auszuführen, was er für unumgänglich nöthig hielt, und was er nach den Grundsätzen seiner Zeit, besonders da päbstliche Pannstrahlen drohten, nicht vermeiden konnte, ohne sich und die, welche er liebte, auf Lebenszeit in unabsehliches Elend zu stürzen.

Laß mich nur noch einmal die unsterbliche Liebe zu deinen Füssen schwören, und dir dann auf ewig entsagen, rief er, als er sich des andern Morgens von Albin in ihr Zimmer leiten ließ. Du sagtest gestern, auch du liebtest mich; wiederhole mir es noch einmal, damit ich etwas habe, mich in den

verzweiflungsvollen Stunden zu trösten, die nun meiner warten.

Luitgard beugte sich zu ihm herab, und netzte, statt aller Antwort seine Stirn mit ihren Thränen!

Aber warum willst du mich aufgeben, rief sie, da die Einwilligung meines Vaters, mein einziges Gesetz auf unserer Seite ist?

Der Wille deines Vaters? Ha wäre dieser für mich! — Aber Eccard hat der Krone Wort und Treue geopfert, so muß ich ihr ja auch wohl meine Liebe zum Opfer schlachten!

Luitgard stand wie vom Donner gerührt, und da Werner eben so leblos blieb, so gab die große Pause Albin Gelegenheit, sich beyden zu Füssen zu werfen, und um günstige Entscheidung seines Schicksals zu bitten.

Ich habe euch beyde beleidigt, rief er, aber Gott weis, es geschah aus Liebe zu meinem Herrn, und mich dünkt, nach dem was ich sehe, würdet ihr glücklich seyn, wenn meine Anschläge gelungen wären. Aber das was ich that, euch zu beglücken, führt vor der Welt den schrecklichen Namen, Hochverrath, werdet ihr es über euer Herz bringen können, mich der Strafe dieses Verbrechens, das ich unwissend auf mich lud, Preis zu geben?

Fliehe, Albin! schrie Luitgard, die sich am ersten erholte, indessen Werner noch immer in stummer Betäubung dastand, fliehe, und nimm

alles, was du in diesem Pallast am kostbarsten findest, dir für deine überstandene Treue zu lohnen! — Ja Albin, fliehe! setzte Werner hinzu, und thue, was dir das Fräulein sagt, ich kann nicht auf dich zürnen, dir habe ich wenigstens die seligsten Träume meines Lebens zu danken; daß sie nicht Wahrheit wurden, dies war wahrhaftig nicht deine Schuld.

Also fliehen soll ich? — Aber warum allein? — Steht nicht auch euch beyden der Weg zur Flucht offen? werden nicht die Schätze dieses Hauses auch euch vor Mangel schützen, und ist nicht die Welt groß, weit und schön genug, ein paar Liebende zu verbergen, und entfernt von Reichthum und Größe glücklich zu machen?

Werner und Luitgard sahen sich mit einem sonderbaren Blicke an, in welchem aber wohl schwerlich der Gedanke liegen konnte, das auszuführen, was Albin sagte, vielleicht von einer Seite der Wunsch dazu, aber mehr gewiß nicht!

Luitgard sahe, daß ihre und Werners Lage einander gegenüber immer peinlicher ward, sie reichte ihm weinend die Hand, und verschloß sich in ihr Kabinet, aus welchem sie nicht ehe hervorging, bis ein verdeckter Wagen sie aufnahm, sie den Weg zu führen, den ihr das Schicksal bezeichnete. Werner folgte ihr mit seinen Leuten zu Roß; Albin war nicht unter denselben, sein Herr

hatte für seine glückliche und sichere Flucht gesorgt, weil er wohl sahe, was für Verantwortung, im Fall er gefunden würde, auf ihn wartete.

Sechzehentes Kapitel.

Vertheidigung gebrochner Zusage.

Man war beym Abzug aus Walbeck zweifelhaft gewesen, wohin die Reise gehen sollte, ob zur Abtißin von Quedlinburg, welche eigentlich als Luitgards Hüterin durch ihren Raub zuförderst beleidigt worden war, oder nach Aachen, wo der Kaiser damals mit großer Pracht Hof hielt. Dem Fräulein war es gleich unleidlich, sobald demjenigen, den sie als ihren künftigen Gemahl ansehen mußte, entgegen geführt zu werden, und den redlichen Werner einer Demüthigung vor ihm auszusetzen; sie entschied für Magdeburg, wo sich die Prinzessin Mathilde unter den, um der gegenwärtigen Sache willen versammelten Fürsten befand. Dort ist, sagte sie, wie ich höre, mein Vater; in seine Hände möchte ich am liebsten überliefert werden, auch wird vor ihm, dem die Natur auf mich die nächsten Rechte gab, meinem sogenannten

Entführer eine Demüthigung weniger schwer und schimpflich fallen, als vor einem andern.

Luitgard sagte Demüthigung, und Demüthigung war dem unschuldigen Werner, der sich nicht durch Auslieferung des eigentlichen Verbrechers schuldlos machen konnte und wollte, zuerkannt. Drey Meilen von Magdeburg kam ihm der einhellige Fürstenschluß entgegen, daß er mit seinem wiederzuerstattenden Raube nicht anders als in der Gestalt eines Büßenden könne angenommen werden.

Es war von je her der Brauch der Welt, dem Nachgebenden immer schwerere Lasten aufzulegen. Hätte Graf Werner als ein entschloßner Verbrecher gehandelt, man würde vielleicht ihm Bedingungen zu machen verstattet haben, so war es umgekehrt. Welch ein Gedanke für Luitgard, den Mann, der sie nie wissentlich beleidigte, der unausgesetzt treu und tadellos handelte, der Beschimpfung ausgesetzt zu sehen, mit bloßem Haupt und Rücken; Lenden und Hals mit einem Strick umgürtet; mit entblößten Füssen und zerrissenen Kleidern als ein Schauspiel vor Leuten auftreten zu sehen, welche unmöglich edel denken konnten, da sie einem Ritter, dessen Unschuld ihnen größtentheils bekannt war, eine solche Erniedrigung zumuthen durften.

Werner war starr vor Erstaunen über den letzten kaum glaublichen Theil seiner schweren Pflicht, und Luitgard badete sich in Thränen. Aber unter den Fürsten waren noch einige, die Rittersworth und Ehre zu schätzen wußten, Marggraf Eccard von Meißen, der glorreiche Eroberer der Engelsburg, der kürzlich aus Italien von der Demüthigung des Krescentius zurückgekommen war, befand sich unter ihnen. Ich, rief er, ich bin der vorzüglich durch die Entführung meiner Tochter Beleidigte, der Kaiser hat nur ein Recht an sie, das ich ihm noch nicht gänzlich übertragen habe, und mir kommt es also zu, Werners Strafe zu erhöhen oder zu mildern, nachdem es der Gerechtigkeit gemäß ist. Die Prinzessin Mathilde, die Vorsitzerin der erlauchten Versammlung, unzufrieden mit dem unvorsichtig abgefaßten, und unvorsichtig ausgefertigten Urtheil, das besonders die Grafen von Nordheim zu Urhebern hatte, winkte dem Marggrafen Beyfall, welcher sogleich den Saal verließ, um persönlich das zu widerrufen, was sein Gefühl für Ehre und Billigkeit so empfindlich beleidigte. Ob nicht vielleicht etwas vom bittern Gefühl der Unbilligkeit, die er selbst an Wernern begangen hatte, mit unterlief, ob nicht der Gedanke ihn vorzüglich beschämte, den als einen Verbrecher vor sich erscheinen zu sehen,

dem er selbst Rechtfertigung seiner Thaten schuldig war, dies unternehmen wir nicht auseinander zu setzen, genug Marggraf Eccard reiste ab, und Luitgarden war das Entzücken beschieden, sich in den Armen eines Vaters' zu sehen, in dem Augenblicke, da sie es am wenigsten vermuthete, und da ihr doch sein Trost so nöthig war.

Der Marggraf umarmte seine Kinder, wie er Wernern und Luitgard mit väterlicher Inbrunst nannte; er sahe Worte auf ihren Lippen, die er für Entschuldigungen vergangner Dinge hielt, und erstickte sie durch die Versicherung, daß er fühle, wie er derjenige sey, der Entschuldigung nöthig habe. Werner schwieg, und Luitgard zwang sich, die Frage zurückzuhalten: wie es aber immer möglich sey, daß ein deutscher Fürst das einem andern gegebene Ritterwort um einer Krone willen brechen könne?

Ich sehe Vorwürfe in deinen Blicken, sagte Eccard, die dir die Ehrerbietung auszusprechen verbietet, und ich muß ihnen zuvorkommen. Ja, Luitgard, ich gestehe es, ich sagte dich in den Jahren, welche noch fast an deine Kindheit gränzten, diesem Fürsten zu, und ein ähnliches Wort macht dich jetzt zu der Braut des Kaisers.

Werner biß sich auf die Lippen, und Luitgard konnte sich des Ausrufs nicht enthalten,

Gott! Gott! wie ist beydes mit einander zu vereinigen? — Ich will die vielen Bedingungen, fuhr der Marggraf fort, die ich meinem ältern Versprechen an die Seite setzte, nicht erwehnen, ich würde keine Bedingungen gekannt haben, hätte ich das muthmaßen können, was ich jetzt mit Erstaunen sehe, — daß ihr euch liebt! — Was hätte mir theurer seyn können, als das Glück meiner Kinder? Kein Kaiser hätte es stören sollen, längst, längst, — schon zu jenen Zeiten, da Otto Luitgarden weder kannte noch an sie denken konnte, wär sie Gräfin von Be nburg geworden, hätte ich gewußt, was ich in diesem Augenblick sehe, daß Vereinigung euch Glück gewesen wär; aber sprecht selbst, Werner, sprich selbst, Luitgard, konnte ich je so etwas muthmaßen? Werner hat nie seit jenem Tage gegen mich von Liebe für meine Tochter gesprochen, oder mich an ehemals gethane Zusage erinnert; selbst nicht am Tage der Eroberung von Pölda; ich mußte glauben, die ganze Sache sey nichts als ein Einfall von Fräulein Waldburg, jener geschäftigen Nonne, die hier mit dem besten Herzen so viel Unheil gestiftet hat. Luitgard schien nicht allein gegen Wernern gleichgültig zu seyn, sondern sie fesselte sich auch, wie ich von sicherer Hand weis, mit

der

der stärksten Leidenschaft an einen andern, dem ich sie unmöglich gönnen konnte. — Verzeihe mir, Luitgard, Graf Erich ist ein braver Mann, den ich unendlich schätze, aber zum Gemahl einer Marggräfin von Meißen dachte ich ihn nicht zu machen; seine unbekannte Geburt machte ihn zu einer solchen Verbindung ganz unfähig. Diese mir mißfällige Liebe zu stören, dachte ich für dich auf einen würdigern Gemahl; Werner, den ich liebe, wie man sonst nur Kinder liebt, hätte deine Hand vor allen andern erhalten, wenn er sie gesucht hätte, aber sollte ich sie ihm anbieten? sollte der Vater einer Luitgard anfragen, ob man noch an alte ihm abgedrungene Zusagen denke, die vielleicht niemand mehr wichtig waren, als der zärtlichen Baase, die ihren Neffen durch dieselben zu heben suchte? — Und war es mir zu verdenken, da die Kaiserin Adelheit jetzt die Hand meiner Tochter für den größten Mann im Lande, für den edeln, den liebenswürdigen Otto, für den Kaiser suchte, daß ich ohne Bedenken ja sprach? — Ihr schweigt, Kinder? — Aus Ueberzeugung oder aus Ehrfurcht? — Ich hoffe das erste! — Sollte es indessen nicht seyn, so bitte ich euch, schont, schont eures Vaters, und setzt allem, was ihr denken mögt, die

Betrachtung entgegen, daß hier vielleicht viel zu bedauern, aber nun nichts mehr zu ändern ist, daß Widerspenstigkeit gegen das, was man wirklich Fügung des Schicksals nennen muß, euch, euren Vater, und das ganze Reich in endlose Unruhe stürzen, das Gegentheil aber uns alle beglücken muß.

Werner und Luitgard antworteten wenig auf die Rede des Marggrafen, indessen kam es doch nach einigen von beyden Seiten vergossenen Thränen dahin, daß beyde einen fürchterlichen Eyd in die Hand ihres gemeinschaftlichen Vaters ablegten, sich hinfort wie Geschwister zu lieben, und jeden andern Gedanken aufzugeben.

Die Thränen des Grafen von Bernburg waren bittere Thränen gekränkter Liebe, Luitgard, so lieb ihr Werner war, weinte wahrscheinlich weniger, ihn verlassen, als Otto zu Theil werden zu müssen, der ihr, als Gemahl betrachtet, schlechterdings unausstehlich schien; hätte man nur diesen Theil ihres Schicksals ändern können, sie würde sich über den andern zufrieden gegeben haben. Denn zwar war dieses völlig wahr, was sie Wernern einst versicherte, daß er ihr jetzt unter allen Männern der liebste sey, aber dieser Vorzug war noch lange nicht jene Leidenschaft, die durch

gestörten Besitz empfindlich gekränkt wird, nein, nur ein höherer Grad von Schwesterliebe, der sie mit dem Verhältniß, in welchem sie gegenwärtig mit Wernern stand, völlig zufrieden machte, ohne ihr je ein innigeres wünschenswerth vorzustellen.

Eccard und seine Kinder waren ausgesöhnt, und völlig einverstanden. Von schimpflichen Büßungen war, seit er erschienen, gar nicht mehr die Rede, man dachte kaum mehr daran, daß irgend jemand es hätte wagen dürfen, eine solche Forderung an den unschuldigen Grafen von Bernburg zu thun. Der Marggraf hielt zwischen Werner und Luitgard seinen Einzug zu Magdeburg; er stellte sie dem großen Fürstenrath vor, und erklärte, daß er mit allem, was in der Geschichte dieser beyden Entschuldigung zu verdienen schien, so völlig ausgesöhnt sey, daß er nicht glaube, daß hier irgend jemand etwas zu tadeln haben würde.

Graf Siegfried von Nordheim wünschte achselzuckend, daß der Kaiser an den Abentheuern seiner Braut eben so wenig tadelnswürdiges finden, und Graf Wernern eben so geneigt zu verzeihen seyn möchte, als sie, alle auf des Marggrafen Zeugniß seyn müßten.

Verzeihet, Graf Siegfried, erwiedert Eccard, ich habe dem Kaiser meine Rechte an meine Tochter noch nicht so feyerlich übertragen, daß sein Urtheil das Urtheil eines Vaters überwiegen könne. Luitgard ist heute noch mein, und zurückzutreten ist ihm allemal vergönnt, ohne daß ich oder sie uns beleidigt halten werden.

Das wird er nicht, rief Mathilde, welche all die ganze Zeit über mit dem Fräulein im Ausdruck der höchsten Freude und Zärtlichkeit gesprochen hatte, das wird er nicht! ich bürge für ihn. Seine Leidenschaft für seine schöne Braut kann nur mit meiner Freundschaft für sie, seine Ueberzeugung von der wahren Beschaffenheit der Sachen kann nur mit der meinigen verglichen werden.

Diesem Eingang folgte die feyerliche Erklärung Luitgards als bestimmte Braut des Kaisers; eine traurige Ceremonie für sie, und für den unglücklichen Werner fast unausstehlich.

Ueberhaupt spielte er hier eine unangenehme Rolle. Die Augen vieler aus der Versammlung hafteten mit Schadenfreude, Mathildens Augen mit Mißfallen auf ihn. Mit Luitgarden war sie völlig ausgesöhnt, aber dem Ursacher der letzten verdrüßlichen Händel, un-

geachtet auch seine Unschuld am Tage lag, konnte sie keinen freundlichen Blick vergönnen.

Der Marggraf sah die peinliche Lage des armen Jünglings; die Blässe auf seinen Wangen, ein Merkmal nur halb vollendeter Genesung, machte ihm bange vor einen gewaltsamen Ausbruch seiner Leiden, der ihm und Luitgarden hier hätte nachtheilig seyn können, und er nahm es über sich, ihn aus seiner Verlegenheit zu reissen. Er führte ihn unvermerkt aus der Versammlung, umarmte ihn, und rieth ihn, heute noch Magdeburg zu verlassen, und in den Armen seines Vaters, der hoffentlich bald zu Walbeck seyn würde, Trost über das Vergangene und völlige Genesung zu suchen. Hegt ihr noch einige Neigung für mich, setzte er hinzu, und haben meine Worte einen Eindruck auf euch gemacht, so sucht mir Graf Luthers Herz zu gewinnen, ich habe ihm alles gesagt, was ich euch sagte, er konnte mir nichts entgegen setzen, demohngeachtet aber dünkt mich, ein heimlicher Unwille über unabänderliche Dinge keime in seinem Herzen, der einst für mich und ihn bittere Früchte tragen könnte, ich fürchte Graf Luthern nicht, aber ich liebe ihn, und wollte ungern seine und meine Freundschaft gestört sehen.

Siebenzehentes Kapitel.

Der Reichstag zu Aachen.

Der gegenwärtige Zeitraum war der glänzendste in dem ganzen Lebenslauf Otto des Dritten. Die Liebe der Stände und des ganzen Reichs war sein. In Norden ruhte das Schwerd, das die dasigen aufrührischen Völker gedemüthigt hatte, in Italien war Friede, Friede durch Marggraf Eccards siegreiche Waffen. Der alte Unheilstifter, Krescentius, war nicht mehr, und in der Person Sylvester des Zweyten saß auf dem römischen Stuhl ein Mann, der dem jungen Kaiser, seinem ehemaligen Schüler, mit ganzer Seele zugethan war, und alles beytrug, seine Größe und sein Glück zu vermehren. Auch am Hofe des orientalischen Kaisers, da man vor kurzem sich nicht gescheut hatte, dem Beherrscher des deutschen Reichs in seinen Gesandten mit Schimpf und Verachtung zu begegnen, war man zu gesündern Gedanken gekommen, und suchte unter der Hand das Verbrechen zu vergüten. Otto schien diese Bemühungen kaum zu merken, und begnügte sich damit, den treulosen Griechen sehen zu lassen, daß er sich furchtbar zu machen wisse. — Mit mehrerer Leutseligkeit nahm er die Freundschaftserbietungen

anderer Monarchen auf, von deren Abgesandten Aachen, wo Otto gegenwärtig Hof hielt, voll war.

War es wohl zu verwundern, wenn ein junger Prinz in der Blüte von zwanzig Jahren, von so viel lachenden Aussichten schwindelnd gemacht, und zu Handlungen angetrieben wurde, die man seiner unvorsichtigen Jugend und dem Gefühl seiner Größe zwar wohl zu gute halten konnte, die aber nicht ermangelten, manches Herz, das ihm sonst aufrichtig gehuldigt hätte, von ihm abzulocken.

Unglücklicher weise hatte Otto zu Aachen den alten Grafen Hoico den Reichen, den ersten Aufseher seiner Kinderjahre, im glänzenden Privatstande wiedergefunden. Hoico, ein Mann, der sich nur um der Ehre willen bequemen konnte, irgend ein Amt zu verwalten, hatte sich ehemals zurückgezogen, so bald Bischof Willigis, dem er nicht untergeordnet seyn mochte, die Erziehung des jungen Königs übernahm, sein großes Vermögen setzte ihn in Stand, an jedem Ort, den er wählte, als ein Fürst zu leben, und so fand ihn Otto, als er jetzt nach Aachen kam. Hoico ermangelte nicht, sich seinem ehemaligen Schüler zu zeigen, und dieser, ohnedem zu schwärmerischer Dankbarkeit gegen seine Lehrer geneigt, brauchte nur Hoico, einen

freundlichen einnehmenden Alten, an dessen Bild sich tausend süße Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit ketteten, zu sehen, um ihm gewogen zu werden, und ihn näher an sich zu ziehen als nöthig gewesen wär.

Hoico war eben kein böser Mann, aber er hatte Züge in seinem Charakter, die dem, der ihm so viel zu vertrauen begunnte, nachtheilig werden konnten. Seine herrschende Neigung war Prachtliebe, und nach dieser fand er gar viel an dem Hofstaat des jungen Kaisers zu tadeln. Er zeigte ihm, daß er, ein Privatmann, weit mehreren Aufwand machte, als Otto, der Beherrscher des deutschen Reichs. Hoicos Pallast war königlich, seine Dienerschaft, seine Tafel, seine Kleidung, alles was ihn umgab, zeigte von einem weit größern Herrn als er wirklich war, und Otto fühlte die Nothwendigkeit, die ihm vor die Augen gelegt wurde, im Glanze nicht unter dem zu seyn, der sich seinen Diener nannte.

Die Beherrscher der Erde, sagte Hoico, haben außer den Aeußerungen ihrer Macht und Milde noch zwey Mittel, sich der Gottheit ähnlich zu machen. Niemand hat den Herrn des Himmels je gesehen, ein undurchdringlicher Glanz verhüllt seine lichtvollen Wohnungen, durch weises Zurückziehen von der gaffenden Menge, durch

Pracht und blendenden Schimmer ahmen irdische Monarchen ihm nach. Der Fürst, den das Volk immer sieht, der sich ihm immer ohne die Abzeichen seiner Hoheit zeigt, wird ihm alltäglich; es ist geneigt, ihn für einen seines gleichen zu halten, und wächst auch durch diese Herablassung die Zuneigung, so leidet doch die Ehrfurcht unwiderbringlichen Schaden.

Lehren von dieser Art fanden in dem Gemüth des jungen stolzen Prinzen nur gar zu viel Eingang. Er begunnte sich mit der scheuen Eifersucht eines morgenländischen Despoten auf seine Größe zurückzuziehen, man sahe ihn selten, und wenn er erschien, ganz in dem Glanz, ganz mit dem steifen Ceremoniel der alten römischen Kaiser. Keiner der Fürsten wurde mehr zu seiner Tafel zugelassen. Otto speißte allein auf einem offenen, mit vielen Stufen erhöhten, von köstlichen Säulen unterstütztem Saale, gleich als dürfte es niemand wagen, den Strahlen seiner Hoheit zu nahe zu kommen; traurige, einsame, freudenlose Mahle, bey welchen Glanz und Größe den Mangel vergnügten Umgangs sehr schlecht ersetzte! Man hatte wenig Freude daran, den Kaiser eine solche Rolle spielen zu sehen, und alle behaupteten, daß dieser Prunk, diese stolze majestätische Absonderung kaum den alten Helden Karl und Heinrich, deren eigene

Faust ganze Königreiche gedemüthigt hatte, anständig gewesen seyn würde, und an einem Jünglinge, der alles, was er war, der Treue und dem Schwerd tapferer Fürsten zu danken hatte, die er nun nicht einmal würdigte an seiner Seite zu sitzen, schlechterdings unausstehlich wär.

Eins hatte der junge mißleitete Prinz noch seinem Führer zu danken, welches ihn vollends ganz in der Achtung der Aachner herabsetzte, und das ihn von der halben Welt als *) Sacrilegium ausgedeutet wurde. Der Abgott des Volks war Karl der Große, sein Andenken ward verehrt, wie das Andenken eines Heiligen, und Aachen war stolz darauf, daß seine Gebeine in ihrem Schooße ruhten. Ueber seinem Grabe erhob sich eine vergüldete Ehrenpforte; aber den Eingang in dasselbe wußte niemand. Das Heiligthum war, wie man sich ausdrückte, zu groß und hehr, um irgend jemand den Zutritt zu verstatten, als dem großen Engel am Tage der Auferstehung. Graf Hoico, der einen goldnen Schlüssel zu den verborgensten Orten hatte, führte den jungen Kaiser eines Tages in die schauerliche Tiefe hinab. Otto hatte gewünscht, Aachen nicht zu verlassen, ohne das merkwürdigste in der Stadt, die Stelle zu

*) Kirchenraub drückt das nicht aus, wovon hier die Rede ist.

sehen, die die Asche des größten Mannes seiner und vieler folgenden Zeiten verschloß.

Sollte es Vorwitz gewesen seyn, was den jungen Prinzen in die düstere feyerliche Stille hinabzog, so bemeisterten sich doch seiner ganz andere Gefühle, als er sich in der Nähe des redenden Denkmahls der Nichtigkeit aller irdischen Größe befand. Welch ein Anblick! Die Ueberbleibsel des alten Helden, vor dem sich die halbe Welt beugte, hier in einen engen Raum verschlossen, sie zwar mit aller traurigen Pracht des Grabes geschmückt zu sehen, aber doch überall den nagenden Zahn der Zeit und die Spuren der Verwesung zu ahnden, die des heiligen Leichnams fast zwey ganze Jahrhunderte geschont hatte, und nun trotz aller gebrauchten Vorsicht, mit der nahen plötzlichen Zerstörung drohte. Otto, von einer Empfindung eingenommen, die sich schwer beschreiben läßt, hatte lang von fern gestanden, als getraute er sich nicht zu nahen, endlich wagte er es, hinzu zu treten, und diese majestätische Gestalt, dieses ehrwürdige Gesicht näher zu betrachten. Er wagte es, eine Hand des Leichnams anzurühren, die in Asche zerfiel, er sank jetzt auf der schauerlichen Stelle nieder, und betete lang für die Seele des hier Schlummernden, und für sein eigenes Wohl. Gedanken und Entschließungen

gingen in seiner Seele auf, welche, hätten sie Dauer gehabt, den Lehren des Stolzes, die Hoico zu geben pflegte, wohl sehr das Gleichgewicht gehalten haben möchten.

Otto erhub sich, und sahe in Hoicos Hand eine Purpurbinde und ein goldnes Kreuz, das die kaiserliche Leiche geschmückt hatte, und das Hoico ihr mit kühner Hand entwandte.

Es ist nicht billig, sagte er lächelnd zu dem jungen Prinzen, in dessen Augen noch Thränen der Andacht funkelten, es ist nicht billig, daß Otto diese Gruft ohne ein Andenken an einen der schönsten Augenblicke seines Lebens verlasse. Euer großer Vorgänger lohnt euch die Inbrunst eures Gebets, von welchem ohne Zweifel er der Gegenstand war, mit diesen Kleinoden, die ihm nicht mehr nützen, und euch hingegen Zierde und Antrieb zu edeln Thaten seyn werden.

Otto nahm aus Hoicos Hand die Binde und das Kreuz mit der Demuth, als ob der große Karl sie ihm selbst darreichte. Hoico wollte noch weiter gehen, er streckte seine Hand nach der Krone aus, die den ehrwürdigen Scheitel des Leichnams deckte, aber Otto wehrte ihm. Furcht, die kühne Berührung möchte auch vielleicht hier Zerstörung dessen nach sich ziehen, was nur noch einen Anschein von Festigkeit

hatte, oder Widerwille, vor der fortgesetzten Beraubung des Toden bemeisterte ihn; auch überfiel ihn auf einmal ein seltsamer Schauer, welcher ihm nicht erlaubte, länger hier zu verweilen. Ruhe sanft! rief er auf der obern Stufe, die er eilend erreichte, hinab, bald liege ich vielleicht so niedrig als du. Otto wird Karls Jahre nicht erreichen! Aber die früh verblühte Blume werde nirgend als hier der Raub gänzlicher Zerstörung.

Otto war so voll von Todesgedanken, daß er Hoico und einigen andern Vertrauten feyerlich erklärte, er verlange, er möge an einem Ort der Welt sterben wo er wolle, nirgend als in Karl des Großen Grabe beygesetzt zu werden.

Der Eindruck ernster zur Demuth führender Gedanken war stark, aber nicht bleibend, und in den nächsten Tagen saß Otto schon wieder mit seinem gewöhnlichen Pomp auf seinem stolzen Throne, ein blendendes Schauspiel der gaffenden Menge. Karl des Großen goldnes Kreutz und die Purpurbinde schmückte ihn, ohne daß ihn der unvertilgbare Moder auf dem ersten, und der verblichene Glanz der andern, Gedanken eingeflößt hätte, die hier fast unvermeidlich waren.

Fürsten können wenig thun, das nicht offenbar werde! Daß Otto in Karl des Großen Grabe gewesen war, hatte man schon nicht ohne Unwillen erfahren, und man denke sich, mit was für Empfindungen man ihn mit den geraubten Kleinodien prangen sah, die die Spur des Orts, woher sie kamen, zu deutlich trugen, um verkannt zu werden.

Meine Leser haben die ganze Grabesscene gesehen, und können urtheilen, ob Ottos Betragen bey derselben strengen Tadels würdig war, aber was die große Menge einmal sträflich finden will, dem weis sie durch hinzugedichtete Umstände bald eine gehäßige Farbe anzustreichen, und der junge Kaiser, dem man im Grunde nichts schuld geben konnte, als Stolz und jugendlichen Leitsinn, mußte unter dem Vorwand, er habe die heilige Gruft Karls des Großen *) gewaltsam erbrochen, und sich der daselbst verwahrten Heiligthümer räuberisch bemächtigt, den heimlichen Haß des ganzen Volks tragen.

*) Ditmar. 357. Noppius Aachner Chronik. Schadens Paderbornsche Annalen.

Achtzehentes Kapitel.

Goldne Fesseln.

Der Glanz, mit welchem der junge Kaiser sich zu Aachen zeigte, erforderte, daß seine erklärte Braut zu Magdeburg auch auf eine andere Art erschien, als ihre Bescheidenheit und die mäßigen Hoffnungen, die sie hegte, ihr bisher verstattet hatten.

Luitgard mußte sich einen lästigen Pomp gefallen lassen, der den heimlichen Gram, der an ihrem Herzen nagte, nur vermehrte. Römhild, welche nichts größeres und wünschenswertheres kannte, als diese Dinge, die Marggraf Eccards Tochter verachtete, suchte ihren Neid in weiter Entfernung zu verbergen. Sie verließ den Hof um desto schleuniger, weil Kunegundens Vermählung mit dem Herzog von Bayern immer näher heranrückte. Dies war das Grab all ihrer Hoffnungen! Römhild, die schöne, die angebetete Römhild mußte eine Luitgard Kaiserin, mußte sich von der stillen mattäugigen Kunegunde verdrängt sehen, und durch das ungeänderte immer gleich freundliche und vertrauliche Betragen des Herzogs, mit dessen Liebe sie sich so lang geschmeichelt hatte, überzeugt werden, daß er nie mehr und nie weniger für sie ge-

fühlt hatte als jetzt, und daß sie eine abscheuliche Thörin gewesen war, ihr wahres Verhältniß gegen ihn nicht längst zu merken. Ihre einige Hoffnung, da jetzt auch der Graf von Mutina und mehrere ihrer Anbeter sich vermählt hatten, stund nun allein auf Erich den Unbekannten, der ihr nicht so unbekannt war, als sich selbst und aller Welt, und mit welchem sie allerdings noch hoffen konnte, ein glänzendes Glück zu machen, wenn es ihr gelang, ihn ganz zu fesseln. Zoe, die für Erichen, den sie liebte, kein grösseres Glück kannte, als sich durch Römhilds Hand des Kleinods zu bemächtigen, das ihm zu Aufklärung der Geheimnisse seiner Herkunft so nöthig war, nährte Römhilds Absichten auf ihn, und gab ihr an die Hand ihn aufzusuchen, wo er auch zu finden seyn möchte; denn seit der Entwickelung von Luitgards Schicksal, hatte er heimlich den kaiserlichen Hof verlassen, weil er sich unfähig fühlte, die Auftritte auszuhalten, welchen man daselbst nächstens entgegen sahe.

Die Prinzessin Mathilde hatte beschlossen, den Bitten des jungen Kaisers nachzugeben, und ihm seine schöne Braut gen Aachen zuzuführen. Die Kaiserin Adelheit hatte, ungeachtet sie die Schwachheiten des höhern Alters und die Folgen eines Lebens voll Mühseligkeit zu fühlen

begunnte, versprochen, aus Italien nach der sogenannten Kaiserstadt zu kommen, und Zeugin des Bündnisses zu seyn, welches doch endlich, nach tausend überstandenen Hindernissen, die beyden Personen, die ihr auf der Welt die liebsten waren, vereinigen sollte.

Luitgard vermochte kaum die innerliche Beängstigung zu verbergen, welche bey der nahen Aussicht, Kaiserin zu werden, ihr Herz beklemmte. Sie kam nach Aachen, und die gegenwärtige Verfassung Ottos diente gar nicht dazu, ihn ihrem Herzen näher zu bringen. Sie hätte den edeln bescheidenen Otto, den sie zu Quedlinburg kennen lernte, so lieb er ihr als Freund war, als Gemahl schwerlich dulden können, wie viel weniger den schwülstigen Kaiser, den Hoicos Lehren in das steifste morgenländische Ceremoniel hineinzwängten.

Man beging einen unverbesserlichen Fehler, Luitgarden ihrem erhabenen Bräutigam öffentlich vorzustellen. Ottos Herz wallte vor heisser Liebe gegen sie, er hätte sich gern zu ihren Füssen gestürzt, um die Zusage, sie wolle sein Eigenthum seyn, aus ihrem eigenen Munde zu hören, aber die jetzt gewöhnlichen Formalitäten wollten, daß er sich bey ihrer Erscheinung nur ein wenig von seinem Thron erhub,

und sie auf eine Art willkommen hies, welche nicht viel mehr sagen wollte, als der herab geneigte Scepter des Königs Ahasverus, den Esther küssen mußte.

Luitgards Kummer ward hiedurch nicht gemindert, ihr Herz ihrem Bräutigam nicht gewogener gemacht. Zwar die erste Privatunterhaltung mit ihm war so, daß sie alles Zurückstossende des Empfangs übrig vergüten konnte, aber wollte denn Luitgard Vergütung dieser Art? Sie liebte den Kaiser nicht, und sein Stolz und seine Herablassung waren ihr also beyde gleich widrig.

Mathilde, die einen tiefen Blick in ihr Herz thun mußte, da sie unablässig um sie war, stellte ihr ihre Befremdung vor, daß sie die Freundschaft, die sie einst für Otto gezeigt habe, so gar nicht in Liebe verwandeln könne, die gute Dame, mit dem Gang menschlicher Zuneigungen ganz unbekannt, wußte nicht, daß es Gegenstände giebt, die, je näher sie uns gebracht werden, je mehr von ihrem Gefälligen verlieren, und daß uns dieser vielleicht ganz wohl als Freund gefallen kann, der uns als Gemahl, als unzertrennlicher Gesellschafter unausstehlich seyn würde. Marie von Arragonien lauschte bey allem gegen Otto gefühlten Widerwillen immer im Hintergrunde, und gab Luit-

gards Wünschen, nur wenigstens jetzt noch nicht mit ihm verbunden zu werden, das Uebergewicht. Tausendmal hatte man ihr gesagt und erwiesen, diese Prinzessin könne keinen Anspruch mehr auf Otto haben, da sie sich durch freywilliges Klostergelübde selbst von ihm getrennt hätte, sie glaubte es auch, oder zwang sich es zu glauben, demohngeachtet aber blieb die klagende Marie das beständige Traumbild ihrer Nächte. Willst du mir den rauben, den deine Hand mir zu erhalten suchte? hörte sie die unglückliche Königin seufzen. — Ach Luitgard, all deine Verwendung für mich war Falschheit! nur das Leben wolltest du mir gönnen, nicht meinen Otto! siehe das ists, was mir von dir ahndete! siehe, jetzt kommen all deine Tücke an den Tag, und ich sehe, daß du es warst, die mich in den Kerker hinabstieß, in welchem ich schmachte, und wohin ich mich — seltsame Erdichtung! — selbst gestürzt haben soll!

Luitgard hatte so sehnlich Aufschub der kaiserlichen Heyrath gewünscht, und Aufschub brachte das Schicksal herbey, obgleich auf weit andere Art als ihr lieb gewesen wär; ach nur allzuwahr ists, daß sich die Vorsicht oft solcher Mittel zu Erfüllung unserer ungestümen Wünsche bedient, welche alle unsere Freude über die

Erreichung unsers Endzwecks in Wermuth verkehren!

Kannte die bekümmerte Luitgard in ihrer gegenwärtigen angstvollen Lage noch etwas das ihr Freude machte, so war es die Hoffnung auf die bevorstehende Zukunft der Kaiserin Adelheit. Unaussprechlich hatte Luitgard diese Dame von je her geliebt. Lang, lang, durch verwickelte Schicksale in Deutschland, so wie jene in Italien fest gehalten, hatte sie diese unvergleichliche Fürstin nicht gesehen. Ihr Herz klopfte ihr mit Ungeduld entgegen, schon war die sehnlich Erwartete an den Gränzen von Deutschland angelangt, und wurde nur noch durch eine geringe Unpäßlichkeit aufgehalten. Luitgard bat, zu erlauben, daß sie ihr entgegen reisen, und sie einholen dürfte, aber Graf Hoico meynte, diejenige, welche so gut als regierende Kaiserin anzusehen sey, dürfe diesen, für ihre Größe bedenklichen Schritt nicht wagen. Luitgard weinte, daß ihre Hoheit ihr das Vergnügen rauben sollte, diejenige zu umarmen, welche ihr noch allein dieselbe angenehm machen konnte; so viel war gewiß, daß sie sich in den Augenblicken am ersten mit dem Namen von Ottos Gemahlin aussöhnte, da sie sich das Recht dachte, Adelheit Mutter zu nennen, welches ihr derselbe erwarb.

LB Coburg

Auf Mathildens Verwendung schien es endlich doch, als wollte man den Wünschen der kaiserlichen Braut nachgeben, und die Reise verstatten, aber nicht anders als mit Ablegung dieses stolzen Titels, unter der bloßen Benennung einer Marggräfin von Meißen. Herzlich gern willigte Luitgard in eine Sache, die so ganz nach ihrem Geschmack war, aber auch denn, als alles berichtigt schien, gab es noch so viel Kleinigkeiten zu überlegen, daß — das traurigste was erfolgen konnte, geschahe, und die Nachricht nach Aachen kam, die Kaiserin sey nach einem dreytägigen Krankenlager zu Bertisburg verschieden. Eine Zeitung, die Luitgards Herz noch tiefer traf als Ottos, ungeachtet auch dieser trauerte, seine ehrwürdige Großmutter nicht wenigstens noch einmal gesehen zu haben; eine Sache, wozu ihm selbst der Gedanke gefehlt hatte, da niemand sich aus Adelheits Unpäßlichkeit große Gefahr denken konnte.

Olympie war unter den Frauen Adelheits, die ihren Leichnam nach Aachen begleiteten. Luitgard fühlte beym Anblick dieser alten Bekannten mitten in ihrem Kummer einen Strahl von Freude. Die künftige Kaiserin hatte schon so viel von dem lästigen Wohlstand ihres Ranges begreifen müssen, daß sie wußte, es zieme ihr hier nicht, ihren Empfindungen freyen Lauf zu

zu lassen. Gern wär sie Olympien in die Arme gesunken, aber sie mußte sich Zwang anlegen; doch hielt sie die nächste Privatunterhaltung mit dieser Dame schadlos, sie ward unter Luitgards Frauenzimmer aufgenommen, und ihr Umgang gewährte dem bekümmerten Fräulein in der Folge tausendfachen Trost, war oft nach langen, in Verstellung und steifer Hofetikette zugebrachten Tagen, ihre einige Beruhigung. Sonderbar genug, daß Ottos glücklichgeprießne Braut kein anderes Labsal kennen sollte, als die Umarmung einer alten kränklichen Frau.

Neunnzehntes Kapitel.

Pflicht vertritt die Stelle der Liebe.

Adelheits, von Luitgard, Mathilden und Otto so herzlich, (wie Graf Hoico meynte, fast über die Gebühr,) beweinter Tod, war das erste Hinderniß, welches sich der Vollziehung der kaiserlichen Vermählung entgegen setzte, ihm folgten andere. Die tiefe Trauer, welche es dem Beherrscher des deutschen Reichs nicht erlaubte, an Freudenfeste zu denken, befreyte ihn dennoch nicht von Verdrüßlichkeiten. Uneinigkeiten rissen

unter seinen Fürsten ein; unter den weltlichen dergleichen beyzulegen, brauchte es oft nur des kaiserlichen Wortes oder eines guten Speers und wohlgeschliffenen Schwerdes. Die geistlichen haßten und rechteten unversöhnlich. Selbst der fromme Bischof Willigis ließ sich von der geistlichen Zanksucht hinreissen; zwischen ihm und Bernward von Hildesheim war die Abtey, wo Ottos Schwester, Sophie, Meisterin war, das Kloster zu Gandersheim, ein Gegenstand unaufhörlichen Zwists. Das Recht war auf Willigis Seite, die Prinzessin Sophie und Graf Hoico, ein alter Hasser des Müllerssohns, wie Willigis immer von ihm genannt ward, waren für Bernward. Sophie, um ihren Bruder, den Kaiser völlig zu gewinnen, zog den Herzog von Bayern unter Versprechung anderweitiger Dienste in ihren Vortheil, und die Gerechtsame des guten Bischofs von Maynz waren so gut als verlohren. Diesen Streich hatte sich der alte Willigis von seinem ehemaligen Schüler nicht versehen. Luitgard, die ihn kindlich liebte, sprach für ihn, und erfuhr hier zum ersten mal, daß auch sie bey Otto vergeblich bitten könne. Sophie haßte und neidete Luitgarden, und wußte ihr ziemlich das Gleichgewicht zu halten; Ursach genug für Marggraf Eccards Tochter zu traurigen Ahndungen für

die Zukunft. — Ich werde Kaiserin seyn, sagte sie zu Olympien, welcher sie ihr ganzes Herz entdeckte, ohne das einige zu besitzen was mir diesen Namen lieb machen könnte; die Gewalt, Bedrängten zu helfen. Ich werde täglich hören müssen, daß Otto mich anbetet, und gleichwohl täglich erfahren, daß eine Schwester mehr Gewalt über ihn hat als ich. —

Willigis Sache wurde durch den sehr lebhaft geäußerten Unwillen des Volks gerochen. Ursachen, Otto zu hassen und schlecht von ihm zu denken, waren schon vorhanden, weiter war nichts nöthig, als Beleidigung des frommen Weisen, den das Volk anbetete, um den Aufstand fast bis zum Ausbruch zu bringen. Die Räthe des Kaisers, besonders Hoico und Graf Hugo von Toskana, riethen, dem Ungewitter eine Zeit lang zu weichen, und Italien wieder zu sehen, wozu sich auch bald noch anderweitige Ursachen zeigten.

Otto, schon durch seine Geburt, da seine Großmutter eine Italiänerin, seine Mutter eine Griechin war, nur ein halber Teutscher, an ausländische Sitten gewöhnt, von ausländischen Räthen umringt, hatte nichts mehr nöthig, um einen vollkommnen Widerwillen gegen die Germanier zu bekommen, als daß er sich überzeugte, die Liebe, welche sie anfänglich gegen ihn

bezeigten, sey verschwunden. Die geheime Gähung in Aachen trieb ihn nach dem ihm so sehr lieben Italien, und er machte gar kein Geheimniß daraus, daß er gesonnen sey, eine jener stolzen Städte, wahrscheinlich Rom, zum künftigen Sitz seiner Hoheit zu machen.

Er ziehe hin, sagten die Deutschen, und versuche, ob in den dasigen Marmorpallästen germanische Treue wohnt, er ziehe hin, um den Rest seines kurzen Lebens in italiänischen Wollüsten zu verzehren, denn kurz ist das Leben desjenigen, der sich den Römern vertraut, ohne sich ihnen vorher furchtbar gemacht zu haben!

Luitgard liebte Otto nicht, wie wir schon oft gesagt haben, aber sie ehrte ihn als den ihr bestimmten Gemahl, und fühlte die Pflicht, für sein Wohl zu wachen. Sie hatte vor kurzem eine Fehlbitte bey ihm gethan, doch wagte sie es, noch einmal zu bitten, sie bat nicht für einen Fremden, bat nicht für sich, bat für Ottos eigene Wohlfarth. Sie wiederholte, was Marggraf Eccard dem Kaiser schon vergebens vorgestellt hatte, wiederholte mit allem Zauber, den Schönheit und Liebe ihren Worten geben konnte, die Warnung von Gefahren, die Otto in Italien drohten. Adelheit, diese von ihren Landsleuten angebetete Fürstin war tod; unter welchen Schutz wollte sich ihr Enkel unter die

heimtückischen Römer wagen? Kriegsheer und Staatsklugheit konnten ihm nicht helfen, wo heimliche Tücke lauerten!

Otto hörte seine holde Verlobte mit innigem Vergnügen, aber er fühlte nicht das ganze verdienstliche, das in ihren süssen Bitten lag; er wähnte Liebe und Wunsch, ihn bey sich zu behalten, regierte ihre Worte, da sie doch, bey aller pflichtmäßiger Ueberwindung, deutlich empfand, daß ihr wohler weit entfernt von Otto als dicht neben ihm war, und daß sie wirklich hier wider ihre eigene Ruhe handelte. Wär der Kaiser in Deutschland geblieben, die Vermählung, vor welcher sich Luitgard, bey ihren unabläſſigen Phantasien von der arragonischen Marie, entsetzte, hätte in wenig Wochen zu Stande kommen müssen. Ottos Reise gab ihr Aufschub, und doch bat sie um das Gegentheil. Sein und des Reichs Wohl lag ihr am Herzen, und sie wollte es in keinem Theil tugendhafter Selbstüberwindung an sich fehlen lassen.

So wohl auch Luitgards Bitten von Otto aufgenommen, so zärtlich sie beantwortet wurden, so waren sie doch — vergeblich. Er betete seine Verlobte an, aber offenbar vermochten die Vorstellungen anderer weit mehr über ihn, als die ihrigen. Luitgard that noch eine Bitte, die ihr gewiß nicht weniger Ueberwindung

als die erste kostete: Laßt mich mit euch ziehen, mein Kaiser, sagte sie, damit ich für euer Leben wache. Mir, als eurer bestimmten Gattin ziemt solches zu thun. Meine Hand soll euch eure Speißen bereiten, mein Mund soll eure Becher kredenzen, damit nicht römisches Gift —

Meine Theure, lächelte Otto, ihr sprecht wie eine Germanierin. Eure Landsleute hassen das unschuldige Italien, und dichten ihm tausend Laster an, welche Chimären sind. Die Römer haben keine Ursach ihren Otto zu verderben, der sie liebt, der ihnen die Zeiten des Augustus wieder bringen wird.

Und darf also Luitgard ihrem Herrn folgen?

Nein, Geliebte, Otto muß seiner Kaiserin erst eine würdige Wohnung bereiten, ehe er sie mit der ihr geziemenden Pracht in den schönsten Theil ihrer Herrschaften einholt. Wahrhaftig, liebe Luitgard, ihr habt so große Eil euer Vaterland zu verlassen, daß man glauben sollte, ihr besorgtet von ihm, was ihr mich von Italien fürchten machen wollt. — Zaget nicht! meine Abwesenheit wird kurz seyn, und gnügt euch der Schutz meiner Baase, Mathilde, nicht, baut ihr auf ihre Kränklichkeit Besorgnisse ihres nahen Todes, so denkt doch an meine und eure Schwestern, die Prinzessinnen Sophie, und Adelheit, die erste, Domina des Klosters,

das euch von euren zartsten Jahren so lieb war, die zweyte, Mathildens Nachfolgerin in der geistlichen Würde; beydes Personen, die euch schon durch ihren Stand Zutrauen einflößen müssen, wenn sie euch auch nicht als die nächsten Anverwandtinnen eures Otto lieb seyn sollten.

Luitgard seufzte tief! Zwar hatte sie in der That nicht daran gedacht, daß ihr bey dem einsamen Zurückbleiben in Deutschland Gefahr drohen könnte, aber die Möglichkeit von Mathildens Tod, die man ihr in den Sinn brachte, und die Prinzessinnen, Ottos Schwestern, an die man sie verwies, verursachten ihr einen heimlichen Schauer; sie wußte, was sie sich zu den letzten zu versehen hatte, wußte, daß sie in der ersten alles verlieren würde.

Zwanzigstes Kapitel.

Italiänische Händel.

Man bilde sich den Abschied beyder Verlobten nach der vorhergehenden Scene. Was bey Otto die Liebe that, das that bey Luitgarden Pflicht und Besorgniß für das Wohl ihres Freundes, wie sie Otto am liebsten nannte. Thränen

flossen auf beyden Seiten, auf Seiten des Kaisers heiße leidenschaftliche und — bald versiegende, auf Luitgards solche, wie sie ernstere Gefühle einer tugendhaften Person auspressen, solche, die nur vertrocknen, um Thaten, oder wo diese nicht möglich sind, frommen Gebeten für das Wohl des Scheidenden Platz zu machen. O glücklich, glücklich würde Otto mit einer solchen Seele gewesen seyn! den Mangel an Liebe würde er bey ihr nicht empfunden haben, da Grundsätze ihre Stelle vertraten, und vielleicht hätte die Zeit, das was Luitgard, angebornen Widerwillen vor engerer Verbindung mit Otto nannte, endlich getilgt, vielleicht wär sie, wenn nur erst jene Schreckbilder von der verdrängten Marie weggefallen wären, ihm mehr geworden, als sie je bey der leidenschaftlichsten Zuneigung hätte werden können.

Otto reiste, und noch ehe er die Gränzen von Italien berührte, kam ihm schon das Gerücht von Dingen entgegen, die zwar die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Italien bestätigten, aber ihm zugleich den Anfang der Vorhersagung zeigten, welche ihm die Germanier mit auf den Weg gegeben hatten.

Die Stimme des Aufruhrs war es, was ihn bewillkommte. Die Tiburtiner, ein von Otto und seinen Vätern besonders begünstigtes,

Volk, anstatt dem Kommenden entgegen zu jauchzen, verschlossen ihre Thore vor ihm, und trotzten auf ihre Mauern, wenn er Miene machen sollte, sich durch Gewalt einen Eingang zu verschaffen.

Niemand wußte, was die Ursach ihres unerklärlichen Betragens war. Otto war gefällig genug, nach ihren Forderungen zu fragen, und ihnen, dafern dieselben nicht gerade zu unbillig wären, Befriedigung zu versprechen. — Sie verlangten nichts geringers als völlige Unabhängigkeit, sie, die unter den Ottonen kaum gefühlt hatten, ob sie einem Herrn unterthan waren!

Ottos Zorn war gerecht, und die Folgen so wie sich erwarten ließ. Das Heer, das er aus Germanien mit sich gebracht hatte, war ansehnlich, er fühlte sich den Feinden völlig gewachsen. Zwar sein alter Rathgeber in Kriegsthaten, Marggraf Eccard, war nicht gegenwärtig, aber Otto war auch fähig selbst zu handeln, und die ungemein schwere Belagerung und doch nach Verhältniß schnelle Einnahme von Tibur, gehört so gewiß ganz allein auf seine Rechnung, als es lächerlich wär, ihn mit andern zum Helden zu machen, da er noch ein Kind war, und zum Beyspiel zu sagen: er habe sich in seinem sechsten Jahr den Franzosen

furchtbar gemacht, in seinem neunten die Obotriten gedemüthigt, und im zehnten Päbste nach eigener Willkühr ein- und abgesetzt. Dinge, die seinen Fürsten, und nicht ihm zukamen, und bey welchen er, ungeachtet des Namens: Mirabilia mundi, keinen weitern Antheil hatte, als die Ehre ja zu sagen.

Der ein und zwanzigjährige Otto fing eben jetzt an ein Held zu werden. Die Eroberung von Tivoli war eine von seinen ersten ihm ganz eigenthümlich zugehörigen Waffenproben, eine Probe, die ihm um so viel mehr Ehre machte, da Ernst, Muth, und Tapferzeit sich bey derselben mit unglaublicher Milde vereinigten.

Hatte je ein Eroberer auf seine Besiegten Ursach zu zürnen, so hatte sie Otto gegen die Tiburtiner. Sie waren jetzt in seiner Hand; das gelindeste was ihn widerfahren konnte, war Zerstörung der stolzen Mauern, auf welche sie trotzten, aber Otto dachte mitten im gerechten Zorn an Gnade, er hätte sie den Zitternden so gleich und ohne Bedingung ertheilt, hätte Rücksicht auf das Ansehen, das er behaupten mußte, es nicht verhindert. Er suchte Vermittler, **er**, der Ueberwinder suchte sie, da die Ueberwundenen still saßen, und das Ansehen hatten, ehe sterben als bitten zu wollen. Auf seine heimliche Veranstaltung zogen Pabst Syl-

vester und Bischof Bernward von Hildesheim in die Stadt, mahlten den Tiburtinern ihre Gefahr mit lebendigen Farben, und erboten sich zu Fürbitte und Unterhandlung. Die Beredsamkeit der Bischöfe öffnete den Verblendeten die Augen, ihre Vorbitte ward angenommen, Otto willigte öffentlich in die Begnadigung der Rebellen, und dankte ins geheim den weisen Unterhändlern, daß sie ihn von der schweren Nothwendigkeit, Gerechtigkeit zu üben, gerettet hatten. Doppelt süß und festlich schallte ihm die Stimme der Unterwerfung, und der von neuem geleistete Eid der Treue, da er selbst am besten wußte, wie edel er bey der ganzen Sache gehandelt hatte.

Was einige der weisesten Fürsten Ottos, was besonders Graf Hugo von Tuscien gleich anfangs geäußert hatte, Muthmassung, daß unter der Empörung von Tivoli mehr verborgen liege, als man glauben wollte, das zeigte sich bald. — Die Römer waren diejenigen, welche den Tiburtinern die erste Anreizung zum Aufruhr gegeben hatten, sie sollten den Anfang zu Händeln machen, welchen die Römer den Nachdruck geben, und denn mit andern vereint streben wollten, den italiänischen Provinzen das

Joch

Joch der deutschen Kaiser gänzlich vom Halse zu reißen.

Der Anschlag war in der ersten Anlage verunglückt; die Tiburtiner waren jetzt mehr als je Ottos Eigenthum, waren sein durch Antrieb von Furcht und Dankbarkeit, aber darum ließ man den Muth doch nicht sinken; was man mit Gewalt nicht ausrichtete, konnte ja durch List gelingen.

Mit dem alten Krescentius waren nicht alle Unheilstifter von Rom ausgestorben. Gregor und Beniso, davon der erste nach dem päbstlichen Stuhl, der andere nach der Krone von Italien lüstern war, nützten Sylvesters Abwesenheit, (der, wie wir gesehen haben, dem Kaiser entgegengezogen war, und schon das göttliche Amt eines Friedensstifters verwaltet hatte,) sie nützten, sage ich, seine Abwesenheit, und trafen Vorkehrungen in Rom, die Ottos ungezweifelten Untergang nach sich ziehen mußten, da sie ihn ganz unvorbereitet trafen.

Otto hörte auf seinem ganzen fortgesetzten Zug nach Rom nichts als Zurufungen des Beyfalls und der Liebe, sie waren unverstellt, denn das einfältige unverdorbene Volk des Landes liebte ihn wegen seiner Holdseligkeit und Milde, und nur von den Großen wurde er gehaßt.

Zu Rom kam man ihm mit den ausschweifendsten Freudenbezeugungen entgegen, und holte ihn gleichsam im Triumpf ein, einige schmeichelnde heimtückische Römer riethen ihm, sich mit den Trophäen von Tivoli bey seinem Einzuge zu schmücken; ein Rath, der mit so bösem Herzen gegeben, als von dem, der ihn erhielt, aufrichtig verworfen ward. Welcher Unsinn, in der Hauptstadt Italiens über Italiäner zu triumphiren! Ein Vater, sagte Otto, trägt die traurigen Siege über seine reuenden Kinder nicht zur Schau; und er entschlüpfte durch diese Erklärung einer der gefährlichsten Schlingen, die ihm gelegt werden konnten.

Es gelang Ottos Feinden nicht, ihm durch eine übermüthige That den großen Haufen zuwider zu machen, der ihm auch hier jauchzend entgegen ging, und ihn Kaiser, und Vater, und Wiederbringer der augustinischen Zeiten nannte; aber Otto war darum der Gefahr noch nicht entgangen. Man wußte durch heimliche Ohrenbläser die Freude des Volks ernstlich zu mindern, dann in Mißtrauen zu verwandeln. Des andern Tages fand Ottos kriegerisches Gefolge, das er eine Tagereise zurückgelassen hatte, Roms Thore verschlossen, und am dritten sah er selbst sich in seinem Pallaste belagert.

O Otto, dachtest du bey diesen schrecklichen Ueberraschungen, diesen unerhörten Fehlschlagungen deiner süssesten Wünsche an deine Germanier, und an die fromme Luitgard? — Gestern ein angebeteter Triumphator, heute ein Gefangner; eine Aenderung fast zu schrecklich, als sich anders als im Traume denken zu lassen! Die Frechheit der Belagerer ging so weit, die vordersten Wachen, mit welchen Otto seine Sicherheit vertheidigte, niederzuhauen, und nur sein Muth, seine unglaubliche Gegenwart des Geistes konnte Mittel ausfindig machen, sich in einem unbefestigten Hause, wenigstens auf die nächsten vier oder fünf Tage vor Gewaltthat sicher zu stellen.

Der Kaiser befand sich ganz allein mit dem niederern Theil seines Hofs, und seiner Kriegsbedienten in dieser schrecklichen Verlegenheit. Seine Fürsten waren theils zu Tivoli, theils in andern Gegenden zurückgeblieben, um dort alles in Ordnung zu erhalten, und jeden neuen Aufstand zu verhüten. Der alte Hoico lag krank in einer der ersten italiänischen Gränzstädte, und selbst Graf Hugo von Tuscien, und Herzog Henrich von Bayern sonst wo Marggraf Eccard fehlte, Ottos untrennbare Begleiter, waren durch List (wie er und sie meynten,

nur auf wenige Stunden) — von ihm getrennt worden.

Der Zweck bey diesen Kabalen lag am Tage, man hatte den jungen Kaiser hier im Verdacht, er wisse schlechterdings nicht sich selbst genug zu seyn, und man habe alles gethan, wenn man die Helden, welche mit ihren Schwerdern für sein Leben wachten, von ihm zu entfernen, und ihn allein zu bekommen suchte.

Wie sehr man sich hierin geirrt hatte, das bewies seine fast unglaubliche Vertheidigung mit einer Hand voll Volks in einem Pallaste, der wahrlich nicht zur Vestung gemacht war. Lang konnte dieses indessen nicht dauern, wie Otto selbst fühlen mußte. Es war hier nöthig auf Unterhandlung zu denken, oder in den nächsten Tagen ein willkührlicher Raub unerbittlicher Feinde zu seyn.

Noch wußte Otto nicht einmal, was man auf ihn zu sprechen habe, oder was man von ihm verlange. Sich hierin aufzuklären, und Mittel zum Vergleich zu finden, sollte das Werk einer Gesandtschaft an die Belagerer seyn; — Man würdigte ihn kaum ihm eine Antwort zurück sagen zu lassen, die Hartnäckigkeit seiner Feinde und die Beschaffenheit seiner Abgeschickten hatten vielleicht gleichen Antheil hieran; freylich waren einige Kammerherrn oder Haupt-

leute der geputzten Leibschaar nicht die Personen, welche den stolzen Römern Ehrfurcht einflößen, oder Antworten abnöthigen konnten, indessen war der verlassene Otto dahin gebracht, sich zur Unterhandlung und zur Vertheidigung solcher Werkzeuge zu bedienen, welche zu ihrem Entzweck gerade so gut paßten, wie der vergoldete Degen eines Knaben zu eines Riesen Erlegung.

Otto hatte indessen durch weisen Gebrauch seiner schlechten Mittel schon viel gewonnen, indem er Zeit gewann. Er hatte Freunde, von denen er wußte, sie würden ihn nicht lassen, und unter diesen Freunden befanden sich zum Glück auch Italiäner, welche mit deutscher Treue, die Schlauigkeit ihres eigenen Vaterlands verbanden, und wohl wußten, durch was für Mittel ihren Landsleuten beyzukommen sey.

Man hatte den Herzog von Bayern und den Grafen von Tuscien von dem Kaiser entfernt, nicht blos ihm ihre Hülfe auf einige Zeit zu entfremden, sondern sie ihm gänzlich abtrünnig zu machen; keine Versprechungen wurden gespart, dieses zu bewirken, man schmeichelte dem Grafen von Toskana, mit der italiänischen Krone, und dem Herzog rief man die Ansprüche seiner Väter auf den deutschen Reichsstuhl ins Gedächtniß, und betheuerte, alles daran zu

zu setzen, sie geltend zu machen, wenn er von Otto abtreten, und zu denen, welche ihn stürzen wollten, übergehen würde.

Was der Herzog geantwortet haben würde, wissen wir nicht; Graf Hugo hinderte schnelle Erwiederung, und bat um eine zweystündige Bedenkzeit, welche er nützte, seinem Gefärthen zu zeigen, daß hier dem Kaiser durch nichts zu helfen sey, als durch Verstellung. Der Herzog, seine innern Gesinnungen gegen Otto mochten nun beschaffen seyn wie sie wollten, fühlte sich ungeübt in der italiänischen Kunst, die ihm Hugo vorschlug, bat ihn, die Führung der ganzen Sache zu übernehmen, und sich auf ihn allemal als auf den Einwilligenden zu beziehen, und so geschahe es denn, daß die Hinterlistigen durch ihre eigenen Waffen bekämpft, und durch einen, der die Kunst auf Schrauben gestellter Worte so gut verstand, als sie, so völlig getäuscht wurden, daß die beyden heimlichen Freunde Ottos des fünften Tages ihren offenen Einzug zu Rom halten durften, und nun freyes Feld hatten, alles zu thun, was sie zu Befreyung des bedrängten Kaisers ausgesonnen hatten.

Das hauptsächliste und würksamste war schon geschehen, ehe sie Roms Mauern sahen. Ein Wink war ihren klugen und treuen Dienern genug, und seit dem Tage, da ihnen Ot-

los Gefahr gewiß ward, gingen Boten ohne Ruh nach Germanien, die deutschen Fürsten zur Hülfe ihres Kaisers herbey zu rufen. Der zweyte Schritt, den vornehmlich der beym römischen Volk allgemein beliebte Hugo that, war sich einen heimlichen Anhang zu machen, der bald so stark wurde, daß Ottos beyde getreue Freunde auf ihre verborgene Macht trotzen, und den Römern zu verstehen geben konnten, wie es mit ihrem Verfahren gegen einen unschuldigen und edeln Prinzen eine mißliche Sache sey, und wie sie den Tadel der ganzen Welt auf sich laden würden, wenn sie nicht Mäßigung gebrauchten. Uns selbst, sagte der Graf von Tuscien, uns selbst, ihr wißt es, liegt, nach den Versprechungen, die ihr uns gethan habt, und die wir euch nicht erlassen, so viel daran als euch, daß Otto nicht lang bleibe, der er ist, aber laßt uns behutsam zu Werke gehen, damit wir den Beyfall der Rechtschaffenen behalten. Was nützt die schimpfliche Belagerung in seiner Wohnung, welche offenbar auf nichts abzielt, als auf persöhnliche Beleidigung? entlaßt ihn seiner seltsamen Haft, setzt ihn unter dem Schein der Reue wieder in seine Rechte ein, und Ursach zu gerechter Klage über einen so jungen, so feurigen Herrn muß sich bald finden, die uns mit Ehren dasjenige ausführen läßt,

was wir jetzt nicht anders als zu eigener Beschimpfung fortsetzen könnten; da ihm sein muthiges und edles Betragen zu Tivoli zum Abgott des Volks macht.

Graf Hugos Vorschläge fanden nicht viel Eingang, man würde ihnen ziemlich ernstlich widersprochen haben, hätte er es nicht merken lassen, daß es ihm nicht an Macht fehle, das was er sagte, zu unterstützen. Man begnügte sich also, Ottos gänzliche Freylassung zu verwerfen, indessen man sich nicht entbrechen konnte, Unterhandlung mit ihm zu verstatten.

Die Sache zog sich in die Länge. Ottos Einschränkung ward gemildert aber nicht aufgehoben. Der Herzog von Bayern und Graf Hugo besuchten ihn fleißig, aber da man wegen der letzten Aeußerung mißtrauisch auf sie geworden war, da man ihnen bey ihren Verhandlungen allemal strenge Aufmerker zugesellte; da Otto selbst nicht recht wußte, was er von ihnen zu halten hatte, und überdem seine Einschränkung nicht so lästig zu finden schien, als man hätte denken sollen, so kam nichts zu Stande, und des Kaisers Freunde überzeugten sich mehr und mehr, daß nur offene Gewalt den völligen Ausschlag geben könne.

Graf Hugos römischer Anhang war allein hiezu nicht stark genug, man mußte die An-

kunft der deutschen Hülfe erwarten, die sich schneller zeigte als man denken und hoffen konnte.

An dem Tage, da Marggraf Eccard mit seinen Kriegern, deren Schwerder die Römer kannten und geprüft hatten, sichtbar ward, brachen seine Freunde innerhalb der Stadt mit ihren wahren Gesinnungen hervor, und erklärten sich ganz für Otto. Sie gewannen vor der Hand nichts, als daß der Kaiser die bisherige enge Hut um seinen Pallast von neuem in förmliche Belagerung verwandelt sah, und daß man ihnen rieth, Rom zu verlassen, wenn sie in ihren Pallästen nicht das nehmliche erfahren wollten. Der Herzog von Bayern gehorchte dem Winke, aber der Graf von Toskana sagte lächelnd, er wollte bleiben, damit er nicht, wenn er alle die ihm und der bessern Sache anhingen, mit sich nähme, Rom entvölkere.

Der Herzog von Bayern kam zu Marggraf Eccarden, und gab ihm eine Relation von des Kaisers Lage, welche keinesweges fürchterlich war, und die seine Befreyung in kurzer Zeit hoffen ließ, er sagte nichts falsches, aber — man glaubte ihm nicht ganz; der gute Prinz war bey all seiner Frömmigkeit und Redlichkeit, die er haben mochte, im Verdacht, es nie ganz aufrichtig mit den Ottonen zu meynen, weil er in der That Ansprüche hatte, die

auf den Untergang ihres Hauses gegründet waren. So hält die Welt oft einen für strafbar, weil große ihr unbegreifliche Tugend dazu gehörte, es nicht zu seyn.

Ob der Herzog diese Heldentugend besaß, wollen wir nicht entscheiden, auch fand Marggraf Eccard und verschiedene andere wohl nichts in ihren eigenen Herzen, das ihnen die Treue eines andern verdächtig machen konnte, demohngeachtet trauten sie Herzog Henrichen nicht, weil — es gewöhnlich war, ihm nicht zu trauen.

Der Marggraf saß am Abend dieses Tages nachdenkend in seinem Zelt, wie er verschiedenes, das ihm im Sinne lag, zu des Kaisers Besten am sichersten und schleunigsten ausführen wollte, als zwo junge ihm wohlbekannte Krieger zu ihm eintraten und ihn beschwuren, ihnen Freyheit zu geben, diese Nacht nebst hundert gewählten, etwas zu unternehmen, welches im Fall des Mißlingens niemand schaden würde, als ihnen, das aber im Gegentheil der ganzen Sache den besten Ausschlag bringen müsse.

Ihr vermeßt euch viel, meine Söhne, lächelte der alte Held, doch ich kenne die kühnen Hoffnungen und glücklichen Unternehmungen der Jugend, auch ich war einst jung, und mein erster Anführer auf der Heldenbahn, der

tapfre Hermann Billing *), pflegte mir bey meinen Wagnissen viel nachzusehen. Ich will einmal handeln wie er. Ziehet hin, und das Glück, das mich immer begleitete, sey mit euch!

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ein Stratagem.

Der Kaiser befand sich nun weit längere Zeit in seiner Einschränkung, als er in den ersten Tagen geglaubt hätte, es aushalten zu können. Die Verwendung seiner Freunde hatte heftigeres Eindringen auf ihn verhindert, und überhaupt seine Lage sehr erträglich gemacht, auch fehlte es ihm nicht an heimlichen Tröstungen, die niemand bekannt waren, als ihm selbst, und die es ihm fast leid machten, seine Vestung, wie er seinen Pallast immer scherzweise nannte, nun bald verlassen zu müssen.

Daß seine Befreyung und die gänzliche Wiederherstellung seiner Rechte nahe sey, dies konnte er mit Gewißheit hoffen, er hatte ja heute noch das Heer der treuen Germanier, und Marggraf Eccards wohl bekannte Paniere

*) Herzog zu Sachsen, Otto des Ersten Busenfreund.

von dem höchsten Giebel seines Hauses, dem es freylich an Thürmen fehlte, erblickt.

Es war Nacht, und er saß mehr in süssen als schwermüthigen Träumereyen, in Erwartung eines gewissen Etwas, das ihm vermuthlich bekannter war, als uns, auf seinem einsamen Zimmer. Fern vernommenes Waffengetös schreckte ihn auf einmal auf, er flog an die Thür seines Gemachs, wo ihm seine Leute mit dem Vermelden entgegenstürzten, wie es Zeit sey, die Waffen zu ergreifen, indem der Feind einen Versuch auf die Zugänge des Hauses mache, der, weil man ihn nicht vermuthet habe, mehr Gefahr drohe, als irgend einer von seinen Vorgängen.

Schnell stand Otto in voller Rüstung da, und sammelte um sich seine Leute, die all diese Zeit über unter seiner Anführung gelernt hatten, Helden zu seyn. Sieg oder Tod! war ihre Losung, und wahrhaftig, sie hatten diesesmal mehr Wahrscheinlichkeit das letzte als das erste zu erwarten, denn im Hinabeilen zeigte sich ihnen der ganze innere Hof mit Gewappneten erfüllt. Blitzschnell mußte hier alles zugegangen seyn, denn Angriff und Uebermeisterung war beynahe ein Gedanke. Könnten Helden der Bestürzung Raum geben, so hätte Otto hier die größte Veranlassung dazu gehabt. Die Menge und

das schnelle Eindringen der Feinde wär nicht das einige, was ihn überraschen mußte, sondern auch der Anblick fremder Waffen, welche der Mond sichtbar machte, die er, wär das Licht nicht so zweifelhaft gewesen, augenblicklich für Deutsche erkannt haben würde, und die ihm wenigstens das wüste Geschrey, das hier in ganz andern als römischen Accenten ertönte, hätte entdecken sollen. Otto wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte, denn jetzt vernahm er deutlich die Worte: leget die Waffen nieder, denn wir sind Freunde!

Noch traute er nicht, er stürzte sich mit blossem Schwerde in den dicksten Haufen, und ermahnte die Seinen, ihm nachzuhauen, aber man fiel ihnen in die Arme, und die verneute Versicherung, daß es hier nicht auf Kampf, sondern auf schleunige Flucht ankomme, machte, daß die Waffen sunken.

Flucht? rief Otto, indem zwey Ritter mit der Frage auf ihn eindrangen, ob er der Kaiser sey! — Das bin ich, schrie Otto, und darum werde ich nie fliehen! So muß man euch entführen, erwiederte der eine, indem er des Kaisers Schwerd ihm aus der Hand wand, und es in seine Scheide stieß. Ueberlasset eure Arme uns, zwey Schwerder sind genug, den Dritten zu vertheidigen. — Seyd ihr wirklich Freunde? rief er

von neuem. — Das sind wir, war die Antwort, und ehe eine Viertelstunde vergeht, hat unser Schwerd uns den Weg nach Marggraf Eccards Lager zurückgebracht, den es uns herführte.

Durchschlagen ist nicht Flucht! rief Otto, der sein Schwerd von neuem entblößte, und glückt dieses, so sind wir Gefärthen! Hoch schwang er den blinkenden Stahl bey diesen Worten über dem Haupte, und rief seinen Leuten, ihm zu folgen, und das nehmliche zu thun.

Mit ihren Befreyern vermischt, stürzten sie wie eine Fluth durch das offene Thor, welches schon eine Menge Feinde eingelassen hatte, die ihnen den Abzug schwer genug machten; aber gleicher Heldenmuth beseelte alle, die für Otto stritten, und er mit seinen beyden Begleitern, die dicht an seiner Seite blieben, machte den Nachfolgenden eine furchtbare blutige Bahn, die schnell zur Freyheit führte. An Wunden fehlte es auch ihnen nicht, nur Otto blieb ganz unverletzt, weil seine Schutzengel sich wider seinen Willen überall für ihn zur Mauer machten.

Die kühne That der deutschen Jünglinge, das Thor zu erobern, das Ottos Pallaste am nächsten lag, sich durch die bestürzten Krieger, die denselben umschlossen hielten, durchzuschlagen, und ihn, noch einmal fechtend davon zu bringen, war geglückt, geglückt durch die Schnelligkeit und Ein-

tracht, mit welcher man zu Werke ging. Ehe man in der Stadt noch wußte, was vorgehe, war es schon geschehen, und Otto und die Seinen sahen Roms Mauern, und die, welche sie aus denselben verfolgten, um sie wieder einzuholen, weit hinter sich. — Sicherheit winkte ihnen auf der andern Seite, denn ganz nahe waren die Vorposten des hülfreichen deutschen Heers, das der Marggraf kommandirte.

Laßt uns hier Athem schöpfen, rief Otto, indem er den Helm von sich warf, und das glühende Gesicht im Mondschein kühlte. Und ihr, meine Retter, zeigt mir, wem ich Leben und Freyheit zu danken habe.

Die Ritter öffneten die Visiere, und Otto sah sich zwischen seinen beyden liebsten Jugendfreunden, Erich und Werner! Wie? schrie er, gerettet? und eben durch diejenigen, welchen ich das Liebste raubte?

Die Ritter, welche bey der ganzen That sicher nicht an Luitgarden gedacht hatten, verstanden Ottos Worte wohl. Ihre Augen senkten sich schwermuthsvoll zur Erde, und sie schwiegen. — Ach diese Verbitterung ihrer Freude hatten sie nicht erwartet. Sie wußten nicht, daß Otto ihre Leidenschaft für diejenige kannte, die das Schicksal zur Kaiserin bestimmt hatte. Auch kannte Otto wirklich all diese Dinge nicht

in ihrem ganzen Umfange, (denn was erfahren denn Monarchen ganz der Wahrheit gemäß), sonst wär er wohl zu edel gewesen, Erichen die Liebhaberin und Wernern die Verlobte zu entreissen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Drey seltne Nebenbuhler.

Ein trauriger Gedanke in unsere Freude eingestreut, trübt den ganzen lautern Strom, und verwandelt unser Labsal in Wermuth.

Otto hätte die Erinnerung an Luitgard in Erich und Werner nicht wecken sollen; sie war zwar nicht im Stande, Reue über die edle eben vollbrachte That hervorzubringen, aber sie brachte sie um den Lohn, den sonst jede gute Handlung mit sich bringt, um das volle Gefühl der Selbstzufriedenheit. Für Otto, den Kaiser, Otto den alten angebeteten Freund ihrer frühen Jugendjahre hatten sie ihr Leben aufgeopfert, warum mußte er es ihnen in den Sinn bringen, daß dieser Otto zugleich Luitgards künftiger Gemahl war.

Stillschweigend ritten alle drey dem Lager zu, denn auch dem Kaiser fehlte es bey der Freude über die Befreyung nicht an herznagenden Betrachtungen, bis endlich sein trübes Nachdenken sich in Danksagungen, und das ihrige in frohes Bewußtseyn auflößte, daß sie heute mehr gethan hatten, als sie sich bey kühler Ueberlegung selbst zugetraut haben würden. Für einen guten Fürsten, für einen Freund sein Leben zu wagen, das ist nichts; aber sich für einen glücklichen Nebenbuhler aufopfern, welche Großmuth kann sich wohl höher aufschwingen!

Das hatte der Marggraf nicht vermuthet, als er dem jungen Grafen von Bernburg und Erich dem Unbekannten Erlaubniß zu einer kleinen nächtlichen Streiferey gab, daß sie unternehmen und durchsetzen würden, worauf hier alles ankam. Er hielt es für einen Traum, als der Kaiser zwischen seinen beyden Freunden zu ihm ins Zelt trat, wo er unter Gedanken mit Anordnungen für den künftigen Tag fast den Morgen wachend herangebracht hatte.

Otto stürzte sich seinem Vater, wie er den Marggrafen am liebsten nannte, in die Arme, und dieser, noch ohne Glauben für das, was sich seinen Sinnen darstellte, wußte nicht was er sagen, wie er den Befreyten bewillkom-

men, oder wie er seinen Befreyern seine Zufriedenheit bezeigen sollte.

Der Kaiser erfuhr, daß der Herzog von Bayern im Lager sey, und da er sich aus dem, was er hier von seinem bisherigen Verhalten vernahm, seine Redlichkeit abstrahirte, so hielt er es für Pflicht, ihm, seinem so nahen Verwandten, seine Ankunft sogleich kund thun, und ihn zu sich einladen zu lassen. Aus des Herzogs Gezelt breitete sich die frohe Zeitung durch das ganze Lager aus, und überall ertönte, daß die Erde bebte, und die ferne Stadt es vernahm, der Name des befreyten Kaisers; auch liessen sich die Vornehmsten des Heers nicht abhalten, in das Zelt zu dringen, um denjenigen mit eigenen Augen zu sehen, mit dessen Abwesenheit man ihnen schmeichelte, und ihn ihrer Freude und ihrer Treue zu versichern.

Sind das die Germanier, rief Otto, von denen ich floh, um mich dem falschen Italien zu vertrauen? O Deutschland! O Luitgard! ich hätte dich nicht verlassen sollen!

Nein, nein, Kaiser, erwiederte Eccard, das hättet ihr nicht! Deutschland ist durch euch seines Herrn, Luitgard jeder Stütze beraubt. Ihr Verlobter ist fern, ihre Schützerin Mathilde ist nicht mehr, auch ihr Vater mußte sie

verlassen, und dahin eilen, wohin Pflicht und Neigung ihn riefen.

O Luitgard! Luitgard! schrie Otto mit gerungenen Händen, für mich die Quelle ewiger Vorwürfe, ewiger Thränen!

Otto mochte zu diesem seltsamen Ausruf Veranlassung haben, welche er wollte, so fühlte er doch bald die Nothwendigkeit, sich hier zu fassen; er nahm eine andere Miene an, und that dem Marggrafen einige Fragen über den Tod der Aebtißin von Quedlinburg. Das Ende dieser edeln Dame hatte wenig merkwürdiges. Ihr Herz war durch den Tod ihrer vortreflichen Mutter, der Kaiserin Adelheit, bereits gebrochen, ihr Absterben kam weder ihr noch irgend jemand unerwartet. Ihr war ihre Auflösung erwünscht, aber o wie viel zu früh erfolgte sie für die, welche sie liebten, und ihres Schutzes bedurften, wie früh für die beklagenswürdige Luitgard!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Zenobia.

Der gerettete Otto ward den Römern furchtbar. In der Stadt behauptete der tapfre und weise Graf von Toskana seine Rechte, außerhalb gaben die sich täglich mehrenden deutschen Heere der Sache den Nachdruck. Weltliche und geistliche Fürsten, so sagt die Geschichte, eilten auf den ersten Ruf von ihres Kaisers Gefahr, mit zahlreichen Völkern über die Alpen ihm zu Hülfe, und bewiesen ihm, daß in deutschen Herzen Treue wohne, und daß im Augenblick der Noth jeder Gedanke an kleine Mißverständnisse vergessen sey.

Otto fühlte das Edle dieses Betragens, und schwur, den Germaniern immer, den Italiänern nie wieder zu trauen. Er hatte bald Gelegenheit, einen Beweis hievon abzulegen. Die Römer demüthigten sich vor ihm, sie brachten ihm die Schlüssel ihrer Thore und der Engelsburg, und luden ihn zur Rückkehr in ihre Mauern ein. Otto nahm dieses auf, wie es die Staatsklugheit erforderte, aber kaum konnte er sich bey aller Sicherheit, die man ihm gab, zu einem kurzen Besuch entschließen; er verließ gleich nach dem ersten Nachtlager die Stadt

von neuem, ließ die Engelsburg in der Gewalt des Grafen von Thuscien, traf sonst einige Vorkehrungen der Vorsichtigkeit, und erklärte auf wiederholtes Bitten der Gedemüthigten ihm seine Verzeihung doch durch beständigen Aufenthalt in ihren Mauern zu beweisen, nur so viel, daß die Luft ihrer Stadt ihm Beklemmung mache, und daß er versuchen wolle, ob freyere Gegenden seiner Gesundheit zuträglicher wären. — Man verstand sehr wohl, was der Kaiser sagen wollte, und war froh, neue Ursach zum Unwillen wider denjenigen zu haben, mit dem man es nie redlich meynen könnte; ein Unwille, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man sahe, wie das Herz des Pabsts so ganz an ihm hing, der seinen ehemaligen Schüler nie verlassen konnte, ihm auch jetzt aus der Stadt folgte, und sich verlauten ließ, wie er gesonnen wär, ihn bis nach Deutschland zu begleiten.

Außerhalb Roms jenseit der Tyber lag zu den damaligen Zeiten ein wohlbefestigter Thurm, wegen seiner unabsehlichen Höhe vor Alters der Himmel genannt, damals bekannter unter dem Namen des Thurms des Krescentius. Der Unüberwindlichkeit dieser Veste, welche geheimen Zusammenhang mit der Engelsburg und andern Gegenden Roms hatte, dankte

jener alte Tyrann den größten Theil seiner dauernden Macht, die oft, wenn man ihn ganz gedemüthigt glaubte, sich wie eine unter glühender Asche verborgene Flamme schnell wieder himmelan erhob, und mit verneuter Wuth um sich fraß. Krescentius unterlag nicht ehe völlig der strafenden Gerechtigkeit, bis jener Thurm und die Engelsburg beyde zugleich in den Händen seiner Feinde waren, dann aber war ihm jeder Ausweg benommen, und jene furchtbare Veste ward sein Kerker, und der Schauplatz seines Todes, eines gräulichen Todes, welcher zwar für den Unterdrücker des Volks, den hartnäckigen Feind der Kaiser, den grausamen Mörder, Verjager, und Verstümmler mancher Päbste, und anderer Unschuldigen nicht zu schrecklich seyn mochte, den aber die Sage denen, die sie angenehm zu unterhalten wünscht, zu schildern sich scheut.

Krescentius ward ein Opfer gerechter Rache, und niemand bedauerte ihn, selbst seine Gemahlin nicht, die durch seinen Tod ihren Quäler und Kerkermeister verlohr. Sie war eine schöne junge Griechin, welche Krescenz in den letzten Jahren seines Lebens, als er die Störung der Vermählung Ottos mit der griechischen Prinzessin glücklich zu Stande brachte, zum Lohn erhielt. Zenobia war durch das

Glück der Waffen eine Sklavin geworden, aber ihre Herkunft war fürstlich, und ihre Erziehung mit der Prinzessin Helene hatte sie ihre Fesseln ganz vergessen gemacht, als ihre Verschenkung an den alten Krescenz ihr ihre Dienstbarkeit wieder in den Sinn brachte. Sie ward seine Gemahlin, weil sie mußte, und fühlte mehrere Jahre lang alle Schrecknisse einer Verbindung mit solch einem Gatten. Sein Tod befreyte sie, und man sagte, daß sie die Süßigkeiten dieser Freyheit mit vollen Zügen genösse. — Ihre Klugheit hatte ihr Macht und Reichthum versichert, und sie wohnte zu Rom in ruhigem unbestrittenen Ansehen, welches durch ihre Schönheit, die die größere Hälfte der römischen Großen zu Anbetern hatte, unerschütterlich ward.

Sie lebte die meiste Zeit auf jener Veste außerhalb der Stadt, die wir dem Leser unter dem Namen des Thurms des Krescentius bekannt gemacht haben, und der es bey ihrer rauhen Außenseite nicht an innern Reitz und Bequemlichkeit fehlte, einer üppigen Fürstin zur Wohnung zu dienen.

Marggraf Eccard kannte den Werth jenes alten Steinhaufens, den er oft den Augapfel Roms zu nennen pflegte, aber seine schöne Bewohnerin kannte er nicht; Umgang der Damen war, seit die Marggräfin Luitgard tod

war, und Hatteburgis seinen Wünschen nicht entsprach, nicht mehr die Sache des alten Helden. Er suchte dies schöne verführerische Geschlecht nicht, aber es schien jetzt fast, daß es ihn suchen wollte.

An dem Tage, da der Kaiser sich entschloß, das treulose Rom wieder zu sehen, erschien die Fürstin Zenobia im Lager; sie verlangte Marggraf Eccarden zu sprechen. — Ich komme, sagte sie, jetzt, da alles dem großen Otto huldigt, auch ihm meine Unterthänigkeit zu bezeugen; Zenobia denkt anders wie die heimtückischen Italiäner, sie ist eine Griechin, ihre Gelübde sind Wahrheit. Ihr habt übel gethan, Marggraf Eccard, euren Kaiser auch nur einen Tag lang seinen Feinden anzuvertrauen, doch hier ist die Vergütung eures Fehlers, hier ist der Schlüssel meiner Burg, und mit ihm der Zugang zu den verborgensten und festesten Gegenden der verrätherischen Stadt. Kehrt Otto nicht zurück, so wißt ihr die Mittel ihn wieder in eure Gewalt zu bringen, entgeht er den Schlingen, die ihm gelegt werden, so bleibt die Vestung demohngeachtet sein; wem wollte ich sie lieber gönnen, als dem, welchem sich billig alles zu Füssen legen muß.

Zenobia sprach mit Entzücken, und Eccard hörte ihr mit nicht viel minderer Bewe-

gung zu. Der unnennbare Reitz, in welchem die schöne Zauberin vor ihm stand, war es nicht, was ihn einnahm, seinen für Weiberschönheit stumpf gewordenen Augen war derselbe kaum merkbar, aber ihre Worte bezauberten ihn.

Die alte Veste, zu welcher er jetzt den Schlüssel in Händen hatte, war, seit er über die Alpen gekommen war, der heiße Gegenstand seiner Wünsche gewesen. Sie vor allen andern zu erobern, war der Anschlag jener Nacht, in welcher Otto frey ward, und es hatte ihn tausendmal gereut, daß nun nach wiederhergestelltem Einverständniß mit den Römern, gewaltsame Einnahme dieses ihm unschätzbaren Kleinods unmöglich, und gutwillige Uebergabe höchst unwahrscheinlich war. Bey der Demüthigung des Krescentius hatte er erfahren, daß man ohne diesen Thurm, selbst als voller Meister der Engelsburg, nichts besaß, und daß Ottos Macht über Rom schwankend seyn würde, so lange diese in fremden Händen wär.

Welch Entzücken, welche Ueberraschung, sich ohne Schwerdschlag, ohne Unterhandlung, ohne Bitte Meister seines Wunsches zu sehen! Er dankte Zenobien mit strömender Beredsamkeit, erhub ihre Großmuth und ihren Verstand himmel an, und redete von der gränzenlosen Dankbarkeit des Kaisers.

Zenobia lächelte über das jugendliche Feuer das Greises, davon sie vielleicht mehr auf ihre selbst das Alter schmelzende Schönheit rechnete, als hier nöthig war. Ist meine Gabe euch lieb, und dem Kaiser dankenswerth, sagte sie, so erwarte ich Beweise. Die Thüren meiner Burg stehen euch offen, ihr könnt so viel Mannschaft hineinwerfen, als euch zur Vertheidigung nöthig dünkt; meine wenigen Leute sollen sogleich abziehen, denn ich vertraue mich ganz eurem Schutze. Auch werdet ihr nicht vergessen, den Kaiser, wenn er glücklich aus Rom wiederkommen sollte, zu Einnahme der Zimmer zu bereden, die ich für ihn bereiten lasse. Ihr könnt selbst ermessen, daß er hier im freyen Lager und in den benachbarten schlechtbevestigten Städten so unsicher lebt, als in dem verrätherischen Rom mitten unter seinen Feinden, und daß nur **meine** Mauern seinem theuren Leben den gehörigen Schutz geben können.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Alte Bekanntschaft.

Das erste was Otto vernahm, als er mit Pabst Sylvestern ins Lager kam, war Zenobiens

Besuch und ihr Gewerbe, das bey weitem nicht den Eindruck auf ihn machte, als Marggraf Eccard gewähnt hätte. Der Kaiser schien mehr erstaunt und bestürzt als erfreut zu seyn! Die Besitznehmung von Zenobiens Burg auszuschlagen, würde Thorheit gewesen seyn, auch hatte der geschäftige Marggraf schon dafür gesorgt, daß hier nichts mehr zu thun übrig war; aber wider den Vorschlag, für seine eigene Person Sicherheit in jenen Mauern zu suchen, hatte Otto desto mehr Einwendungen. Er stimmte, wenn ja Entfernung aus dem Lager seyn müsse, auf Paterno, und als die Sicherheit dieses Orts einmüthig bezweifelt würde, als Marggraf Eccard, der Herzog von Bayern, nebst allen andern Fürsten, als zuletzt auch Ottos Busenfreunde, Werner und Erich mit Bitten in ihn drangen, die Zuflucht in der sichern Veste nicht auszuschlagen, so that er just das, was man nicht **einwilligen** sondern sich **gefallen lassen** nennen mochte.

Werner und Erich, welche mit ihm in Rom gewesen waren, begleiteten ihn auch jetzt nach der Veste. Habt ihr die Fürstin Zenobia gesehen? fragte er nach einer langen Pause. Sie antworteten nein, und dieses war das ganze Gespräch auf dem Wege vom Lager bis unter die tiefen finstern Thore des Thurms, des-

sen ewige Mauern hier mitten im Tage Nacht machten.

Hier ward der Kaiser von der schönen Eignerin des Schlosses empfangen. Der Glanz von funfzig Fackeln umleuchtete sie, und erhöhte ihre, nicht sparsam mit Juwelen geschmückte, und durch die verführerischste Tracht gehobenen Reize bis zum Blendenden. Otto und sie standen einander gegenüber, mit einer Miene, welche eher das Wiederfinden alter Bekanntschaft, als das Erstaunen der Neuheit andeutete, auch gingen Worte aus Zenobiens Munde, welche, wären sie beachtet worden, seltsamen Wahn hätten erzeugen können. So ganz war ich vergessen? flüsterte Zenobia, indem sie des widerstrebenden Ottos Knie umfaßte, so ganz, daß halber Zwang mein Andenken erneuern mußte?

Otto beugte sich zu ihr hinab, und sagte ihr einige leise Worte, sie erhub sich erröthend, und brachte jetzt erst das vor, was vermuthlich eigentlich zu der eben verlassenen demüthigen Stellung gehörte, die Bitte um Schutz.

Schutz? antwortete Otto mit möglichster Kürze. Schutz geben **uns** eure festen Mauern! wir fühlen die Verbindlichkeit, die ihr uns auflegt, und würden danken, wenn nicht Dank der Großmuth lästig wär.

Nicht jeder Dank ist lästig, mein Kaiser! erwiederte Zenobia mit halb lauter Stimme, worauf Otto nichts erwiederte, sondern die Hand des Marggrafen von Meißen und die des Herzogs von Bayern ergriff, sie ihr vorzustellen.

Wo Otto sich befindet, da ist mir jeder willkommen, versetzte sie, indem sie die Fürsten alle, und zuletzt Werner und Erich mit unnachahmlicher Huld begrüßte. Erich versicherte Wernern heimlich, er habe nach Luitgarden nichts schöneres als Zenobien gesehen. Sie ist schön, ich gestehe es ein, versicherte der Graf von Bernburg eben so leise; aber nur keine Vergleichung mit Luitgard! Beyde schienen mir Wesen ganz verschiedner Gattung zu seyn.

Ueber der Tafel, zu welcher die Fürsten nun geführt wurden, und die mit wahrer morgenländischer Verschwendung zubereitet war, machten der niedere Theil von Ottos Gefolg (gemeiniglich die richtigsten und schlausten Beobachter,) die Anmerkung, das gegenseitige Betragen des Kaisers und der Fürstin sey außerordentlich: Er der höflichste und galanteste Prinz seiner Zeit vergesse fast ganz, was er einer Dame von ihrem Stande und ihrer Großmuth schuldig sey, indeß sie sich weit mehr herablasse, als weiblicher Stolz sonst gegen den größten Monarchen zu thun pflegte. Auch war es wahr, Ottos

Augen vermieden den ihrigen zu begegnen, seine Worte richteten sich nie unmittelbar an sie, indeß ihre Blicke unablässig auf ihm ruhten, und sie nimmer müde ward, ihn ins Gespräch zu ziehen. Erich und Werner, die dieses endlich auch gewahr wurden, und nichts anders als etwas außerordentliches hierunter muthmaßen konnten, verlangten nach der Stunde der Einsamkeit, mit ihrem erhabenen Freunde, der gegen sie nie Kaiser war, hierüber vertraulich zu sprechen, aber unglücklicher weise mußten ihnen ihre Zimmer sehr weit von Ottos angewiesen werden, und sie bekamen ihn nicht eher, als des Morgens im Cirkel des ganzen Hofs wieder zu sehen.

Ottos Betragen gegen Zenobien war in der Folge etwas anders, wiewohl immer noch zwangvoll, und als trüge er Scheu, das ganz zu äußern, was er gegen sie im Herzen hege; aber man bekam sie auch selten gegen einander zu sehen: die Fürstin hatte es nur des ersten Tages für Pflicht gehalten, öffentlich die Wirthin zu machen, und war an den übrigen nur selten sichtbar, ob auch nicht für Otto, davon hätten höchstens nur die Kammerbedienten, die zunächst um seine Person waren, Nachricht geben können.

Der Vortheil, der dem Kaiser durch den Besitz dieser Veste zuwuchs, war groß, in Rom

fehlte es nicht an heimlichen Gährungen, deren Ausbruch der Graf von Thuscien auf der Engelsburg nur darum immer glücklich verhindern konnte, weil er vermittelst des Thurms des Krescentius mit den Kaiserlichen außerhalb der Stadt in ununterbrochenem Einverständniß stand; mittlerweile nahmen die andern Fürsten der Zeit wohl wahr, das Land rund umher in Ottos Gehorsam zu erhalten, und seine Macht fest zu gründen.

Otto, welcher in den ersten Tagen die Veste lieber sogleich verlassen hätte, um die Kriegsgeschäfte außerhalb mit seinen Helden zu theilen, sprach jetzt nicht mehr von Entfernung, er verließ Zenobiens Burg nie anders als im äusserſten Nothfall, und allemal nur auf kurze Zeit; es schien ihm peinlich zu seyn, daß Marggraf Eccard ernstlich von Unterbrechung der Ruhe, und persönlicher Fortsetzung dessen zu sprechen begunnte, was andere für Otto angefangen hatten.

Endlich mußte er nachgeben, und der Entschluß, die Veste zu verlassen, kam einst in Zenobiens Gegegenwart zur Reife. Otto hatte sein stammelndes Ja mit einem verstohlnen Blick auf die Fürstin gegeben, und diese erbleichte, und verließ ohne Wortsprechen den Saal.

Mein Kaiser, sagte der Herzog von Bayern, den der Wein aus Chios, welcher hier fleißig getrunken wurde, ein wenig froh machte, mich dünkt, die Zärtlichkeit des heiligen Vaters wird euch in der Folge von großen Nutzen seyn.

Wie versteht ihr das, mein Vetter, fragte Otto, der wie aus einem tiefen Traum erwachte.

Die Freundschaft des Pabsts giebt bequeme Dispensationen.

Herzog, ihr sprecht in Räthseln!

Ihr liebt in Deutschland so zärtlich und werdet in Rom so leidenschaftlich geliebt, daß es die Noth erfordern wird, dem deutschen Reiche zwo Kaiserinnen zu geben. — Auf! Herr Marggraf! es gilt euch! es leben unsere künftigen Kaiserinnen, Luitgard und Zenobia!

Vetter, rief der Kaiser, es ist unartig, den Namen züchtiger Frauen in Männergesellschaft zu nennen!

O die schöne Luitgard von Meißen ist wohl sehr ehrbar, ob aber die Römerinnen — —

Haltet ein, wir sind jetzt in dem Hause einer Römerin, welche unsere volle Achtung verdient.

Und unsere Dankbarkeit auch! wir sind glücklich, daß ihr die Erweisung allein über euch genommen habt.

Zorn flammte auf Ottos Stirne. Marggraf Eccard, der seiner ganz mächtig war, und eine Antwort verhüten wollte, welche Folgen hätte haben können, bat flüsternd, eines Mannes zu schonen, der offenbar nicht wisse was er spreche.

Er muß weichen oder **ich**! schrie Otto, der aufstand, um das Zimmer zu verlassen, und ich verlange, daß er mir nicht wieder vor die Augen komme!

Armer Marggraf! rief der Herzog, als Eccard von Begleitung des Kaisers zurück kam, ihr liebt den Mann so väterlich, der es nicht redlich mit euch meynt? Luitgard und Zenobia, sagte ich? Zenobia und Luitgard wird es wohl heißen müssen! Die Römerin wird der blöden Deutschen den Rang leicht abdringen, und ihr werdet euch der Ehre, der Schwiegervater eines Kaisers zu heißen, nicht sehr zu freuen haben.

Ich rechte nicht mit einem Trunkenen, erwiederte Eccard, welcher sein Schwerd ergriff, das Zimmer zu verlassen, indeß der Herzog, indem er aufsprang, um sich des seinigen zu bemächtigen, die Tücke des Chierweins gewahr ward, und taumelnd zu Boden sank.

Es war wohl das erste und das letztemal in seinem Leben, daß der fromme Herzog Hein-

rich vom Weine berückt wurde; Verzeihung für ihn, meine Leser! er kannte nur die Kräfte der vaterländischen Trauben, und konnte also von dem fremden Getränk leicht getäuscht werden. Ach leider hatte er in seinem ersten und einigen Rausche mehr Unheil gestiftet, als mancher tägliche Zecher sein ganzes Leben hindurch, und es war kein Wunder, wenn er sich in der Folge, blos um diese Sünde zu büßen, Kasteiungen auflegte, welche der Nachwelt unglaublich dünken.

Nachdem das erste Entsetzen über diese seltsame Störung der Lust vorbey war, und man sich beredete, daß die schnelle Entfernung der drey höchsten Personen in der Gesellschaft nichts zu bedeuten habe, begunnten die goldnen Becher von neuem ihren Cirkeltanz, und einer von den anwesenden Fürsten, ein naher Verwandter Zenobiens, nahm den Faden des Gesprächs wieder auf, wo er vorhin abgerissen worden war. Die Verlobung des Kaisers mit Marggraf Eccards Tochter war kein Geheimniß, obgleich hier in Italien wenig davon gesprochen wurde, jedermann sahe in ihr die künftige Kaiserin, und keiner trug Bedenken, dem fragenden Griechen völlige Befriedigung zu geben. Es ward viel von Luitgard und Ottos Leidenschaft für sie gesprochen, alle Anwesende

erhuben sie als die schönste, edelste und beste Fürstin der Welt, alle schwuren, daß sie keine andere als sie Kaiserin zu sehen wünschten, und viele gingen so weit, den Ausländerinnen zu fluchen, die bisher den Thron besessen, und Deutschland nichts zugebracht hätten, als Uneinigkeit und fremde Sitten; bis einige der Verständigen, welche wohl einsahen, daß man hier mit Sicherheit weder auf Griechinnen noch auf Italiänerinnen schmähen könnte, der Sache ein Ende machten, indem sie schleunigen Aufbruch veranlaßten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Arme Luitgard!

Du schwiegst so geflissentlich, da jedermann von Luitgarden sprach! sagte Werner zu Erich, als sie allein waren.

Und deine Thränen fielen in den Kelch, als du auf ihr Wohl trankst, erwiederte Erich; ihren Namen zu nennen, wie die Sitte es forderte, hattest du weder Muth noch Stimme!

Erich, ihr Name ist heilig, und mir, mir Unglücklichen besonders gebührte es nicht, ihn zu nennen.

Du unglücklich? du, ihr Verlobter? Was bin denn ich?

Dich liebte sie, für **mich** fühlte sie nie etwas als Freundschaft!

Ach was nützen uns die Vorzüge, die einer vor den andern hat. Ein Dritter wird das edelste Kleinod der Welt besitzen, ohne es schätzen zu können! — Werner, was dachtest du heute, von den Reden eines Trunkenen?

Ich entsetzte mich, Wahrheit darin zu ahnden!

Wahrheit mag genug darin liegen! Ottos Kämmerlinge schweigen nicht von Zenobiens nächtlichen Besuchen!

Himmel, und solch ein Mann Luitgards künftiger Gemahl!

Werner, deine Begriffe von Männertreue sind zu jungfräulich! — Ich könnte Otto verzeihen, könnte viel von seiner Gefälligkeit für das schönste Weib Italiens auf Gelegenheit, Staatsklugheit und andere Dinge rechnen; aber Zenobien einst Kaiserin, Luitgard verstoßen zu sehen, sie, die einer von uns, hätte er sie erlangt, wie eine Göttin verehrt, der er Kronen erobert haben würde, hätte sie ihm das Glück versagt, diese, — diese! — o Werner wär ich nur hierin gewiß! — —

Otto wird uns nicht zu Vertrauten machen; du siehst seine Entfernung von uns, seit diese Zauberin ihn bethört hat. —

Kennst du diesen Zeitpunkt? — O Werner, diese Liebe ist alt, der Thurm des Krescentius ist nicht ihr erster Geburtsort!

Laß uns alle Kräfte anstrengen, Otto zu seiner Pflicht zurückzubringen. Unglückliche Liebe machte uns wieder zu Freunden, da Eifersucht uns ehemals trennte, laß uns gemeinschaftlich zu Luitgards Besten würken. Unsere Vorstellungen müssen Otto überreden, uns nicht um den Preis zu betrügen, gegen welchen wir ihm unsere Leidenschaft opferten. Wir gönnten Luitgarden die Krone, gönnten ihr den Besitz eines Herzens, das wir für gut und edel hielten, wie kann Otto ihr beydes entreißen, und es einer Zenobia geben, ohne sie und uns tödlich zu beleidigen?

Du hast recht, Werner! — aber Vorstellungen? — denke an deine eignen Erfahrungen, und frage dich, ob Liebe Vorstellung hört. — Nein, mein Freund, schnelle ungefragte Entfernung muß Zenobien in ihren Hoffnungen täuschen, und Luitgards Glück erhalten; Marggraf Eccard, der selbst an den hiesigen Geschichten wenig Gefallen haben kann, sollte, dächt ich, hiezu mitwirken, und Ursachen herbey

bringen können, die den betrogenen Otto schnell den Armen jener Circe entrissen.

So redeten die beyden Freunde von Dingen, welche nach und nach begunnten in jedermanns Mund zu kommen; Zenobien war wahrscheinlich an der Hülle des Geheimnisses weniger gelegen, als dem sittsamern blos verführten Otto, der sich seiner schimpflichen Fesseln schämte. Blos durch sie konnte es auskommen, daß sein Einverständniß mit ihr wirklich älter war, als man sich wahrscheinlich machen konnte, daß es seine erste Entstehung der Einsamkeit in dem belagerten römischen Pallaste zu danken hatte. Dorthin, wie an hundert andere Orte gingen verborgene Wege aus dem Thurm des Krescentius. Zenobia kannte und liebte den schönen Otto, schon bey Lebzeiten ihres Gemahls, aber noch mehr als ihn, liebte sie seine Krone. Sie wußte, wo sie ihn finden konnte, und eilte ihn aufzusuchen.

Liebe, und die Sucht, Kaiserin zu werden, trieb sie zu den bedenklichsten Schritten, die ihr bey den schlauen griechischen Verführungskünsten, die sie ganz inne hatte, nur gar zu gut glückten.

Einst in der Stille der Nacht, als Otto in seinem belagerten Pallaste wachend und sorgenvoll auf seinem Bette lag, öffnete sich der

Boden, und eine glänzende Göttin stieg herauf, ihm Linderung seines Kummers zu bringen. Zenobia wars, wie man denken kann, nicht durch Liebe, nur durch Mitleid gegen einen bedrängten Fürsten herbeygezogen. Sie fing ihr erstes Gespräch damit an, daß sie ihm seine Gefahr größer mahlte als sie war, und endigte mit dem Geschenk der Freyheit, das sie ihm vermittelst der Flucht durch unterirdische Wege in ihrer Veste anbot.

Otto war zu bestürzt über die Erscheinung, um schnell entscheiden zu können. Die gefällige Retterin hatte keine Eil, die künftige Nacht sah sie wieder mit neuen Vorschlägen, und da Otto in Flucht und Freyheit durch Gunst eines Weibes etwas Beschimpfendes zu finden fortfuhr, und so war die Dame herablassend genug, sich nach seinem Wahn zu bequemen. Blos ihm die langweilige Einsamkeit zu kürzen, erschien sie jetzt; jene Vorschläge wurden bey seit gesetzt, und der Thurm des Krescentius blieb nur auf den ärgsten Fall zur Zuflucht aufgehoben. Zenobia lehrte dem Kaiser schnelles Verschwinden durch verborgene Fallthüren, und den Pfad durch düstere verschlungene Wege; Kunstgriffe, die er, der allein durch das Schwerd oder ehrliche Unterhandlung frey werden wollte, sich nur aus Gefälligkeit

von ihr lehren ließ. Otto ward nach und nach sehr gefällig gegen die schöne Zenobia; aus Gefälligkeit ward Sehnsucht, aus Sehnsucht Liebe. Ob Otto je so schwach oder so treulos war, Zenobien die *) Krone zu versprechen, das wissen wir nicht, aber so viel ist gewiß, daß einem solchen Versprechen die Reue dicht hintennach folgte. Otto war zwar durch Leidenschaft bethört, aber seiner Pflicht gegen seine edle Verlobte noch nicht ganz abtrünnig geworden.

Erich und Werner trafen ihn in der Stunde der Befreyung aus seinem belagerten Pallast, mitten in den süssesten Erwartungen der Liebe, und doch konnte nach geendeter Heldenflucht die bloße Erinnerung an Luitgarden ihn dermassen erschüttern, daß er sich vornahm, Zenobien gänzlich zu entsagen, und nicht mehr an sie gedacht haben würde, hätte sie nicht ihr Netz von neuem aufgespannt, und Mittel gefunden, ihn in denselben zu fangen.

Niemand wußte, was es mit der friedlichen freywilligen Uebergabe des Thurms eigentlich für eine Bewandniß hatte, als er, alle seine Fürsten, selbst der weise Marggraf von Meißen, unwissend, daß er hier wider sich selbst handelte, rie-

*) Ditmar behauptet es.

then ihm zum Aufenthalt in einem Schlosse, dessen Gefahren sie nicht kannten.

Otto widerstrebte, gab nach, suchte sich von Zenobien loszureißen, ward von neuem gefangen, und befand sich jetzt fester als je in ihren Stricken.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der Scheidetrunk.

Der Herzog von Bayern suchte am nächsten Morgen Verzeihung wegen dessen, was er im halben Rausche gesagt hatte. Otto scheute Erklärungen über diese Dinge, und ließ ihn bitten, sich nach Deutschland zurück zu begeben, weil die feurigen Weine Italiens seiner Vernunft und Frömmigkeit Gefahr drohten. Die Zurückweisung war bitter, und wurde nicht von allen Freunden Ottos der Staatsklugheit gemäß gehalten, aber der Herzog ließ sich dieselbe sehr wohl gefallen, zog seine Völker zusammen, und trat ohne sonderlichen Kummer den Rückweg über die Alpen an. Ohne Kummer? — mit Ahndungen hoher Freude und künftiger Größe hätte ich sagen sollen. Heinrich war klug genug, einzusehen, daß ein junger zwey und zwanzigjähriger

Fürst, welcher begunnte, sich in solchen Stricken zu verwickeln, ihm nicht lange die Thronfolge würde bestreiten können, zu welcher offenbar das Recht auf seiner Seite war. Um ein Unterpfand des bald zu erwartenden Kaiserthums mit sich zu nehmen, betrog er Bischof Heriberten von Kölln im Vorbeygehen noch um die *) heilige Lanze, das vornehmste der Reichsinsignien, welches in seiner Verwahrung war, und zog mit seiner kostbaren Beute eilig davon, bis an die Gränzen von Deutschland, wo er sich lagerte, um bey jedem Vorfall gleich zum Handeln bereit zu seyn.

Zwischen Otto und Zenobien war es in jener Nacht, da der griechische Wein, Herzog Henrichs Zunge so geschwätzig machte, zu harten Wortwechsel gekommen. Zenobia hatte Luitgards Namen noch nicht gehört, oder stellte sich, ihn nie gehört zu haben, sie erfuhr durch ihren Vetter alles, was beym Trunke nach ihrem Abschied vorgefallen war, und rechtete mit ihrem Geliebten darüber. Otto war nicht zaghaft genug, seine Liebe für Marggraf Eccards Tochter und die frühere Verbindung mit

*) Wie einige wollen Caroli M. bekannter goldner Stab, nach andern der eigentliche Speer S Longini, und nach den sichersten Urkunden, die Lanze Konstantin des Großen, welche durch einige Nägel vom Kreuze Christi ihren Werth erhielt. St. Luitbrand.

ihr zu leugnen, es kam zu Erklärungen, welche Zenobien aufs äußerste mißfielen. Vorwürfe, Bitten, Thränen, Drohungen folgten hintennach. Die letzten verdarben alles; Otto war nicht der Mann, der sich drohen ließ, und er, der sich oft im Taumel der Leidenschaft gesagt hatte, Zenobia sey tausendmal schöner als Luitgard, und ihre feurige Liebe beglücke ihn weit mehr als die kalte Ergebung des deutschen Fräuleins, er fand es nicht schwer, Zenobien offenherzig zu gestehen, daß sie Luitgarden nachstehen müsse, daß jene die Krone haben müsse und werde, und es nun auf sie ankomme, zu beweisen, ob sie in ihm Otto oder den Kaiser geliebt hätte. Zenobia antwortete mit attischem Witz, der die Wunde, die ihr Ungestüm geschlagen hatte, noch tiefer machte, und man schied in vollem Unwillen.

Vielleicht sah sie in den nächsten Tagen den Fehler ein, den sie begangen hatte, und wußte durch den Zauber der Liebe ihn zu vergüten, aber Otto völlig zu gewinnen blieb ihr zu wenig Zeit übrig; denn der Augenblick war vor der Thür, der ihn auf einmal aus ihren Banden lösen sollte.

Erich und Werner beobachteten ihren königlichen Freund unaufhörlich, sie sahen seine Bestrebungen, sich von jener Zauberin loszuma-

chen, und die Verneuerung seiner Fesseln. Sie seufzten nach Befreyung für ihn, sie machten Plane zu derselben, aber ehe noch einer zur Ausführung kommen konnte, brachte das Schicksal die würksamste Veranlassung herbey, Ottos schnelle Entfernung unvermeidlich zu machen.

Von Marggraf Eccard, welcher sich zu Paterno beym Heer befand, kam die schreckliche Zeitung vom Raub der heiligen Lanze. Wer den Werth dieses Kleinods kannte, und Otto liebte, der fühlte bey dieser Trauerpost, nur einige Grad weniger Entsetzen, als beym gänzlichen Verlust des Kaiserthums. Das eine könnte leicht das andere nach sich ziehen, sagten die Verständigsten, und alle bestanden darauf, daß der Kaiser unverzüglich in eigner Person aufseyn müsse, den köstlichen Raub wieder einzubringen, oder wenigstens dem Volk zu zeigen, daß er wisse, was er verlohren habe, und sein Blut nicht schonen würde, sich hier als Kaiser zu zeigen. Erich und Werner waren die dringendsten, Otto sogleich, wo möglich ohn' Abschied von Zenobien zu entfernen, bey dem ersten war es bloß Begierde, Otto schnell von den Banden seiner Zauberin zu befreyen, was ihn so ungestüm machte, bey Werner untermischtes Gefühl von dem Werth der heiligen Reliquie, denn Erich war in Glaubenssachen, offenbar

weit leichtsinniger als der fromme Graf von Bernburg.

Zenobia wußte nicht, was sie von dem schrecklichen Aufruhr in ihrem Schlosse denken sollte, und nahm sich die Mühe, selbst in den Rittersal zu treten, wo die bestürzten Helden alle versammelt waren, um hierüber Auskunft zu haben. Man stürzte ihr entgegen, und rief, die heilige Lanze sey geraubt! Die unwissende Griechin hatte keinen Begriff von solchen Dingen, und redete sehr leichtsinnig wider dieses Kleinod, wider das deutsche Reich, und seinen Kaiser, dessen Wohl von solchen Kleinigkeiten abhing!

O rief sie, armer Otto, wie bedaure ich euch! es ist ein elendes Ding um eure Hoheit! lieber wollt ich in Konstantinopel Sclavin, als deutsche Kaiserin seyn! — Ottos Auge heftete sich bey diesen mit der muthwilligsten Art ausgesprochenen Worten, auf die reizende Sprecherin. O Zenobia, sprach er, mit leiser Stimme, indem er sie an ein Fenster führte, mein Abschied ist euch Scherz, wo ist eure Liebe!

Ich liebe euch mehr als jemals, Otto, sagte sie, seitdem ich weis, daß es um die Krone, die ihr mir versagtet, so ein jämmerliches wankendes Ding ist. Behaltet sie, gebt sie eurer Luitgard, ich werde sie ihr nicht beneiden, mir

bleibe nur die Erinnerung der frohen Tage, die wir zusammen genossen, und von welchen ich euch wirklich noch ein Andenken schuldig bin! — Man bereite uns den Morgentrunk, rief sie hierauf, und bringe für mich und den Kaiser einen besondern Becher von dem Wasser der Vergessenheit der Kaiserin Irene! — Ihr müßt euch nicht an diesen seltsamen Namen stoßen, setzte sie hinzu, dieses Wasser ist so gut als der köstlichste Wein, und seine Würkung hat nie betrogen!

Otto tödtlich bekümmert, seine Dame, die er in diesem Augenblick leidenschaftlicher liebte als je, beym Abschied so froh zu sehen, machte ihr tausend zärtliche Vorwürfe, die sie alle lachend beantwortete. Mittlerweile traten die Sclaven mit dem Morgentrunk in goldnen Pokalen herein, welche rund herum gereicht, und wie Zenobia gebot, aufs Wohl der Kaiserin Luitgard geleert wurden.

Und mir, sagte sie, indem sie einer jungen Mohrin, die ihr dargereichte alabasterne Schaale aus der Hand nahm, mir der Trunk der Vergessenheit! Soll ich trinken um meines Otto nie wieder zu gedenken?

O mir! mir! schrie Otto, mir diesen köstlichen Saft! **Euch** zu vergessen wird mir nöthig seyn, um ruhig zu werden, **mein** An-

denken herrsche ewig in eurer Seele! Otto trank von Zenobien ungehindert, und ein seltsamer Blick aus ihren viel sagenden Augen, schien ihm jeden Tropfen zuzuzählen.

Es ist geschehen, sagte sie, ihr habt nun was ihr wünscht, auch die Schaale sey euer, schon manche haben aus derselben Vergessenheit getrunken; sie ist durch Erbschaft an mich gekommen. So oft ihr sie anseht, dies werdet ihr wohl so oft nicht thun, erinnere euch ein flüchtiger Gedanke, was ihr an Zenobien verdient habt.

Ewiges, ewiges Andenken euch! trotz all' dem Muthwillen, mit welchem ihr mich heute tödtet! schrie jetzt Otto, welcher sah, daß seine Ritter nach und nach den Saal verliessen, gleich als wollten sie ihm noch einmal Raum geben, Zenobiens Knie zu umarmen! —

O das ist zu viel! schrie sie, indem Thränen in ihre Augen traten, bald möchte mich eure Demuth zur Reue bewegen! doch Reue ist nun zu spät! Lebt wohl! lebt wohl! auf nimmer Wiedersehen!

Zenobia riß sich los und flog davon, der Kaiser ging langsam nach den fertig stehenden Pferden, um den Rittern die Schwachheit zu verbergen, die auch seine Augen mit Thränen netzte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Roswithen zu Gandersheim.

Indessen verbrachte Luitgard ihr Leben in Deutschland in tiefer Trauer. Schlag auf Schlag trafen sie die Streiche des Schicksals. Sie weinte an Mathildens Gruft, als die schreckliche Zeitung von Ottos gefährlicher Lage in Rom ihr Ohr erreichte. Marggraf Eccard, der nach langen Kriegsthaten einst Ruhe in seinem Schlosse zu Meißen gesucht, und seine Gemahlin durch Jahre und Leiden gebessert wiedergefunden hatte, so, daß er sich frohere Tage als je zuvor in ihrem Umgang versprach, Marggraf Eccard, sage ich, sann darauf, Luitgarden, des Widerspruchs der Stände ungeachtet, wieder in das väterliche Haus zu ziehen, wo sie glücklich gewesen seyn würde, im Umgange des liebevollsten Vaters, und von Hatteburgen, welche mit tiefer Ehrfurcht gegen des Kaisers Braut erfüllt war, nichts von den ehemaligen Auftritten zu besorgen gewesen seyn würde.

Der Marggraf hatte Ursach, sie nach Mathildens Tode ungern zu Quedlinburg zu lassen, ungeachtet die neue Aebtißin, die Prinzessin Adelheit, und ihre Schwester Sophie, die

Domina

Domina von Gandersheim sich freundschaftlicher gegen sie erzeigten, als sie je gegen diejenige gethan hatten, welcher sie die Hand ihres Bruders mißgönnten. Eccard war ein alter Hofmann, und auch Luitgard hatte die Welt gesehen; eben die gegenwärtige Freundlichkeit der Prinzessinnen machte ihnen Unruhe, und überdieses — waren Sophie und Adelheit Theophaniens Töchter.

In der vollen Erwartung ruhigere Tage auf dem Schloß zu Meißen im Arm ihres Vaters zu finden, erhielt Luitgard den Besuch des Marggrafen, aber er erschien nicht, sie abzuholen, nicht sie über die traurigen Aussichten in Italien zu trösten, nein, ihr den Abschiedskuß zu geben, weil die Bedrängnisse des Kaisers seine Gegenwart in andern Gegenden nothwendig machten. Luitgard hatte dieses vermuthen können und müssen, sie ergab sich darein, wie sie sich in alles zu ergeben pflegte. Eccard empfahl seine Tochter und Ottos Braut den Ständen und den Prinzessinnen und schied.

Luitgards einiger Trost war nun noch Olympiens Umgang, aber ach welche schwankende Stütze hatte sie an dieser gutmeynenden Dame. Die Dünste des Gardathurms, welche Olympie in ihren frühern Jahren aus Treue

gegen die verstorbene Kaiserin Adelheit eingesogen hatte, hatten ihr ganzes Leben zu einem immerwährenden Zusammenhang von Kränklichkeit und mangelhafter Wiedergenesung gemacht. Hohes Alter vermehrte jetzt diese Beschwerden, und Luitgard mußte bald beym Sterbebette einer zweyten Mutter weinen.

Der letzte Verlust, den wir leiden, ist meistens der schmerzlichste; Luitgard hatte nach Olympien hier nichts mehr zu verlieren, denn der einige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, ihr Vater, und die einige Stütze ihres Glücks, ihr Verlobter, waren abwesend. Wenig fehlte, daß sie sich gänzlicher Muthlosigkeit überlassen hätte, und das Zureden der Prinzessinnen, welche kamen, sie nicht so wohl zu trösten, als zu ermahnen, sie möchte ihren Kummer in Gott geweihter Einsamkeit verschliessen, fand vielen Eingang. Luitgard fühlte, daß sie nirgend die Wiederkunft ihres erhabenen Bräutigams mit mehr Anstand als in einem Kloster abwarten könnte, und doch endlich durch die Heuchelworte ihrer zweydeutigen Freundinnen getäuscht, ließ sie sich bereden, Gandersheim zu ihrem Aufenhalte zu wählen, wo sie doch wenigstens etwas hatte, was ihr lieb war, wo sie doch wenigstens Gerbergens Grab hatte, und den Umgang von Fräulein Waldburg, der sie, vermöge ihres guten Engel-

gleichen Herzens immer ihre Freundschaft ließ, ungeachtet sie so viel Verwirrungen in ihr Schicksal gebracht hatte.

Die Stände willigten sehr gern in den Entschluß ihrer künftigen Kaiserin, die Zeit der Abwesenheit ihres Verlobten vor den Altären mit Beten und Fasten zuzubringen, man fand denselben ungemein fromm und anständig, und die allgemeine Achtung gegen Marggraf Eccards Tochter erhielt durch diesen Zug neuen Zuwachs. Eine kaiserliche Braut vertraut sich einem Kloster allerdings mit mehreren Abzeichen ihrer Größe, als ein gemeines Fräulein, und man war bereit, ihr ein zahlreiches Gefolge zuzugeben, und ihre Lage daselbst ihrem Stande so gemäß zu machen, als sie wollte, Luitgard des lastenden Geräuschs herzlich müde, fand diesen Vorschlag wider ihren christlichen Endzweck, und man war bey dem erneuten italiänischen Aufwand im deutschen Reiche so auf die Sparsamkeit bedacht, daß man Luitgards Bescheidenheit nicht allzuviele Weigerungen entgegen setzte, und sie so glanzlos als sie selbst wollte, die Mauern von Gandersheim beziehen ließ; woselbst sie jederman sehr wohl aufgehoben glaubte, weil sie sich unter der Hut der Schwester ihres künftigen Gemahls befand.

Sicher war sie daselbst auf alle Art; denn wer hätte je ihrer Tugend einen Flecken anhängen können, wo die Augen einer argdenklichen und neidischen Schwägerin sie bewachten, oder wer hätte sie beleidigen sollen, da die Wichtigkeit ihrer Person durchaus anerkannt, und Ottos leidenschaftliche Liebe für sie jedermann bewußt war; er würde strenge Rechenschaft gefordert haben, wenn sie bey seiner Wiederkunft geklagt hätte.

Aber es giebt Personen, welche einmal im Rufe sind, daß sie niemals klagen, und leicht verzeihen, und die man also desto ungestrafter beleidigen zu können glaubt, auch muß man ja nicht eben unser Leib, Leben, und Freyheit kränken uns unglücklich zu machen, es giebt andere feinere Mittel, gehaßte Personen zu quälen, welche näher zum Herzen dringen, als der vorgesagten keins.

Zu Gandersheim herrschte gegenwärtig ein ganz unausstehlicher Ton, den sich Luitgard, die sich dieses Kloster so dachte, wie es zu weiland Gerbergens Zeiten war, gar nicht vorstellen konnte. Diese wirklich weise und tiefwissende Prinzessin hatte durch den Eindruck, den ihre Lehren machten, und die Nachfolge, die ihr Beyspiel fand, das Stift in den Ruf gebracht, daß es die frömmsten und gelehrtesten Nonnen der

ganzen Christenheit erzöge; Helena von Roßow, welche wir in dem ersten Theil dieses Buchs oft erwehnt haben, und die der Nachwelt unter dem Namen Roswithe noch sehr wohl bekannt ist, hatte den Ruf ihrer Wissenschaften bis an Sankt Peters heiligen Stuhl getragen, und durch Schriften, die sie den Pabst zu Füssen legte, sich den Lorbeerkranz und ihrem Kloster ansehnliche Indulgenzen erworben. Gerberge war längst tod, auch Roswithe hatte das Zeitliche vor einiger Zeit gesegnet; Frömmigkeit und wahre Gelehrsamkeit war mit ihnen zu Grabe gegangen, und Bigotterie und Pedanterey in ihr Gewand gehüllt, trieben ihr Unwesen in den heiligen Mauern. Die Prinzessin Sophie, ob sie gleich außerhalb ihrem Kloster das weltliche Leben gar nicht haßte, ließ sich doch in demselben gern wegen ihrer Andacht rühmen, und die zweyte Gerberge nennen; was ihr an den heimlich gethanen guten Werken dieser Heiligen abging, das ersetzte sie durch öffentliche Strenge und Kasteyungen, für welche sie sich nebst ihren Favoritinnen in der Stille recht gut schadlos zu halten wußte. Das ganze Kloster sah sich genöthigt, das erste nachzuahmen, ohne sich durch das andere trösten zu können, und dieses gab der ganzen Schwesterschaft ein freudenloses zwangvolles Ansehen, das schon beym

ersten Anblick zurückschreckte. Ach ganz anders war es zu Gerbergens Zeiten, da alles die heitere Freude des Christenthums athmete, und Bußübungen und all die schwereren Nonnenpflichten nicht zur Schau getragen wurden, nur in der Stille geheimer Zellen wohnten. Ursach an noch beynah größerer Trübsal war die Pedanterey. Statt **einer** Roswithe, hausten jetzt hier mehrere, welche von Morgen bis in die Nacht schrieben, und ihre Werke deklamirten, ohne nur die Hälfte von Roswithens Geist zu haben. Sie lasen einander ihre Hirngeburten vor, bewunderten einander, neideten und tadelten einander bald öffentlich bald hinter den Rücken, und ließen denn den jüngern, bessern, und ungelehrten Theil der Schwestern, die hier gezwungen zuhören und loben mußten, ihren Unmuth und ihre schwarze Galle schmecken.

Luitgard war wenig Tage im Kloster, so kannte sie schon sein ganzes gehässiges Inneres, und — bereute, hier die ehemaligen glücklichen Tage gesucht zu haben. Sie war zu hoch, daß man sie beleidigen oder unterjochen durfte, aber sie hatte dafür das Unglück, daß sich jede Parthie um ihren Beyfall bewarb, und daß die frömmelnden ihr den ganzen Tag vorwinselten, die Gelehrten vordeklamirten, um sie auf die eine oder die andere Seite überzuziehen.

Bey unendlich mehr wahrer Gottesfurcht als im ganzen Kloster wohnte, und unendlich mehr Wissenschaft als alle Roswithen zusammen besaßen, verachtete sie es, das eine oder das andere zur Schau zu tragen, und sich also zu einer oder der andern Secte zu zählen. Sie hörte alles gelassen an, so lang ihre Geduld zureichte, und zog sich denn zurück, um allein für die unglücklichste und verachtetste Nonne im ganzen Kloster, für Fräulein Waldburg zu leben.

Wir müßten uns sehr irren, wenn irgend jemand unter unsern Lesern Graf Werners Baase sonderlich gewogen wär, aber gewiß ists, sie ward für das Unheil, das sie in der Gutheit und Einfalt ihres frommen Herzens gestiftet hatte, fast zu streng bestraft. Die Aebtißin hatte bey dem letzten Abentheuer, an welchen sie Theil hatte, die Weisung erhalten, ihre Freyheit ein wenig einzuschränken, und zu so etwas durfte man hier nur einen Wink haben, um alles Maaß zu überschreiten. Waldburg lebte jetzt hier als eine halbe Gefangene, ausgeschlossen selbst von den sehr geringen Tröstungen, welche Sophiens Geitz dem niedern Theil der Nonnen verstattete.

So fand sie Luitgard, sie war nach ihren zarten Bedenklichkeiten gleich geneigt, sich die

Urheberin ihres Elends zu nennen, und mit dem Mitleid, das sie beseelte, die regste Thätigkeit, ihr zu helfen, zu verbinden; aber sie sahe bald bey all den tiefen Komplimenten, die man ihr machte, daß — sie hier nichts zu sagen habe. Die Regel des heiligen Benedickts, und die der heiligen Klare, waren unübersteigliche Hindernisse, die man all ihren Vorbitten entgegen setzte, und Luitgarden blieb zur Tröstung ihrer Freundin nichts mehr übrig als ihr Elend mit ihr zu theilen, ihr kleines düsteres Behältniß durch ihre Gegenwart zu erhellen, ihr die klägliche Kost durch Mitgenuß genießbar vorzustellen, und jede ihrer sauern Arbeiten zur Hälfte zu übernehmen, damit doch wenigstens am Abend einige freye Stunden übrig blieben, in welchen man sich durch Erinnerung des Vergangenen oder Hoffnung der Zukunft erquicken konnte.

So befand sich also Luitgard mitten in der Hoffnung künftiger Größe, auf einmal viel weiter zurück gesetzt, als sie in ihren ersten Jugendjahren in diesem Kloster gelebt hatte, ihre damaligen Arbeiten, ihre Nachtwachen, ihre Entziehungen und Beraubungen der nothwendigen Bequemlichkeiten, die sie mit Waldburg theilte, waren mehr das Werk freyes Willens, als jetzt, und also leichter. Zwar nöthigte sie auch jetzt niemand zu dem was sie that, es war so gar

nöthig, um strengen Tadel zu entgehen, es sorgfältig zu verbergen, aber wie hätte sie denken müssen, wenn sie es unterlassen hätte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Sinnreiche Quaalen.

Die Stunden, welche Luitgard ihrer unglücklichen Freundin nicht schenken konnte, mußte sie größtentheils in der Gesellschaft der Prinzessin Sophie zubringen, die es zur Respektssache machte, die künftige Kaiserin fleißig zu unterhalten, ihre Unterhaltungen hatten denn einen ganz eigenen Ton, der wahrhaftig nicht gemacht war, ein bekümmertes Herz zu trösten, und der auch wahrscheinlich gar nicht hierauf abzielte. Vergangene widrige Dinge ihr ins Gedächtniß zu bringen, verdeckten Tadel an ihrer gegenwärtigen Aufführung zu wagen, und trübe Aussichten in der Zukunft zu eröffnen, dies war es ohngefähr, auf was eine jede derselben hinauslief; uns sey erlaubt, dem Leser eines dieser Gespräche auszuheben, weil es in der That durch vermehrten Kummer, und Verneuung alter Phantasien in Luitgards Seele Epoche machte.

O, meine Schwester, rief die Domina eines Tages nach der ersten Umarmung, wie trüb sind eure Augen, wie gesunken eure Wangen! ich besorge, der Kaiser wird euch nicht mehr kennen, wenn er zurückkommt! Ich bitte, sorgt für eure Reize, ihr wißt wohl, sie sind der Ursprung eures Glücks! — Aber sagt, was konnte euch in kurzer Zeit so schrecklich zurückbringen?

Schlaflose Nächte, Prinzessin?

Prinzessin? — Nennt mich doch Schwester, ihr wißt ja, daß ich euch eure Ehrenbenennung nicht zurückgeben kann, da ihr nicht die Tochter eines Königs seyd.

Luitgard schwieg, wie sie in solchen Fällen immer pflegte.

Also schlaflose Nächte, sagt ihr? Sehnsucht nach Otto ists doch nicht, was sie schlaflos macht? Die Liebe auf eurer Seite war ja nie so stark.

Ich liebe den Kaiser, und bete für ihn, wie es meine Pflicht will!

Und diese Liebe, und dies Gebet stört euren Schlummer, und macht eure Schönheit verwelken? Sagt doch lieber, der Umgang mit der trübseligen Waldburg? Wissen möcht' ich, was euch an sie fesselt!

Alte Freundschaft!

Und Erinnerungen an Graf Wernern, ihren Neffen? — O Luitgard, Luitgard, steht es mit eurem Herzen so, so bedaure ich euch! — Mich dünkt, bey solchen Gesinnungen werdet ihr weder glücklich seyn noch glücklich machen!

Meine Pflicht war allemal mein Glück, und die Gesinnungen, deren ich mir bewußt bin, sind so, daß ich hoffe, Otto wird nicht unglücklich bey mir seyn.

Ich sage eben nicht, daß die Schuld an euch liegen wird, aber der Kaiser ist unter einem unglücklichen Gestirn für die Liebe gebohren! Denkt an die Geschichten mit Marien von Arragonien!

O daß ich nicht so viel an sie dächte!

Diese Unglückliche schmachtet in ihrem Kloster ihr Leben hinweg, muß verstoßen seyn, muß eine andere ihren Thron besteigen sehen! — O Schwester, Schwester? ich möchte nicht an eurer Stelle seyn; eine Krone, an welcher so viele Thränen haften, ist ein kläglicher Schmuck!

O wollte Gott! wollte Gott! —

Ihr könntet sie ihr überlassen? — So liebt ihr Otto, um dieses zu wünschen?

Luitgard weinte.

Und doch fast könnte ich euch euren Wunsch nicht verdenken. Ihr seyd großmüthig, und Mariens Leiden sind groß.

Habt ihr Nachricht von der unglücklichen Königin?

Kennt ihr ihre Hand?

Ich selbst habe sie die Feder führen gelehrt, sie schreibt fehlerhaft und kenntlich.

Nun so leset, und urtheilt aus dem Gefühl eures eigenen Stolzes, wie tief gedemüthigt eine Fürstin seyn muß, um bey einer andern um Mitleid zu flehen. Prüfet euch, sollte euch einst bey dem wankelmüthigen Otto Mariens Schicksal bevorstehen, ob ihr das Herz dieser Königin zu mir fassen könntet.

Luitgard konnte vor Thränen kaum die Hand Mariens auf dem dargereichten Blatt erkennen, welches folgendes enthielt:

„Ich liege in einem Abgrunde, in welchen ich mich selbst gestürzt haben soll, lächerlich! vom Throne in einen Abgrund! Nein, ich stürzte mich nicht, ich ward gestürzt! so tief, daß Rettung nun unmöglich ist! Otto, sagt man, wird sich wieder vermählen! kann er das, so lange Marie von Arragonien noch lebt, und ihr nicht entsagt hat? — O Prinzessin, ich wende mich an euch um Hülfe, ich bitte euch, nennt dem Kaiser wenigstens meinen Namen an

seinem Vermählungstage, und wird — wie mir sehr glaublich ist — wird Luitgard seine Gemahlin, so nennt ihn auch ihr; lehrt beyde mitten in ihrer Freude an eine Unschuldige denken, welche durch Hinterlist, durch Gewalt, durch Verrätherey, Gott weis, durch was alles den Thron mit den abscheulichen Ketten des Klosters vertauschen mußte; dies ist alles was ich wünsche, denn mein Leben wird kurz seyn."

Ihr könnt das Blatt behalten, sagte die Prinzessin, als sie sah, daß Luitgard in einer Bewegung war, welche sich nur durch Thränen ausdrücken konnte. Schwerlich könnt ihr diese Zeilen nach ihrem ganzen Gewicht in diesem Augenblick beherzigen, und gleichwohl gehen sie, wie ihr seht, weit mehr euch als mich an.

Und was meynt ihr, das mir nach denselben zu thun obliegt?

Das sage euch euer Gewissen.

Findet ihr Mariens Rettung und Wiedereinsetzung auf den Thron möglich?

Wünschtet ihr sie?

O Gott, ob ich die Rettung einer Unschuldigen wünsche!

Ihre Rettung, ja, ich glaube euch! — aber das Uebrige?

Der Kaiser entscheide! Gebietet er, so wird die Braut der Gemahlin weichen!

Und herzlich gern weichen, wie ich vermuthe, um Gräfin von Bernburg zu werden.

Prinzessin, ich schwöre euch zu Gott, daß Werner von Bernburg — —

O ich bitte euch, nichts hievon! — In Waldburgs Schriften hat man eine Verschreibung an ihn gefunden, welche euch jeder andern Verbindung unfähig macht, und die dem Kaiser, wenn sie ihm vorgezeigt wird, auf einmal die Augen öffnen muß.

Sie ward gegeben im Augenblick der schrecklichsten Angst, ehe ich noch eine Muthmaßung hatte, Otto könne an mich denken, auch sind ihm diese Dinge nicht ganz fremd, die Aebtißin von Quedlinburg, ach, die mir ewig unvergeßliche Mathilde, hat ihm hievon so viel gesagt als nöthig war, um ihm Werners Opfer annehmenswürdig zu machen; und mich, wegen vergangner Dinge, für jede Zukunft außer Schuld zu setzen.

Sophie fühlte, daß sie zu weit gegangen war. Meine Schwester, sagte sie nach einer Pause von beträchtlicher Länge, ihr würdet irren, wenn ihr glaubtet, daß ich euch ungern mit diesem Namen nenne, euch die Krone beneide, oder es für möglich und wünschenswerth halte, Marien wieder Königin zu sehen. Nur euer Gewissen, euer Gewissen bedenkt in allen

Stücken; mein heiliger Stand will es, daß ich hierauf dringe, und euch nichts verhele, was euch Anlaß zur Prüfung geben kann.

Sophie sprach in so fern Wahrheit, daß sie keinesweges auf Mariens Seite hing, sie gönnte ihrem Bruder, den sie Zeitlebens zu beherrschen, und durch ihn das Scepter über das ganze deutsche Reich zu führen wünschte, eigentlich niemand, und freylich Luitgarden am wenigsten, welcher sie, dafern sie nicht im Stande war, sie von ihrer Stelle zu drängen, mindestens das armselige Glück, Kaiserin zu heißen, auf alle Art verbittern wollte.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Neue Zeitungen.

Tausend Dolche im Herzen verließ Luitgard ihre grausame Quälerin! Die Verbindung mit einem Manne, den sie nicht liebte, obgleich sie dem, was ihr die Pflicht gegen ihn so gebot, willig wie jeder Vorschrift der Tugend Gehör gab, brauchte ihr nicht erst aus einem solchen Lichte gezeigt, Marie von Arragonien, ohnedem ihr beständiges Gedankenbild, brauchte ihr nicht mit so lebendigen Farben vorgestellt zu werden,

um ihre Ruhe zu stören: elend war sie schon vorher, durch tausend schwarze Phantasien, und nun ward sie es im höchsten Grade.

Die verstoßene Königin schlich ihr wachend auf jedem Schritte nach, und saß auch nächtlich an ihrem Lager. Die Stimme ihrer Verzweiflung, ihr klagendes Flehen zerfleischte ihr Herz. Wie kann, wie kann ich dir helfen? schrie die bebende Luitgard oft überlaut mit gerungenen Händen, und schweigend verschwand der Schatten, als gestånd er selbst ein, daß Hülfe hier unmöglich, wenigstens nicht in Luitgards Macht sey.

Waldburg war die einige Vertraute der unglücklichen Dame in ihren Leiden. Vor der Prinzessin verhelte sich Luitgard aus einem unwiderstehlichen Triebe, ihrer Schadenfreude keine Nahrung zu geben, und erregte dadurch in ihr den Gedanken, daß man bald auf neue Mittel denken müsse, ihre Ruhe zu stören, da die vorigen nur halb gewürkt zu haben schienen. Gelegenheit hiezu fand sich bald, wie es denn den Bösen so selten, als den Guten an Gelegenheit fehlt, ihrem immer regen Triebe zu folgen. Hat der erste nichts für seine unselige Thätigkeit, so bringt ihm wenigstens der Zufall etwa irgend ein unschuldiges Geschöpf, das er kränken, etwas Gutes, dem er Hindernisse in

den

den Weg legen, oder etwas böses, das er befördern kann, entgegen, und der Tugendhafte übt sich indessen mindestens durch die stille Ertragung eines Leidens, oder durch Plane zu künftigen guten Handlungen.

Es war ohngefähr um die Zeit, da die letzt erwähnten italiänischen Händel zu Ende waren, da der Herzog von Bayern schon die deutschen Gränzen erreicht hatte, und Otto die Folgen von Zenobiens Scheidetrunk empfand, als Luitgard einesmals früher als gewöhnlich in Waldburgs Zelle trat.

Euer Gesicht ist heiter, meine Kaiserin! sagte die Nonne, indem sie sie umarmte.

Nennt mich nicht mit diesem Namen, Liebe, ihr wißt, wie er mein Herz durchbohrt.

O daß ihr ihn schon führtet! nächst dem, Gräfin von Bernburg, kann er mein Glück am besten bewürken! —

Waldburg! Quälerin! nichts von diesen Dingen!

Wieder zu unserm Gespräch, Luitgard, ihr seyd heiter, und ich denke, ihr habt ruhig geschlafen.

Die ganze Nacht durchwacht, wie gewöhnlich, aber der Morgen brachte mir Schlummer, und einen Traum, o Waldburg einen Traum!

Den ihr mir erzählen müßt!

Meine unschuldige Peinigerin, Marie, stand vor mir, nicht wie sie mir immer erscheint, mit der Miene der Verzweiflung, mit der kranken Klosterfarbe, der Vorbotin des Todes; nein lächelnd und blühend, wie ich sie zuerst in *) Adelheits Zimmer sah, als Römhilds Abwesenheit sie ihrer selbst würdig handeln, und sie Schritte zu ihrem Glück thun machte, welche sie nur gar zu bald zurück nahm.

Und was sagte sie zu euch?

Otto stand an ihrer Seite, siehst du ihn? sprach sie — O Luitgard, er ist nun bald mein, mein auf ewig! Freue dich unsers Glücks, du hast das Herz darnach, es zu können, wenn es dich auch einige Thränen kosten sollte.

Und dies ist der Traum, der euch so mächtig beglückte? Gesetzt nun, er träfe zu, würde es euch so leicht werden, Marien die Krone zu lassen, und die Verschmähte zu seyn?

Waldburg, ihr wißt, wie mein Herz gegen Otto steht, wißt, wie meine Begriffe von zeitlicher Glückseligkeit beschaffen sind!

Zwar wenn euer Traum wahr redete, so möchte mein Neffe wohl noch etwas zu hoffen haben.

*) S. 27. Kap. des ersten Theils.

Es war Luitgarden lästig, die Nonne bey jeder Veranlassung auf Wernern übergehen zu sehen. Seiner hier zu erwehnen, dünkte ihr vollends ganz unschicklich, und sie schwieg.

Sagt mir, fuhr Waldburg fort, was ihr überhaupt aus dem ganzen Traume macht.

Nichts, Fräulein, Träume können mich schrecken oder erfreuen, einer oder der andere möchte mir auch vielleicht ausgegangen seyn, wie der im goldnen Thurme zu Pölda, der mir meinen Vater im Blute zeigte, welchen ich auch noch am nehmlichen Tage schwer verwundet antraf. Sonst achte ich bey Träumen auf nichts, als auf den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks. Mein heutiges Schlummerbild hat mich erquickt, und ich danke Gott auch für dieses Labsal, das mich vielleicht zu neuen Leiden stärken soll, im Ganzen überlasse ich es, wenn hier je Deutung statt finden soll, seiner Vorsicht, worin sie bestehe, mir war ja immer wohl bey dieser Ergebung!

Die Fräuleins hatten ihr Traumgespräch noch nicht zu Ende gebracht, als die Bitte von der Prinzessin an Luitgard gelangte, sie möchte sich zu ihr verfügen, weil Besuch von alten Bekannten, und Botschaft aus Italien vorhanden sey.

Luitgard flog dem Rufe zu gehorchen, ihre heutige Stimmung ließ sie nichts als Gutes vermuthen. Sie sahe nichts geringern als Briefen von Marggraf Eccarden, oder gar seiner eigenen Erscheinung entgegen. Wie hätte sie auch einen Niedrigern als ihn erwarten können, da es wider den Wohlstand lief, welchen die Aebtißin von Gandersheim sehr gut kannte, die Verlobte des Kaisers zur Aufnahme anderer Personen herbeyrufen zu lassen, welche eigentlich zu ihr hätten kommen sollen.

Das Glück mußte wohl nie im Ernste Marggraf Eccards Tochter zur Kaiserin bestimmt haben, weil sie sich sogar nicht in die Rücksichten und Bedenklichkeiten ihres hohen Standes finden konnte. Mit getäuschter Hoffnung sahe sie zwar, daß hier nicht Marggraf Eccard, sondern die ehemalige Prinzessin von Lothringen, die gegenwärtige Herzogin von Bayern war, aber um ihrentwillen hiehergerufen worden zu seyn, das war ihr weder befremdend noch beleidigend; sie sah in ihr nicht die Dame, welche einen Grad niedriger stand als sie, sondern nur die alte Freundin, welcher sie, da sie nie in ihrem Herzen Falschheit gefunden hatte, sich mit Freuden in die Arme warf.

Kunegunde erwiederte ihre Liebkosungen herzlich, aber in ihren Blicken lag Verlegen-

heit, und ein seltsames Mitleid oder Bedauern, welches Luitgarden bange machte, die Zeitung, welche sie bringe, könne nicht die beste seyn. Luitgard dachte augenblicklich an ihren Vater, und fühlte eben so schnell, daß es der Wohlstand erfordere, nicht zuerst nach ihm sondern nach dem Kaiser zu fragen; eine Frage, die sie jetzt unmöglich, sie wußte selbst nicht warum, über die Lippen bringen konnte. — Es gab indessen einen Mittelweg.

Ist eure italiänische Reise glücklich gewesen? fragte sie, und was brachte euch so bald zurück?

Krankheit verhinderte mich, meinen Gemahl zu begleiten, welchen Gott nun schon meinen Armen wiedergeschenkt hat.

Wie? der Herzog von Bayern ist schon zurück? und ohne Marggraf Eccard? und ohne den Kaiser?

Kunegunde schwieg und erröthete, wie sollte sie dieses beantworten, ohne Ottos Zwist mit dem Herzog, die Entführung der heiligen Lanze, des Herzogs wahrscheinliche Anschläge und Hoffnungen zu erwehnen, welche der Braut des Kaisers mitzutheilen, in der That ein seltsames Geschäft war.

Ich hoffe, es steht gut in Rom? fragte Luitgard?

Wohl! Der Kaiser ist seiner Einschränkung entnommen, und die Römer sind gedemüthigt!

Gott sey gelobt! — Wenn wird er wiederkehren?

Kunegunde schwieg hier abermals, und blickte mit sichtlicher Verlegenheit die Aebtißin an. Luitgards Erscheinung war überhaupt gar nicht das, was sie gewünscht zu haben schien, und wenn Sophie gehofft hatte, dem Fräulein durch Kunegundens Mund unangenehme Dinge vor die Ohren zu bringen, so hatte sie sich ganz an die Unrechte gewendet. Die Herzogin von Bayern war nicht von denen, welche gern verwunden, und die Aebtißin konnte mit all ihrer Kunst nicht ein Wort von demjenigen auf die Bahn bringen, womit sie Luitgarden bekannt zu machen vor Verlangen brannte, von Ottos Intrigue mit der schönen Zenobia, welche der Herzog von Bayern eben ganz warm aus Italien überbracht, und seiner Gemahlin aufgetragen hatte, sie Sophien, seiner alten Freundin, mitzutheilen.

Ob hierunter auch etwas mit von andern Dingen begriffen war, die man sonst nicht gern einer Schwester in Rücksicht ihres Bruders entdeckt, das ist der Nachwelt so unbekannt, als wie der wahre Stand, den die Herzen der

Schwestern Ottos gegen den Herzog von Bayern hatten; höchst unwahrscheinlich ists, daß sie bey Lebzeiten ihres Bruders irgend etwas gethan oder gebilligt haben könnten, was zu Beeinträchtigung seiner Rechte hätte abzielen können, aber so viel ist gewiß, daß sie nach seinem Tode augenblicklich auf die Seite des Herzogs von Bayern traten, und durch ihren Einfluß wahrscheinlich das meiste beytrugen, ihm die Kaiserwürde zu sichern.

Was die weichherzige Kunegunde allen Anreizungen Sophiens zum Trotz sich nicht überwinden konnte, Luitgarden mitzutheilen, die Geschichten von Zenobien, das erfuhr diese in der nächsten Stunde der Einsamkeit mit der Aebtißin, von ihr selbst im vollen Umfange. Sophie war eine frohe und beredte Ueberbringerin böser Zeitungen, und sie ließ es bey ihrer Erzählung der Begebenheiten aus dem Thurm des Krescentius an keinen Stachel fehlen, der das Herz der unglücklichen Verlobten Ottos auf das empfindlichste verwunden konnte.

Eigentliche Eifersucht, die ächte Tochter der Liebe, konnte wohl in Luitgards Busen nicht statt finden, aber ganz gleichgültig konnten ihr doch auch die Dinge, die sie hier vernahm, nicht bleiben, hätte sie auch nur beleidigter Stolz empfindlich gegen dieselben gemacht; doch

hier war noch mehr als Stolz im Spiel, Luitgards ganzes zeitliches Glück hing wenigstens vor den Augen der Welt davon ab, daß sie das blieb, wozu sie Ottos Liebe gemacht hatte, seine gewählte, nun bald bestätigte Gemahlin, Theilnehmerin seiner Krone; Mariens ältern Rechten zu weichen, dies fühlte sie, würde ihr nicht schwer geworden seyn, aber von einer Zenobia verdrängt zu werden, Ottos Herz wenigstens mit ihr theilen zu müssen, dies beleidigte ihren Stolz, ihr zartes Gefühl, ihre Tugendliebe auf einmal so empfindlich, als Sophie es nur wünschen konnte; doch war sie klug und glücklich genug, ihrer Hasserin doch wenigstens die Hälfte ihres Triumpfs zu verbergen. Sie stellte sich von den italiänischen Neuigkeiten nichts zu glauben, vertheidigte Otto so gut sie konnte, und erklärte am Ende mit einiger Empfindlichkeit und einem Gefühl ihrer Würde, daß die bescheidene Seele selten zeigte, daß sie gehofft hätte, man würde Dinge von dieser Art, eher vor ihr zu verheelen, als dadurch dem Kaiser in ihrer mühsam errungenen Neigung zu schaden suchen.

Sophie war getroffen; und gewiß, um bessere Tage zu haben, hätte Luitgard öfters so sprechen sollen. Sie büßte indessen für die Gewalt, die sie sich angethan hatte, in der Ein-

samkeit ihres Zimmers. Ihre Thränen flossen jetzt über andere Gegenstände als sonst. Ach, seufzte sie, welch Geschick ist das meinige! Erich hatte meine ganze Leidenschaft, er war derselben unwürdig, und ich ließ meine Wahl auf den gutmüthigen Werner lenken; er verdiente meine vollkommene Liebe, und auch ihm mußte ich entsagen, um einem Leichtsinnigen, vielleicht einem Lasterhaften zu theil zu werden, welchem die, welche mich glücklich gemacht haben könnten, weichen mußten, weil — er König war, und der nun das Opfer, das sie und ich ihm brachten, um einer Unwürdigen willen hinweg wirft!

Luitgards Leiden ward dadurch erschwert, daß sie sich scheute, es mit Waldburg zu theilen, sie hätte lieber der ganzen Welt das verborgen, was Otto zum Schimpf gereichte. Die Nonne würde vielleicht bey der heutigen Zusammenkunft etwas außerordentliches auf dem Gesicht ihrer Freundin entdeckt haben, wenn nicht sie selbst ihr außerordentliche Dinge zu melden gehabt hätte. Die ganze Gegend war voll von dem Gerücht von dem Tode Mariens von Arragonien, auch im Kloster sprach jedermann davon, nur Luitgarden suchte man diese Sache, Gott weis warum, zu verheelen; aber wie konnte ihr etwas verborgen bleiben, was Waldburg wußte?

Beym Eintritt in ihre Zelle erfuhr sie alles, und dieses um so viel eher, weil Waldburg sich eine Art von Linderung und Trost in dieser Zeitung für Luitgard dachte, die sie sich selbst nicht wohl aus einander zu setzen wußte.

Luitgard wurde von dieser Post, da es nicht an Bestättigung fehlte, gewaltsam ergriffen. — Marie tod? schrie sie, indem sie sich nachdenkend auf einen Stuhl warf, also der Brief, der mich so mächtig erschütterte, wahrscheinlich die letzte Anstrengung eines gebrochenen Herzens? — Und denn mein Traum, mein seltsamer Traum? — Ottos Geschichten in Italien? — O welches Ganze wird die Zukunft aus diesen verwickelten Dingen machen? — O Otto! Otto! die Vorsicht wache über dich, und alle guten Engel werden deine Begleiter!

Dreyßigstes Kapitel.

Strenge Buße eines Fehltritts.

In dem Augenblick, da Luitgard in Deutschland Wünsche, Besorgnisse und Ahndungen, die in Dämmerung gehüllt sie umschwebten, mit einer Geberde laut werden ließ, die die stille

Waldburg in Erstaunen setzte, und einen kalten Schauer durch ihre Gebeine goß, befand sich Otto in Italien in einem Zustande, welcher alles wahr machte, was ein kundegebender Schutzgeist, von ihr ganz oder halb verstanden, in hellen oder dunkeln Bildern vor ihrem innern Auge übergehen ließ.

Schon auf der ersten Ruhestelle nach dem Abschied aus der Burg des Krescentius hatte der unglückliche Kaiser sein Herz von einer Angst, von einem heimlichen Weh befallen gefühlt, das er, noch ganz für Zenobien verblendet, für den Schmerz der Trennung nahm. Nur nach und nach mußte er sich überzeugen, daß diese Schmerzen nicht geistig, sondern ganz körperlich waren; halb krank unternahm er die Fortsetzung des Wegs, und mußte des Abends in einer höchst unbequemen Gegend mit seinem Gefolge liegen bleiben. Das Uebel vermehrte sich von Stund' zu Stunde. Der Pater Leodegar, sein Arzt, fand ihn in einem fürchterlichen Zustande. Glühende Hitze flammte auf seinem Gesicht, und seine Eingeweide zerwühlten unnennbare Schmerzen. Leodegar sprach das entsetzliche Wort, Vergiftung, und machte dadurch das Blut aller Umstehenden zu Eis. Noch ist Hülfe möglich, setzte er nach einigen, in schreck-

lichem Stillschweigen zugebrachten Minuten hinzu, noch ist sie möglich, aber — schwer!

Otto war allgemein geliebt, man stelle sich die Erschütterung vor, die die Kenntniß von seinem Zustande verursachen mußte! — Einen blühenden Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, einen Helden mitten unter seinen Siegen, einen König mitten unter seinen Kronen, ihn, der gestern noch auf das höchste Glück, das höchste Lebensziel der Menschheit rechnen konnte, auf einmal am Rande des Grabes zu sehen, welch ein Anblick auch für das gleichgültigste Herz; wie vielmehr für die tausende, die ihn bis zur Abgötterey liebten! Der höchste Grad des Schmerzens zeigte sich in den drey Personen, die ihm die liebsten waren, und äusserte sich bey jeden auf verschiedene Art. Marggraf Eccard, den sonst nichts erschütterte, stand wie vom Donner gerührt, ein Bild des stummen thatlosen Entsetzens. Der feurige Erich, der auf einmal den ganzen Zusammenhang der Sachen richtig überschaute, nannte den Namen Zenobia, und flog, im Heer alles zu versammeln, was sich zur Rache der schwärzesten Unthat aufnehmen ließ. Ein Gifttrunk jener Zauberin, schrie er, raubt euch euren Herrn! auf! der Furie zu vergelten, wie sie verdient!

Indessen Erich, ohne auf Ordre oder Erlaubniß zu warten, zum Sturm gegen die alte Veste anging, welche die kluge Giftmischerin augenblicklich nach der That verlassen hatte, zerfloß der sanftherzige Werner an dem Lager seines königlichen Freundes in Thränen, und theilte mit Leodegar die Sorge für ein Leben, mit dessen Rettung er sich noch immer schmeichelte. Es gelang der Kunst des Arztes, das Gift in die äußern Theile des Körpers zu treiben, und Ottos Seele, die schon auf dem Wege nach einer andern Welt war, zurück zu rufen. Auf wie lange, getraute er sich nicht zu sagen, aber auch Augenblicke waren Ottos Freunden theuer, und sie glaubten ihn schon gerettet, da er nur sich aus dem dumpfen Hinbrüten, in welchem er mehrere Stunden gelegen hatte, erholte, und mit einigem Bewußtseyn um sich her sah.

Ottos Körper bedeckte sich nach einigen Stunden mit scheuslichen Blattern, die von der Bösartigkeit des genossenen Giftes zeigten, und doch den klugen Leodegar mit Lebenshoffnung für seinen theuern Herrn erfüllten. Laßt uns Gott danken, sagte er, wenn wir sein Leben auf Kosten der äußerlichen Stärke und Schönheit seiner Person retten, die Würkungen dieses Höllentrankes bis auf die kleinsten Spuren zu tilgen, ist über menschliche Kräfte!

Erich, der des andern Tages von seinem rächenden Zuge zurück kam, fand seinen königlichen Freund auf das äußerste entstellt, und matt bis zum Tode, aber besonnen genug, die Relation seines Rächers zu hören, und ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen. Daß meine Mörderin deinem Grimm entflohen ist, sagte er, ist mir Beruhigung! Erich ist ein wüthender Löwe im Augenblick des Zorns; und Zenobia — ist ein Weib! — Die Schlüssel zu jener Mordhöle, die du erobert hast, gieb meinem Vater, dem Marggrafen, er ist, wenn ich sterbe, nach meinem Willen Kaiser, und Luitgards glücklicher Gemahl sein Nachfolger. O Erich, o Werner, euch habe ich ein Kleinod entrissen, das ich nicht zu schätzen wußte. Ihr seyd Luitgards Hand würdiger als ich! Euch hinterlasse ich sie; ihr Ausspruch entscheide, welcher von euch ihr ihren Otto ersetzen soll!

Der Kaiser besserte sich in den nächsten Tagen, und völlige Rettung, ach freylich eine theure, mit Schönheit und Stärke erkaufte Rettung, wär vielleicht zu Stande gekommen, nicht der Zufall Leodegars Kunst vereitelt. Ein nächtlicher Ueberfall der wieder aufgeregten Feinde machte, während die Helden für ihren Herrn fochten, die Flucht des Kranken nöthig, man brachte ihn mit der möglichsten Behutsamkeit

nach Paterno, aber was war Behutsamkeit bey einer Kur, wo fast alles auf Ruhe und unveränderten Aufenthalt ankam! Leodegar, welcher wußte, was hier auf dem Spiele stand, wich nicht eher, bis er die Hand des Feindes beynahe im Nacken fühlte; es war hier offenbar allein auf die Person des Kaisers abgesehen; indessen die drey Helden sich in einer andern Gegend zur eisernen Mauer für ihn machten, brach man hinterwärts in das Krankenzimmer, aus welchem der Kaiser und sein Arzt eine halbe Stunde vorher mit Mühe entkommen waren.

Die Helden waren Sieger, und sahen ihren geliebten Herrn zu Paterno wieder, aber o Gott, wie verändert! Zwar ganz von jenem scheußlichen Aussatz rein, ganz wieder der blühende Otto, aber — ohne Hoffnung verlohren. Leodegars Kunst hatte ihr Ziel erreicht, stumm und verzweifelnd stand er an dem Lager seines Herrn, und knirschte über diejenigen, welche ihm einen seiner schönsten Siege über Krankheit und Tod entrissen hatten!

Ich werde sterben, sagte Otto mit schwacher Stimme, indem er die Hand seinen drey Freunden entgegen streckte. Es bleibt bey meinem Vermächtniß. Eccarden das Kaiserthum; einem von euch meine Luitgard und die Nachfolge im Reich. — Er wollte mehr sagen, aber

die zunehmende Schwäche verbot es. Eine halbe Stunde vor seinem Tode ließ er sich noch die alabasterne Schaale reichen, aus welcher Zenobia ihm Tod und Vergessenheit zutrank. Luitgarden zum Andenken ihres Otto! ! sagte er, indem er Eccarden das grauenvolle Gefäß hinreichte. Sein Verstand fing bald darauf an gänzlich zu schwanken, und er verschied unter Phantasien, in welchen er Luitgard und Zenobien mit Marien von Arragonien wunderlich durch einander mischte, überhaupt war diese unglückliche Königin während seiner Krankheit, die nicht volle vierzehn Tage dauerte, öfter sein Gedanke, ihr Name öfter in seinem Munde gewesen, als je.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Die Tochter in des Vaters Armen.

Ottos Körper ward von Leodegars Hand auf mehrere Jahrhunderte der Verwesung entrissen. Seinen Wunsch, zu Aachen im Grabe Karls des Großen beygesetzt zu werden, hatte der Kaiser nicht allein gegen Hoico, der vor kurzer Zeit gestorben war, sondern auch gegen Eccard und

andere geäußert, und es versteht sich, daß man denselben nachkam, obgleich die von den Römern überall besetzten Pässe die Abführung sehr schwer machten. Das Schwerd der drey Helden, das Otto beym Leben so manchen Sieg erfechten half, wußte ihm auch im Tode Bahn zu machen.

An den Gränzen von Italien theilten sie sich. Werner und Erich vollendeten nebst den andern Fürsten des Kaisers Leichbegleitung, aber Eccard, von einiger Unpäßlichkeit befallen, mußte auf Ansuchen des Heers, das ihn schon Kaiser nannte, hier stille liegen bleiben, und sich der Heilmittel Leodegars bedienen, damit in ihm die Hoffnung des Reichs nicht so schnell zu Grunde gehe.

Mittlerweile hatte das Gerücht die Nachricht von Ottos kläglichem Tode längst durch alle deutsche Provinzen verbreitet, zu Gandersheim hörte man nicht zuletzt davon, und daß Luitgard die erste war, welche die Schreckenspost ohne alle Vorbereitung erhielt, das läßt sich von den guten Anstalten der Aebtißin vermuthen. Um ihr den Todesstreich desto gewisser zu versetzen, verdoppelte man ihn, und ließ nicht allein Otto, sondern auch Eccard dahin seyn; Eccarden, Luitgards einige Stütze! die in ihm

das letzte verlohr, was sie glaubte verliehren zu können! die nach ihm ganz verlassen war! Luitgard fühlte ihr Elend ganz, und sank auf das Bette der Schmerzen darnieder. Waldburg war ihre einige Wärterin, denn sobald man Luitgard nicht mehr als kaiserliche Braut, nicht mehr als die Tochter des ersten deutschen Helden zu scheuen brauchte, so ward die größte Vernachlässigung in Ansehung ihrer sichtbar, und diejenigen, die auch nach dem Gerücht von den Händeln mit Zenobien, welche schon ihrem Ansehen einen gewaltigen Stoß gaben, noch einige Achtung gegen sie bezeugten, schienen sie jetzt kaum mehr zu kennen.

Die Aebtißin von Gandersheim war mit der von Quedlinburg nach Aachen zur kaiserlichen Beerdigung gereist, wo der Herzog von Bayern, der die Fürsten, die mit der Leiche des Kaisers nach Deutschland kamen, schon vorläufig köstlich bewirthet, und auf seine Seite gebracht hatte, die große Rolle spielte, und sich in aller Absicht als Kronerbe betrug. Die Krone, nach welcher er strebte, konnte eigentlich nicht geerbt werden, und der Umstand, daß er der letzte Abkömmling Heinrich des Ersten war, konnte ihm also nicht viel helfen, aber er hatte dafür gesorgt, sich der Wahlstimmen zu bemächtigen, und war also ziemlich sicher. Auf seiner Seite

waren nebst den mehresten weltlichen Fürsten, alle geistlichen, die unter seiner andächtigen Regierung nebst allen Mönchen und Nonnen einem himmlischen Leben entgegen sahen, auch redeten und warben mächtig für ihn, seine Baasen, die Aebtißinnen Sophie und Adelheit, die ihm wahrscheinlich auf gegenwärtigen Fall ihr Wort schon längst versprochen hatten.

Sein furchtbarster, damals noch einiger Gegner war Marggraf Eccard, der von dem Heer schon durchgängig Kaiser genannt wurde, und das Recht zur Wahl in seiner Macht, in seinem Schwerd, und in seinem königlichen Herzen trug.

Mit tief gebeugter Seele in trauriger Stille kamen Graf Erich der Unbekannte, und Werner von Bernburg vom Begräbniß ihres königlichen Freundes zurück, und wandten sich, so wollt' es der Befehl Marggraf Eccards, nach Gandersheim, um dort Luitgarden anzusprechen, und sie im Namen ihres Vaters nach Meißen abzufordern; aber sie kamen vergebens. Von Marggraf Eccards Leben wollte man hier nichts hören, und ein paar jungen Rittern in ihrem eigenen Namen ein Fräulein abfolgen zu lassen, schien bedenklich. Wohlstand und Billigkeit hätte freylich erfordert, Luitgarden etwas von der

Nachfrage nach ihr zu sagen, aber in dem gesunkenen Ansehen, in welchem sie lebte, war es etwas gewöhnliches, weder das eine noch das andere gegen sie in acht zu nehmen.

Luitgard wurde in ihrer Trostlosigkeit gelassen, bis Freude und Rettung auf einmal erschien, und der Marggraf selbst sich im Kloster meldete, seine Tochter abzuholen. Hier war Weigerung unmöglich, zwar legt man in Klöstern den einmal angenommenen Wahn sehr schwer ab, aber Eccards Leben mußte man ja glauben, da man ihn vor sich sah, und aus dem gebietenden Ton seiner Stimme hörte, daß er noch ganz der Alte war.

Eccard wußte noch nichts von dem traurigen Wahn, in welchem seine Tochter lebte, wußte noch nicht, daß sie auch ihn unter den Todten glaubte, und trat also ohne alle Schonung in ihr Krankenzimmer. Er sah dem süßesten Empfang, dem regsten Dahinsinken in seine Arme entgegen, und erfuhr das Gegentheil! Die Würkungen schneller Freude sind so gefährlich als wie die, jähes Schreckens. Luitgard sah ihren Vater, nannte seinen Namen, breitete die Arme gegen ihn aus, und sank ohnmächtig auf ihr Lager zurück. Waldburg, ihre Wärterin, überrascht wie sie, stand bleich und zitternd, und konnte sich kaum an der Bettpfoste

aufrecht erhalten; erst spät erfuhr der Marggraf von ihr, durch was für einen Zufall er hier Entsetzen statt der Freude antraf.

Was ihm Waldburg hierüber sagte, konnte nicht ohne einige Winke vorgebracht werden, wie traurig die Lage seiner Tochter die letzte Zeit über in diesem Kloster gewesen sey, und man urtheile, wie der Vater, der das liebenswürdigste aller Kinder nicht ungestraft beleidigen lassen konnte, wie der Mann, den bereits das halbe Reich Kaiser nannte, dieses aufnehmen mochte. Er redete hart mit den Frauen zu Gandersheim, und ließ der Prinzessin Sophie durch ihre gegenwärtige Stellvertreterin einige bittere Komplimente sagen. Er drang darauf, daß Luitgard, so krank als sie war, aus dem Kloster zu einer bekannten Dame, die er in Gandersheim hatte, gebracht werden sollte; die Nonnen baten und flehten, und sprachen von öffentlicher Beschimpfung ihres Klosters, aber es hatte bey Eccards Worten sein Verbleiben.

Niemand war bestürzter, — ach was sage ich! — trostloser über des Marggrafen durchgesetztes Verlangen, als Fräulein Waldburg. Ihr Herz hing an Luitgard; der Gedanke von ihr getrennt zu werden, war ihr Tod, und was soll ich von ihren Aussichten in

die Zukunft sagen, wenn auch ihre letzte Trösterin und Stütze verlohren ging?

Und wo ist die Nothwendigkeit hier, zurück zu bleiben, lächelte der Marggraf, wenn euch nicht eigene Wahl fest hält? Hat euch eure Freundin nie gesagt, daß ihr erster Brief nach Rom die Bitte an den Kaiser enthielt, euch Dispensation auszuwürken, ihr, wenn sie das Kloster verließ, einige Zeitlang Gesellschaft zu leisten? Luitgard konnte bey Otto keine Fehlbitte thun, und Otto konnte von Pabst Sylvester nichts verlangen, das er nicht in weit höherm Grade leistete, als es begehrt ward. Leset hier dieses Blatt von beyden unterschrieben.

Waldburg las, und konnte kaum ihren Augen trauen. Dispensation auf zehn Jahre, und denn Freyheit mein Gelübde zu halten, wo ich selbst will? rief sie halb außer sich vor Freude. O Luitgard! Luitgard! treue edle Freundin! in der Stille für mein Wohl besorgt, in der Stille bemüht, eine Saat auszustreuen, deren Erndte mich nun so überrascht!

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Eine schwere Wahl.

Mit Murren willigte man im Kloster in dasjenige, welchem man nichts entgegenzusetzen hatte. Waldburg und Luitgard wurden ihrem Retter, dem Marggrafen verabfolgt, welcher den vollen Unwillen der beleidigten Nonnen mit sich hinweg nahm. Sie schlugen tausend Kreuze hinter ihn her, und beteten täglich im Chor absonderliche Gebete, daß Gott nicht diesen, sondern den frommen Herzog von Bayern seiner Christenheit zum Kaiser geben möchte. — Dieses Gebet der guten Jungfrauen hätte nun wohl dem Marggrafen nicht schaden mögen, aber im Ganzen genommen, war ihr Haß, zu welchen sich der Haß noch mehrerer Klöster gesellte, nicht zu verachten. Marggraf Eccard war fromm aber nicht bigott; dies gab ihm den Ruf eines Ungläubigen, dahingegen der Herzog von Bayern überall für einen halben Heiligen galt. Eccard hatte in Ansehung der Klöster Grundsätze, welche besser ins achtzehente als ins zehnte und eilfte Seculum paßten, dahingegen der Herzog neue Klöster zu Dutzenden stiftete, und die alten so reichlich beschenkte, daß alle Klosterleute ihn ihren Vater

nennten, dessen gar nicht zu gedenken, was seine Gemahlin, die fromme Kunegunde, für die Geistlichkeit that.

O Eccard! Eccard! deine Hoffnung zum Kaiserthum stand auf schwankendem Grund! angenommen, daß nach deinem Wahn die größere Hälfte der weltlichen Fürsten für dich gewesen wär, so hatte Heurich die andere, nebst allen Bischöfen, Aebten und Prälaten des deutschen Reichs für solche eingestanden, daß die abgöttische Liebe des Heers für ihren Helden dich sicher machen konnte, was waren all deine Krieger gegen das ungezählte Heer von Mönchen und Nonnen, die ihre Stimmen wider dich erhuben!

Der Marggraf wußte und begriff dieses nicht, und ob er gleich zu edel und gut gesinnt war, auf die Krone, die er noch nicht besaß, mit kühnem Stolz zu trotzen, so fühlte er doch die Gewißheit derselben ein wenig zu stark, und ging seinen geraden Weg mit ruhiger Würde dahin, da er doch, wenn er auch selbst sich nie zu zweydeutigen Schleifpfaden hätte herablassen wollen, wohlgethan haben würde, auf diejenigen zu achten, welche andere ihm zum Nachtheil gehen konnten, und wirklich gingen.

Luitgard lernte sich nach und nach an den entzückenden Gedanken gewöhnen, daß ihr Vater

noch lebe, und dieser Gedanke war die beste Heilung ihrer Krankheit. Die Thränen um Otto waren milder und weniger bitter, Eccard und die fromme Waldburg wußten sie zu trocknen. Mit diesen beyden geliebten Seelen die Reise nach Meißen anzutreten, war sie bald stark genug; ihre Stiefmutter, die Marggräfin empfing sie, wenn nicht mit Liebe, wenn nicht mit den Bezeugungen der Ehrfurcht, die sie würde gefunden haben, wenn sie vor einem halben Jahr hier als künftige Kaiserin erschienen wär, doch auf eine Art, mit welcher sie zufrieden seyn konnte. Hatteburgis lebte und webte jetzt ganz in dem großen Gedanken, bald selbst Kaiserin zu werden, und sprach mehr davon, als der Marggraf gern sah, der indessen ihre Aeußerungen dazu nützte, ihr jetzt schon die Gränzen vorzuzeichnen, in welchen er sie in ihrem künftigen Stande zu halten wünschte.

Doch die nothwendigen Schritte, die zu Behauptung der Krone noch gethan werden mußten, verstatteten keinen langen Aufenthalt zu Meißen, doch wollte Eccard sein Schloß nicht eher verlassen, bis er gewisse Dinge zur Richtigkeit gebracht hatte, welche ihm, er wußte selbst nicht warum, schwerer als es der Anschein nöthig machte, auf dem Herzen lagen.

Noch hatte man Luitgarden nichts von dem letzten Willen des Kaisers gesagt, jetzt fühlte Eccard Nothwendigkeit, damit hervorzutreten.

Mein Kind, sagte er an einem stillen vertraulichen Abend, einem der letzten vor der Abreise zu ihr. Ich ziehe hin, wo ich die Krone, aber auch den Tod finden kann; was wird aus meiner Luitgard werden, wenn das letzte mein Theil ist?

Glaubt mein Vater, daß seine Luitgard nach ihm noch viel Tage zählen wird?

Ich glaube, du würdest mir so gleich folgen, wenn es von dir abhinge; aber ist unser Wille allemal der Wille der Vorsicht? — Wenigstens hier hoffe ich, soll er es nicht seyn. Nein, mein Kind, du wirst leben, um vergangene Leiden zu vergessen, leben, um einen Gemahl glücklich zu machen.

Die Ehrfurcht gegen das Andenken meines Verlobten verbietet mir den bloßen Gedanken an eine zweyte Wahl.

Vielleicht hättest du recht, wenn er nicht selbst dich der traurigen Verbindlichkeit entlassen hätte, ewig als Wittwe am Grabe dessen zu weinen, dessen Gattin du nie warest. Otto liebte dich, ungeachtet all seiner Verirrungen, mit Treue und Wahrheit, er wollte dein Glück, und erklärte sich in seinen letzten Stunden noch

hierüber auf eine Art, die dir und ihm Ehre macht. Er entdeckte seinem alten treuen Freunde, Pabst Sylvestern, der ihm den großen Ueberschritt in die Ewigkeit durch frommen Zuspruch zu erleichtern suchte, hierüber seine Gedanken, und erhielt Beyfall und Bestättigung. In des Pabsts Händen ist eine von ihm und Otto unterzeichnete Schrift, deren Kopie ich dir zeigen kann, in welcher er dich bittet, fast möchte ich sagen, dich bey seinem Andenken beschwört, zu wählen, bald zu wählen, damit deine Thränen getrocknet, dein Vater getröstet, dein Glück gesichert, und mehrere Entzwecke erreicht werden, welche du am besten aus seinen eigenen Worten erfahren wirst.

Luitgard hatte die Rede ihres Vaters durch nichts als ihre Thränen unterbrochen, sie wurden nicht getrocknet nur vermehrt, durch das, was ihr jetzt Eccard zu lesen darreichte; eine Schrift voll der überfliessendsten Zärtlichkeit, voll der regsten achtungsvollsten Besorgniß für die, welche er die beste deutscher Frauen, das Glück desjenigen nannte, dem sie der Himmel beschieden habe, und den sie, wofern sie je ihm das Recht ihr als Kaiser und künftiger Gemahl zu gebieten, zugestanden habe, in der von ihm angesetzten Zeit mit ihrer Hand beglücken würde.

„Zwey würdige Männer, fuhr Otto in seinem letzten Willen fort, zwey Helden, die be-

reits verjährte Rechte auf dein Herz haben, werden sich auf mein Verlangen um dich bewerben, o meine Luitgard, wenn du je mich liebtest, so wähle einen von ihnen. Mir, der ich in meinen letzten Stunden gern jedes Unrecht vergütete, das ich that oder veranlaßte, mir wird es, dünkt mich, Trost seyn, in einer andern Welt zu erfahren, auch das Unrecht, das ich dir und ihnen zufügte, indem ich eure Trennung verursachte, sey gehoben, und Luitgard behaupte mit Erich den Unbekannten oder Wernern von Bernburg die Krone, die ihr ihr Otto nicht aufsetzen konnte. Ja, meine theure Gemahlin, denn das bist du mir in diesem Augenblick; derjenige, dem du die beglückende Hand reichst, die mir bestimmt war, erhält mit derselben das Recht, Eccarden, dem nach meinem Willen das Reich nicht entgehen kann, auf dem Throne zu folgen, oder, so Eccard will, die Mitherrschaft. — Siehe in diesem Punkt das dringende meiner Bitte, schnell zu wählen. Kaiser Eccards Nachfolger oder Mitregent muß mit ihm zugleich den Ständen vorgestellt werden, mit ihm zugleich Kron und Salbung erhalten, ich kenne die unruhigen Köpfe der Reichsfürsten, es wird gut seyn, sie auf einmal zum Stillschweigen bringen, und dich, der ich gern jede

Thräne ersparte, für die Zukunft neuer Unruhen zu entheben. Eccards Ansehen wird seinen Eidam auf dem Throne behaupten, und dieser wird hingegen denselben unerschütterlich machen, indem er den Regiersüchtigen alle Hoffnung benimmt, die sich auf Eccards hohes Alter gründen könnte."

„Laß mich hoffen, Luitgard, daß du die letzte Bitte deines Otto, dem du in seinem Leben nie eine trübe Stunde machtest, hören wirst. Laß mich hoffen, daß du, zur Bestättigung, daß ich mich in dir nicht geirrt habe, in diesem Augenblick meine Freunde vor dich lassen, und den Glücklichen benennen wirst, der nach mir Luitgards Gemahl und Kaiser seyn soll. Verstatte ihnen nächst ihrer eignen Werbung, das bey dir auszurichten, was Otto ihnen sterbend anbefahl, ach ein Auftrag, den nicht die Welt, den nur Luitgard, die holde, milde, verzeihende Luitgard hören darf."

Luitgard schwamm in Thränen, sie hätte in diesen Augenblicken, da nichts ihr vor Augen schwebte als Otto, Schonung verdient. Aber der Marggraf, so ein treflicher Mann er auch war, kannte nichts von den zarten Empfindungen, die dem weiblichen Geschlecht ausschliessend eigen sind, und öffnete, nur auf die pünktliche Erfüllung von Ottos letzten Willen bedacht, eine

Nebenthür, aus welcher diejenigen hereintraten, welchen Otto das liebste was er besaß, seine Luitgard vermacht hatte. Erich der Unbekannte und Werner von Bernburg traten herein in voller Rüstung, doch mit unbehelmten Angesicht. Ihre Züge zeigten noch von tieferer Trauer, als der schwarze Flor, der ihre Lenden umschloß, und von ihren Schultern wallte. —

Einer von ihnen, — die Sage hat vergessen zu melden, welcher — trug ein alabasternes Gefäß von seltner Form und Schönheit. —

Sie nahten beyde sich, und überreichten der schwankenden Luitgard, die sich an dem Arm ihres Vaters aufrecht erhielt, Ottos trauriges Geschenk. Mit Vergessenheit ihres eigenen Gewerbes, dessen Unschicklichkeit sie hier lebhaft fühlten, wiederholten sie blos das, was ihnen ihr sterbender Freund für sich selbst zu Austilgung seiner Verirrung anbefohlen hatte. — Verzeihung! rief Erich knieend, Verzeihung für den, der aus dieser Schaale den Tod trank! und, setzte Werner hinzu, der sich neben seinem Freund auf die Knie niederließ, ewiges zärtliches Andenken, dem, welcher für eine augenblickliche Treulosigkeit, durch Verlust des Lebens noch lang nicht genug gebüßt zu haben glaubte!

Wie mußte Luitgarden in diesem Augenblick zu muthe seyn? Eine Empfindung, noch stärker als die Liebe, welche sie für Otto in seinem Leben nie gefühlt hatte, wallte in ihrem Herzen auf. Umschwebte der Schatten des Verstorbenen diejenige, welche ihm im Leben so theuer war, that einen Blick in ihre Seele, er konnte mit dem was er fand zufrieden seyn; aber Gefühle, die nur Geister durch unmittelbare Mittheilung einander verständlich zu machen, wissen, vermag die Feder nicht zu schildern.

Luitgard war wohl nie entfernter auf eine zweyte Wahl zu denken, als in diesen Augenblicken, auch hatte man Ehrfurcht für die Stimmung, in welcher sie war, und drang nicht in sie. Aber als nach Verfluß mehrerer Tage Eccards Abreise dringend ward, alsdann mußte man das Stillschweigen brechen, und ihr den Befehl des Verstorbenen und den Willen ihres Vaters nebst der unausbleiblichen Nothwendigkeit, hier schnell zum Schluß zu kommen, von neuem ans Herz legen.

Luitgard flehte in einer der größten Verlegenheiten ihres Lebens, um Rath und Leitung, aber Eccard, der allein hier hätte sprechen können, schwieg, obgleich offenbar seine Neigung mehr auf Werner als Erich ging, und er insgeheim zitterte, Luitgard möchte ihre Freyheit

nicht so brauchen, wie er wünschte. Luitgards Herz schwieg gänzlich. Das Gefühl, welches sie gegenwärtig für den Verstorbenen hegte, verschlang jede andere Regung, und setzte sie in dem Augenblicke, da sie sich zu weiser Entscheidung ganz unfähig glaubte, in den Stand gerade so zu wählen, wie Pflicht und Dankbarkeit es wollte, und wie die volle Kenntniß von dem Gemüth derjenigen, welche um ihre Hand warben, es möglich machte. Werners Verdienste waren ihr bekannter als ihr eignes Herz, aber auch Erichs Vorzüge waren ihr nicht fremd. Luitgard war nicht mehr in Ansehung Erichs getäuscht, kein Wahn von Untreue, keine ungegründete Eifersucht auf Römhild konnte ihr jetzt denjenigen verhaßt machen, der ehemals der Gegenstand ihrer regsten Leidenschaft war.

Die beyden Freunde waren einig geworden, einer das Wort des andern bey derjenigen zu reden, die sie anbeteten, und ihr dadurch begreiflich zu machen, daß sie keinen durch die Wahl des andern betrübte, indem sie ihn ja auf sein eignes Vorwort wählte. Erich hatte ihr schon Werners tausend geleistete Dienste, all seine Leiden um sie, und die letzte rühmliche Verleugnung mit den lebendigsten Farben

geschildert, und jetzt erzählte Werner Erichs Geschichte, so wie wir sie hier nicht wieder erzählen können; sanft und hinreissend, wie jedes Wort, das über seine Lippen ging.

Also **ich**, **ich** war so lange Jahr bey allen tausend Versuchungen zur Untreu der einig geliebte Gegenstand des vollkommensten Mannes? sagte Luitgard zu sich selbst, indem Erinnerung ehemaliger Gefühle wiederkehrte. — Und Römhild hatte nie, nie, seit er mich kannte, Antheil an seiner Neigung? – Alles was mich so schrecklich täuschte, war nichts als gezwungnes Bestreben eines unglücklichen heimlosen Jünglings, dieser Boshaften die Beweise seiner Geburt, den Schlüssel zu künftigem Glück aus den Händen zu winden? — O Erich! Erich! für **dich** würde ich entscheiden, wenn ich auch nur **dieses** bedächte, daß mein Ja dich zum höchsten Throne der Welt befördern, mein Nein dich wieder in den leeren Raum ungewisser Hoffnungen zurück schleudern wird. Aber denn auch Werner, der treue fehlerlose Werner, der nicht Erichs Leichtsinn, nicht seine Wildheit, der ganz den Charakter hat, der zu dem meinigen paßt, der Wunden, Krankheit, Gefängniß, Hunger, Elend und tausendfache Todesgefahr für mich erduldete, der längst schon den Willen meines

Vaters, und meine eigne mündliche und schriftliche Zusage hatte, und der bey dem allen noch großmüthig genug ist, sich seiner Rechte zu begeben, und sich mit seinem verführerischen Mitbuhler auf die Wahl zu stellen, der sein Wort selbst — o Gott, mit welcher Beredsamkeit, sprach! — Werner sprach hinreissender und feuriger für Erich, als dieser für ihn, und doch lese ich in seinem bleichen Gesicht, in seinem gesunkenen Auge die Gewißheit, daß er es nicht überleben wird, wenn ich seiner Vorbitte Gehör gebe. — Nein, Werner ist es, den ich wählen muß, wenn ich noch Recht und Billigkeit kenne, wenn ich nicht die Mörderin meines besten treusten Freundes werden will! — Erich — o ich denke, diesem wird mein Nein nicht den Tod geben.

So dachte Luitgard, ihr Entschluß war und blieb gefaßt, aber ihn bekannt zu machen, fehlte es ihr an Muth und Kräften. Sie entdeckte sich ihrem Vater, und hatte die unaussprechliche Genugthuung von ihm zu hören, daß sie ganz nach seinem Willen, und daß ich alles sage, — nach der Klugheit gewählt hatte.

Nie, sprach Eccard, würde ich dir, hättest du anders gewählt, das gesagt haben, was du nun erfahren sollst, Ottos Wille war mir heilig, auch wenn er Durchsetzung von Unmög-

lichkeiten forderte. Erichen neben mir auf dem Throne zu befestigen, würde Unmöglichkeit gewesen seyn; er hätte nicht mir zur Stütze dienen, nicht von mir unterstützt werden können, nein, er hätte mich unwiederbringlich mit sich in den Untergang hinabgezogen, Erich ist kein Deutscher, ist ein Unbekannter; denke dir dieses mit dem Stolz und der Selbstsucht der deutschen Fürsten zusammen, welche jetzt mehr als jemals auf die Behauptung ihrer Rechte eifersüchtig sind. Ich, ich selbst, noch mehr in Italien als in Deutschland durch mein Schwerd bekannt, und darum für einen halben Ausländer gerechnet, ich selbst bin noch lang nicht der Zustimmung aller Fürsten sicher, ich selbst bin noch lang nicht sicher, die Krone zu erreichen, wie viel weniger würde ichs in Erichs Gesellschaft gewesen seyn. Dagegen giebt mir deine wahrhaftig weise und von Gott gelenkte Wahl nicht allein Gelegenheit, dem edeln treflichen Werner das einmal gebrochene Wort zu halten, nein auch das Vergnügen, den Sohn meines alten besten Freunds, Graf Luthers von Bernburg, empor zu heben, und in ihm seinem Vater für tausendfache Treue zu lohnen. — Laß mich noch dieses sagen — sie erwirbt mir und dir in Graf Luthern eine mächtige Stütze. — Siehe,

das sind die Vortheile, die deine Wahl von der Seite der Klugheit belohnen, was Dinge anbelangt, die das Herz angehen, und die ohne Zweifel auf Werners Seite eben so überwiegend sind, so weißt du sie besser als ich. — Nimm, o nimm, du Beglückerin deines Vaters, deines Gemahls, und des ganzen Reichs, dem du viel Unruhe ersparest, meinen Dank und meinen Segen für das was du thatest, es war edel, vernünftig und tugendhaft, wie jede Handlung deines schönen Lebens.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Plane, derer das Schicksal spottete.

Luitgard fühlte sich hochbeglückt durch den Beyfall ihres treflichen Vaters, er tödtete auch für die Zukunft jeden Funken der Reue, bey der Möglichkeit, Erichen zu wählen, ihn nicht gewählt zu haben. Wie läßt sich Reue über eine Handlung denken, die durch Klugheit und Tugend geleitet wurde!

Eine doppelte Bitte hatte Luitgard noch ihrem Vater vorzutragen, die eine ward erhört, die andere ward verworfen. Luitgard bat um ein Trauerjahr zum Andenken ihres Otto, und

wie konnte ihr dieses gewährt werden, da hier alles auf schnelle Verbindung mit ihrem Gewählten ankam, aber auch, wie konnte ihr versagt werden, was sie weiter forderte.

O mein Vater, sagte sie, was soll aus Erich werden, da ihm mit meiner Hand auch die Hoffnung zu einem beständigen, seiner Verdienste würdigen Glück im Leben entgeht? Darf ich euch bitten, ihn nicht zu vergessen, wenn ihr nun Kaiser seyd? Als deutscher König könnt ihr nicht Marggraf von Meißen und Thüringen bleiben, Erich werde denn was ihr jetzo seyd. So gab Kaiser Henrich der Erste sein Herzogthum Sachsen dem tapfern Herrman Billing, und Sophie hat mich oft davon unterhalten, daß im Fall der Herzog von Bayern die Krone bekäm, die Gott nicht ihm, sondern euch beschieden hat, der Marggraf von *) Schweinfurt sein Herzogthum bekommen müsse. — Werdet ihr bey diesem, wie es scheint, unvermeidlichen Wechsel Luitgards Vorbitte für Erich gelten lassen, dem sie doch einige Entschädigung schuldig ist?

Eccard lächelte, daß Luitgard um eine Sache so dringend bat, und sie mit so viel Erfahrenheit in den deutschen Rechten behauptete, die bey ihm, ehe sie bat, so gut als beschlossen

*) Er bekam es nicht.

war. Erich, sagte er, und schlug mit seiner Rechten in die ihrige ein, ist so gewiß Marggraf, oder vielmehr Herzog von Meißen und Thüringen als ich hoffen kann, den Kaiserstuhl zu besteigen, dies wird ihm besser seyn als sein ruheloses Nachforschen nach den Geheimnissen seiner Geburt, nebst ihrer Entdeckung, die wahrscheinlich, da Theophanie Theilhaberin und Römhild Verwahrerin derselben war und ist, ihm weder Ruhe noch Ehre bringen können. —

Nachwelt, lächelst du nicht, über die Traktaten, welche hier mit so viel Ernst geschlossen wurden? — **Erich so gewiß Marggraf und Herzog als ich Kaiser,** sagte Luitgards Vater? O wohl, guter Eccard, eben so gewiß die Zukunft sollte es lehren.

Den Rittern ward der Entschluß des Fräuleins kund gethan, und Erich schien durch sein Betragen das ganz zu widerlegen, was Luitgard sich von der Leichtigkeit dachte, mit welcher er ihr Nein ertragen würde; er mußte sich viel geschmeichelt haben, denn er war bey dem Urtheil der Verstoßung wie vom Donner gerührt. Indeß der eben so überraschte Werner stumm vor entzückender Freude dastand. Erich mochte Luitgarden nicht wieder sehen, noch Zeuge des Triumpfs eines andern, wie sehr er diesen auch liebte, werden. Er verschwand noch am nehm-

lichen Tage, und ließ eine Schrift zurück, welche Entschuldigung seines heimlichen Entweichens und das Versprechen enthielt, so bald zu erscheinen, als das Schwerd blinken würde, um Eccards Rechte zu vertheidigen.

Dieses wird nie für mich blinken, rief Eccard, ich werde nie durch deutsches Blut die deutsche Krone erkaufen, der Weg der Güte wird mich, ich hoffe es zu Gott, zu dem Zweck führen, der eben so wohl das Beste des Reichs als mein eignes betrift.

Werner las Erichs Brief unzähliche mal, und fühlte sich durch denselben tief bekümmert; unverkennbarer, schlecht verhelter Schmerz athmete aus jeder Zeile, und war etwas im Stande, die Freude des entzückten Werners zu trüben, so war es dieses, daß dieselbe seinem Freunde Tod zu werden schien. Auch Luitgard trauerte in der Stille; so völlig sie auch ihr Herz zu ihrem Werner gewandt hatte, so süß ihr auch der Gedanke war, den Willen ihres Vaters und ihrer Pflicht gemäß zu handeln, so blieb doch ein geheimer unvertilgbarer Kummer in ihrem Herzen. Die beyden Verlobten entdeckten einander ihre innern Gefühle. Werner gestand, daß er sich um Erichen gräme, und Luitgard, ob sie gleich nicht verhelte, daß auch um ihn Sorge in ihrem Herzen wohne, behauptete doch,

daß er es nicht allein sey, was sie unruhig mache, daß in ihrer Seele ein gewisses unentwickeltes Etwas liege, welches sie Unglücksahndung nennen würde, wenn sie Glauben an Dinge dieser Art hätte.

Gegenseitige Vertraulichkeit erleichterte den beyden Liebenden, Freunde möchte ich sie lieber nennen, ihre Unruhe, und die verneute Zusage, sich und ihren edeln Vater so glücklich zu machen, als Menschen durch Liebe werden können, vergütete alles.

Demohngeachtet war bey dem Vermählungsfeste, das bald und sehr still gefeyert wurde, niemand ernster als die Vermählten, und niemand froher als die Nonne zu Gandersheim; selbst Marggraf Eccards Freude hatte einen gewissen Anstrich von Schwermuth, aber Fräulein Waldburg, auf einmal durch Gelingung verjährter Anschläge beglückt, auf einmal, nicht mit der Hoffnung, nein mit vermeynter Gewißheit beseligt, ihren Liebling, Werner, auch von Seiten der Ehre so hoch als möglich gehoben zu sehen, — befand sich in einer süssen Begeisterung, die sie im Herbst des Lebens mit allen Reizen des Frühlings verschönerte, und ihr das Ansehen der Hauptperson im Spiel, der Braut gegeben haben würde, wenn man nicht statt der Myrthenkrone den heiligen Schleyer

auf ihrem Haupte gesehen hätte. Die Marggräfin, blos mit ihren eigenen Hoffnungen beschäftigt, betrug sich anständig, aber doch so, daß Luitgard den Bitten ihres Gemahls und der Nonne gern nachgab, und sich gleich nach der Vermählung von dem ersten nach Walbeck führen ließ, wo sie von allen, die sie bereits aus ihrem ehemaligen Aufenthalte daselbst kannten und liebten, voll Entzücken mit dem Namen Gräfin von Bernburg begrüßt wurde.

Ach wie gern, sagte sie, als sich ihr Gemahl und ihr Vater, die sie beyde nach Walbeck begleitet hatten, von ihr trennten, wie gern wollte ich ewig mit diesem Namen zufrieden seyn! O ihr Lieben, ich bitte euch, bedenkt, was ich aus euren Lehren, aus eurem Beyspiel zuerst lernte, bedenkt, daß Größe der Welt nicht Glück sey, und wenn diese falsche Gottheit zu große Opfer von euch fordert, so denkt zurück an Luitgard, die in einem von euch alles verlieren würde.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Verschmähter Rath.

Tief gerührt wanden sich die Helden aus den Armen der Dame, und setzten ihren gemeinschaftlichen Weg lang stillschweigend fort, nach den Orten, wohin die zur Ausführung gereiften Plane sie riefen.

Als ihre Lippen zum erstenmal sich öffneten, schwebte auf beyden der Name Luitgard, aber sie verschluckten ihn, weil er zu Betrachtungen führte, welche ihr Herz zu sehr erweichten. Ernste Berathschlagungen über die großen Dinge, die vor ihnen lagen, schienen jetzt nöthiger zu seyn, als das entnervende Andenken traurender Liebe. Viel und wichtige Dinge wurden über Eccards Thronbesteigung gesprochen, welche selbst im Auszug geliefert, für den Romanenleser zu weitläuftig und unschmackhaft seyn würden.

Werner und Eccard, deren Herzen und Anschläge sonst immer eins die zweyte Hälfte des andern zu seyn schienen, waren hier nicht ganz einig, und fast möchten wir sagen, daß der Ausschlag der Klugheit und Vorsichtigkeit nicht wie sonst gewöhnlich auf der Seite des Alters, sondern der Tugend gewesen wär. Eccard

war voll hohen Muths und fester Zuversicht auf Dinge, die noch weit in der Zukunft lagen; Werner war nicht zaghaft, aber bedachtsam und mißtrauisch auf den besten Anschein. Er war zu Aachen bey der kaiserlichen Beerdigung in der Versammlung der Fürsten gewesen, hatte Gelegenheit zu Bemerkungen gehabt, die er und Erich auch bereits dem Marggrafen mitgetheilt hatten, ohne große Aufmerksamkeit zu erregen, und die er jetzt wiederholte.

Trauet nicht, sagte er, auf die Stille, in welcher sich der Herzog von Bayern gegenwärtig hält, seine Ruhe ist die Ruhe eines Mannes, welcher seiner Sachen gewiß ist; trauet nicht auf des Erzbischofs von Kölln gleißende Worte, er ist der einige der geistlichen Fürsten, der auf eurer Seite ist, und wird die geraubte Lanze bald verschmerzen, wenn der Herzog mit dem Kaisernamen seine Rechte auf dieselben behauptet, und alles vergessen, wenn er die Krönung nicht vom Erzbischof von Maynz, sondern von ihm annimmt.

Lasset Bischof Heribert fahren! rief Eccard, ich habe auf die Treue der Geistlichen nie viel gebaut, bleibt mir doch die Stimme des braven Herzogs von Schwaben und so vieler andern!

Trauet auch Hermann von Schwaben nicht. Zwar war er bey der kaiserlichen Beerdigung mächtig bemüht, eine heimliche Parthie wider Henrich von Bayern zu machen, und hatte grossen Fortgang, aber handelte auch wirklich für euch, und nicht vielmehr für sich selbst?

Werner, ich verkenne euch, ihr verleidet mir alle meine Freunde! Fehlt doch fast nichts mehr, als daß ihr sagtet, auch Graf Luthern von Bernburg sollte ich mißtrauen.

Graf Luther ist mein Vater, und doch wollt ich, er wär schon völlig mit uns einverstanden, ritt jetzt an unserer Seite, und hörte aus meinem Munde, was Eccard für mich that, und was er, der mir das größere, seine Luitgard schenkte, mir in der Zukunft noch vorbehält. Damit ich euch aber doch einen nenne, dem ihr blindlings trauen könnt, so wisset, euer Schwager — —

Bernhard von Sachsen? — der selbst einst nach der Kaiserkrone strebte?

Träume seiner kronensüchtigen Gemahlin, die nun nicht mehr ist! Bernhard von Sachsen, ist der Abkömmling des braven biederherzigen Hermann Billing, wem er Wort und Treue zusagt, dem hält er sie, und ich habe euch meine und Erichs Verhandlungen mit ihm zu Aachen wörtlich mitgetheilt.

Was sagt ihr aber zu den Herzogen von Pohlen und Böhmen?

Sie werden eure Freunde seyn, so lang euch das Glück lacht, so lange euch die Waffen furchtbar machen, und dann — —

Der Marggraf gerieth über die weisen Warnungen seines Sohns in tiefes Nachdenken; den meisten Eindruck machte das auf ihn, was Werner von Graf Luthern sagte. Es war nicht unwahrscheinlich, daß dieser Mann, in dessen Charakter höchst empfindliche leicht zu beleidigende Ehrliebe einen Hauptzug ausmachte, noch jener Beleidigung dachte, da sein Sohn, dem Luitgard so lang schon von Eccard zugesagt war, dem Kaiser weichen mußte. Er hatte damals zu einem bösen Spiel eine gefällige Miene gemacht, aber seitdem jede Gelegenheit vermieden, Eccard zu sehen, oder mit ihm zur Erklärung zu kommen, und von den letzten Begebenheiten, von Eccards väterlicher Behandlung seines Sohns, von seinen großen Absichten mit ihm, von Werners und Luitgards Vermählung wußte er vollends gar nichts, da er auch ihn in Jahren nicht gesehen hatte. — Dies machte den Marggrafen wirklich ein wenig bange, er wünschte mehr der Wohlmeynung seines alten Freundes, als seiner Wahlstimme sicher zu seyn, und ward nach einer langen Unterredung mit Wernern

hierüber einig, daß diese sich hier von ihm trennen, und nach Werla gehen sollte, wo eben eine Provinzialversammlung wegen der Kaiserwahl gehalten wurde, und wo er Graf Luthern zu finden hoffen konnte, indeß er, der Marggraf selbst seinen Weg über Hildsheim nach Paderborn fortsetzte, um sich von da nach Duisburg zu begeben, wo die Lothringer ihre Versammlung halten wollten. Sie waren dem Anschein nach ganz für Eccard, der auch wegen der Nähe des Heers, das in den dasigen Gegenden vertheilt lag, seiner Sache dort den besten Nachdruck zu geben hoffen konnte.

Ach in diesem Heer, das bereit war, für seinen Helden zu sterben, bestand Eccards einige zuverlässige Stütze. Dachte er auch zu edel und patriotisch, um sich je desselben zur Vertheidigung des Kaisernamens und zu Vergiessung deutsches Bluts zu bedienen, so hätte er doch, um sich furchtbar zu erhalten, diese Gesinnungen besser verbergen, und sie nicht gegen einen und den andern, besonders nicht gegen seinen Liebling, Baldo von Ravenna, äussern sollen, den er fälschlich für Freund hielt, und der sie unbesonnen oder boshaft da austrug, wo man Dinge darauf bauen konnte, die dem friedliebenden Eccard zum Nachtheil gereichten. Selbst ein Theil des Heers ward

ihm dadurch ungeneigt, daß es vernahm, die Hoffnung auf Kriegsruhm und Kriegsbeute wonach es lüstern war, würde sie diesmal täuschen, da Eccard nur durch Güte siegen wollte.

Eccard war gewohnt, seine Kinder, wie er seine Kriegsleute immer nannte, zu belauschen, und dann, — da er sie immer fand, wie er wünschte — freygebig Lob, Lohn und höhere Beförderung auszutheilen. Jetzt, da er bald in die Gegend kam, wo er einen großen Theil des Heers gelassen hatte, verabschiedete er sein ganzes Gefolge, und schickte es nach Hildesheim zurück, um in seinen Mantel gehüllt in der Gestalt eines Privatmanns seine Bemerkungen machen, und nach denselben handeln zu können.

Er ritt lange, ohne eine Spur von dem zu sehen, was er zu finden meynte. Ueberall abgebrochene Lagerstellen, und bey den Landleuten die Nachricht, die Völker seyn schon vor fünf Tagen durch schnellen Befehl des Marggrafen aufgeboten, und in andere Gegenden kommandirt worden.

Eccard hörte hier Dinge, von welchen ihm, dessen Name und Befehl hier erwehnt wurde, nichts bewußt war. Voll Gedanken ritt er weiter. Ein einzelner Soldat begegnete ihm, er ward befragt, und gab die nehmliche Antwort, die Eccard schon mehr gehört hatte. Und du,

fragte der Marggraf, wie bist du beym Aufbruch des ganzen Heers allein zurückgeblieben? — Ich habe Geschäfte beym Kaiser, war die Antwort.

Wer ist Kaiser? fragte der unwillige Eccard, mit einer Stimme, der er im Zorn den Donnerton ganz zu geben wußte, und die dem zitternden Kriegsknecht, er mochte sie nun kennen oder nicht, so viel Schrecken einjagte, daß er queer über das Feld flohe, und dem nacheilenden Eccard, welcher gern hier mehr gewußt hätte, unerreichbar blieb.

Eccard ritt in tiefem, und sehr trüben Nachdenken fort, kleine Umstände geben uns oft schnelle Ahndung von bevorstehendem größern Uebel, auch war der Umstand, daß das hier vertheilte Heer ohne seinen Befehl und doch mit Vorwand desselben aufgebrochen war, nicht so gar klein; er zeigte wenigstens davon, daß derjenige, dem er sie anvertraut hatte, eben jener vorhingenannte Baldo getäuscht, wo nicht treulos geworden war.

Eccard ritt in dem Tiefsinn, in welchem er war, mit offenen Gesicht und unverhüllter Rüstung, die die Abzeichen seiner Hoheit trug, daher. — Noch ein Soldat begegnete ihm, und grüßte ihn Kaiser. Nie hatte dem Helden dieser

schon

schon oft gehörte Name so süsse getönt, als in diesem Augenblicke. Er dankte dem Grüßer mit gewöhnter Freundlichkeit, indem auf einmal tröstende Gefühle in sein Herz zurückkehrten; o es ist unglaublich, welche Kleinigkeit uns oft in Kummer und Besorgniß aufrichten kann!

Nenne mich mit Namen, rief der Marggraf, damit ich den Nachdruck deines Grußes ganz schmecke. Meynt Eccard, der den Sinn seiner Worte besser verstand, als er selbst glaubte, meynt er, seine Kinder kennen ihn nicht mehr, oder sie werden einem andern als ihm den Kaisernamen gönnen?

Was hält dich hier zurück? erwiederte der Marggraf, der sich natürlich über diesen Punkt mit einem gemeinen Soldaten nicht weitläuftig einlassen wollte, was hält dich, da das ganze Heer aufgebrochen ist?

Ich und einige andere hegten billige Zweifel, ob der Befehl zum Aufbruch von euch komme, wir nahmen unser Leben in die Hand und entflohen, um uns hier und da zu vertheilen, damit wir euch finden, und — —

Nun was? rede weiter! —

Warnen könnten. — —

Warnen? wie das?

Warnen, nicht eurem Glück, nicht euren Fürsten, sondern nur eurem Heer, und auch unter diesen nicht den Befehlshabern, sondern nur den Gemeinen zu trauen. — Doch warnen wollten wir nicht allein, auch ermahnen, ermahnen, euch unverzüglich nach dem Theil eures Heers, das noch an der italiänischen Gränze steht, zu begeben, und welchem besser zu trauen ist, als denen, welche schon geistliche Segen gehört und geistliche Spenden genossen haben. — Von dort aus könnt ihr als Kaiser reden, und mit den Waffen behaupten, was ihr in der Güte nimmer erhalten werdet.

Alter, rief Eccard, du sprichst kühn und frey!

Ja Herr, Fürsten hören kühne und freye Wahrheit nicht ehe, als wenn sie in eurer Lage sind; meine Worte, das müßt ihr merken, kommen indessen nicht aus der Quelle der gemeinen Wahrheiten, die im Unglück gesagt werden, kommen aus treuen euch ergebenen Herzen.

Eccard schüttelte des Kriegsknechts rauhe Hand, die er, indem er ihm sprechend ins Auge sah, auf den Hals seines Rosses gelegt hatte. Er fragte nach seinem Namen, erfuhr, daß er Gero hies, und gebot ihm, ihm nach Pa=

derborn zu folgen, wo er ihn beritten machen, und zum Gefärthen behalten wollte.

Zum Gefärthen? wohin? fragte der zwanglose Gero.

Nach Duisburg zur lothringschen Versammlung.

Ihr seyd mein Herr und Kaiser, und ich gehorche euch billig; aber gut wär es, ihr ließt euch heute nicht von euren eigenen Gedanken, sondern vom alten Gero leiten.

Und wohin?

Nach dem treuen Heer an der Gränze von Italien!

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Ein Heiliger in einer Mörderhöle.

Auf Anrathen eines gemeinen, ihm bisher ganz unbekannten Kriegsknechts einen ganzen wohl überdachten Plan zu ändern, der noch überdem in die mit Wernern getroffenen Verabredungen überall eingriff, dies wär wohl dem Marggrafen nicht zuzumuthen gewesen. Er blieb bey seinem Entschluß, und langte zu Paderborn an, wo er abermals mit Schrecken

niemand von denen fand, die er erwartete, und die er hieher beschieden hatte, um in ihrer Begleitung die Reise nach Duisburg desto ansehnlicher fortzusetzen.

Diejenigen, mit welchen er zuerst sprach, kannten ihn nicht einmal, und er achtete es auch nicht für gut, sich ihnen kund zu geben, besonders, da die Nachricht, die er von ihnen erhielt, abermals ganz überraschend, ganz unerwartet für ihn war. Die Versammlung zu Duisburg, zu welcher er nur noch vor wenig Tagen schon auf dem Wege dahin durch treue Boten dringend eingeladen worden war, war gar nicht zu Stande gekommen. Er erkundigte sich näher, und hörte den Namen unterschiedlicher Fürsten nennen, die er alle als seine Freunde zu kennen glaubte, welche vorläufig dagewesen waren, um die andern zu erwarten, und die sich nach kurzer Privatberathschlagung schleunig auseinander begeben hatten, mit zurückgelassener Nachricht an alle Nachkommende, es könne hier zu keiner allgemeinen Beredung kommen, und die Sache müßte Anstand haben. Diese Erzählung war allgemein bekannt, und man trug kein Bedenken, sie auch den nachfragenden Fremden mitzutheilen.

Gero nannte seinem Herrn, als sie Paderborn verliessen, abermals das Heer an der

italiänischen Gränze, und der Marggraf verschloß abermals die Ohren. Er hatte zu Paderborn Zeitung gehört, welche sein Herz nach einer andern Gegend hinzog. Ach dieses Herz, das jetzt durch Täuschung so viel gelitten hatte, sehnte sich so innig, sich in dem Busen eines treuen Freundes auszuschütten, wie konnte er hören, daß der alte Graf von Nordheim, sein Schwager, sein Waffenbruder aus dem heiligen Lande zurückgekommen sey, ohne Verlangen zu fühlen, sich ihm zu entdecken, seinen Rath zu vernehmen, und sich seiner Macht als einer nicht unbeträchtlichen Stütze zu gebrauchen, da andere Stützen zu wanken schienen.

Meine Leser haben, wie ich hoffe, den alten Grafen von Nordheim, den Vater des unartigen Siegfried und Benno noch nicht vergessen, oder wenigstens erinnern sie sich noch der sanften Elisabeth, seiner Gemahlin, einer der ältesten Freundin Luitgards, und Theilnehmerin an einigen Wendungen ihres Schicksals. Diese trefliche Dame, die eine so zärtliche Gattin als treue Freundin war, hatte sich, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, nicht so bald von der Haft ihrer Stiefsöhne frey gefühlt, als sie mit päbstlicher Vergunst in verstellter Pilgertracht nach dem heiligen Lande abging, dort ihren lang vermißten,

oft für tod ausgeschrienen Gemahl aufzusuchen, und seinen unnatürlichen Hassern zum Trotz zurück zu bringen. Es glückte ihr, durch unglaubliche Wagnisse und Mühseligkeiten ihren Entzweck zu erreichen, sie ward die Retterin ihres in der Sklaverey schmachtenden Gemahls, und erlangte die Ehre, der Nachwelt mit Recht als ein Muster von Weibermuth und Weibertreue vorgestellt zu werden; Dinge, die wir weitläuftiger erwähnen würden, wenn sie näher an unsern Zweck gränzten, und wenn nicht, wie uns dünkt — und wir haben es schon einmal erwehnt — die ganze Geschichte bereits durch andere Romanciers in Prosa und in Versen verewigt worden wär.

Zu dem geretteten Grafen von Nordheim und seiner großmüthigen Gemahlin ging Marggraf Eccards Reise, als er unverrichteter Sachen von Paderborn und Duisburg zurückkehren mußte. Er dachte bey seinem alten Freunde nicht allein Trost über unglückweissagende Zeitungen, die ihm überall entgegen kamen, sondern auch Hülfe in zunehmenden Verlegenheiten zu finden; die wachsende Angst, in welcher er sich befand, ließ ihn vergessen, wie wenig sich eins und das andere bey einem eben erst zurückkehrenden müden Pilger, der durch Weibeshand frey werden mußte, vermuthen ließ.

Er fand, als er nach Nordheim kam, die Gräfin Elisabeth noch ganz als die alte, noch ganz als die, die Luitgard einst werden mußte, wenn sie die Jahre der Gräfin erreichte, die vollkommenste, die beste Matrone, voll fester geprüfter Tugend, voll weiser Rathschläge, und unverändert in ihrer Treue gegen die, welche ihr einmal theuer waren. Aber ihren Gemahl, wie verändert! Mühseligkeiten und unerhörte Leiden hatten ihn vor der Zeit alt gemacht, und schwach und krank lag er hier auf dem Ruhelager, das er hier in Nordheim kaum hatte erreichen können, um daselbst von seiner treuen Lebensgefärthin gepflegt und zur Genesung gebracht, oder zum Tode bereitet zu werden.

Seine, bey seiner Wiederkunft erhaltene oder vorgefundene Macht bestand in nichts, als in dem Besitz von Nordheim, welches der Ausspruch Pabst Sylvesters ihm vor der Habsucht seiner Söhne gerettet hatte, und das die weise Elisabeth dennoch nicht sicher genug hielt, um sich in denselben ohne starke Kriegsbesatzung zu trauen, die sie von einigen gutdenkenden benachbarten Herrn und Edeln, Graf Nordheims Lehnsleuten, erhalten hatte.

Elisabeth, in nichts fremd, was ihres Nachforschens werth war, oder dessen Wissen-

schaft ihr dienen konnte, irgend jemand mit Rath und Hülfe beyzustehen, wußte, ungeachtet ihres kurzen Aufenthalts in diesen Gegenden, bereits mehr von den deutschen Reichsangelegenheiten, als ihr Marggraf Eccard mittheilen konnte. Sie sagte ihm genug, um seine Besorgnisse zu mehren, genug, ihn zu trösten, und das meiste, aus dem bösen Spiel, in welchem er sich befand, er wußte selbst nicht wie, den besten Vortheil zu ziehen, und seine Feinde mitten in ihren Anschlägen zu schanden zu machen. O hätte, hätte Eccard ihr gefolgt!

Eure Freunde, sagte sie, sind größtentheils durch Gold, Versprechungen, oder falsche Vorspiegelungen von euch zu Herzog Henrichen gewandt. Aber getrost; sollte euch auch das deutsche Reich entstehen, da ihr es nicht mit dem Schwerd werdet erobern wollen, so reicht euch bereits Italien seine Krone entgegen. Der Pabst und der Graf von Tuscien sind eure Freunde, sind bereit, all das für euch zu thun, was sie für Otto gethan haben würden. Der heilige Vater gebot mir, als mein Gemahl und ich nach der Rückkunft aus Palläſtina vor ihm erschienen, euch dieses zu sagen, und eure persöhnliche Anwesenheit in dem Lande, wo man euch entgegen sieht, zu beschleunigen. Habt ihr die Gränzen von Italien erreicht, so seyd ihr

sicher; euer Heer ist treu, und bereit, auf eu-
ren ersten Anblick bestochene Befehlshaber aus-
zuwerfen. Aber so lang ihr hier verweilet, be-
lauscht der Tod eure Schritte. Der Herzog
von Bayern, der eure Macht und Furchtbarkeit
besser kennt, als ihr selbst, zittert vor euch,
und ob er gleich zu fromm ist, euch selbst
nach dem Leben zu stehen, so giebt es doch an-
dere, die es an seiner Statt thun. — O theu-
rer Marggraf, ich zittre, ich erröthe, euch zu
sagen, daß die Grafen von Nordheim, Siegfried
und Benno, die Söhne meines unglücklichen
Gemahls, eure Hauptfeinde sind. Euch und
Wernern von Bernburg haben sie den Tod ge-
schworen, ihm, wegen Luitgards wahrer und ver-
meynter Vorliebe, und euch, wegen ehemaligen
— erlaubt mirs zu sagen — fast zu stolzen
und schimpflichen Abschlags ihrer Hand. Wer-
ner von Bernburg soll auf dem Wege nach
Werla mit Mühe Meuchelmördern entgangen
seyn, und o wollte Gott! wollte Gott! ich könn-
te euch, meinen theuren alten Freund, so lieb
mir auch eure Gegenwart ist, nur gleich diesen
Augenblick hundert Meilen weit von hier ver-
setzen, damit euch die Gefahr, die selbst hier zu
Nordheim auf euch lauert, nicht ereilte!

Gefahr? schrie Eccard, Gefahr, theure
Gräfin? hier im Schooße der Freundschaft?

Ja selbst hier! Abgesandte von den Söhnen meines Gemahls sind hier — (Gott gebe, daß sie euch nicht gesehen und erkannt haben!) — Abgesandte, die ihnen Zutritt und Vergebung bey ihrem Vater, für tausend in seiner Abwesenheit wider ihn und mich begangene Verbrechen erlangen sollen. — Ich denke, ihr glaubt, daß ich die ganze Mummerey dieser Demüthigung durchschaue, aber Zutritt bey ihrem Vater kann ich den Söhnen nicht versagen, besonders da er selbst ein verblendeter, schwer zu überzeugender Verehrer seiner Kinder, sie zu sehen wünscht, und ihnen Verzeihung und verneute Liebe entgegen trägt. — Ihn und mich vor heimtückischen Anschlägen zu sichern, bin ich nun so ziemlich gefaßt, aber was soll aus euch werden? wenn sie nun erscheinen? wie soll ich euch vor ihren giftigen Blicken verbergen?

Verbergen, Gräfin? — Eccard verbirgt sich vor niemand!! Ich werde die Grafen von Nordheim hier erwarten, oder verzieht sich ihre Ankunft für meine Ungeduld zu lange, ihnen entgegen gehen!

Die weise Elisabeth, auf deren Zunge sonst jedes Wort nach Goldgewicht gewogen wurde, hatte durch den einigen Ausdruck **verbergen**, unsägliches Unheil angerichtet, ohne

denselben würde es ihr vielleicht möglich gewesen seyn, Vorwände zu finden, ihren Freund den Augen seiner Feinde vorsichtig zu entziehen, aber was sollte ihn mit dem Begriff der Flucht oder der Verbergung eines Helden vor ein paar so unwürdigen Widersachern, wie die Grafen von Nordheim, aussöhnen? — Er harrte ihrer zween Tage zu Nordheim, und zog, als sie den dritten nicht erschienen, mit seinem Gefolge, das sich von Hildesheim hier zu ihm gefunden hatte, bey heller Sonne seinen Weg. Der alte Graf von Nordheim war zu schwach, seines Freundes ganze Lage zu übersehen, von welcher man ihm noch überdem das wenigste hatte vorbringen können, er ließ es bey einem herzlichen Lebewohl bewenden, als Eccard sich von ihm trennte, aber Elisabeths Thränen flossen unaufhaltsam, und sie gab ihrem Freunde noch tausend Warnungen auf den Weg, behutsam zu seyn, und sich an keinem Orte sicher zu halten, wo der Arm der Grafen von Nordheim hinreichte.

Eccard erfuhr auf dem Wege nach Nordhausen, den er nahm, von einem Reisenden, der sich zu seinen Leuten gesellte, wie zu Pölda eine Synode gehalten werde, um Bischof Bernwards und Erzbischof Willigis Streitsache über Gandersheim, welche schon zu des letztverstorbenen Kaisers Zeiten vorgewesen und halb entschieden,

war, vollends auszugleichen. Bey der Nachfrage über die Anwesenden, hörte der Marggraf einige Fürsten nennen, die ihm theils als seine gewissen, theils als zweifelhafte Freunde bekannt waren, und mit welchen zu sprechen, ihm die unvermuthete Gelegenheit ungemein erwünscht war. Eccard wußte sehr wohl, daß Pölda den Grafen von Nordheim gehörte, aber er dachte nicht an Elisabeths Warnung; zu der gänzlichen Furchtlosigkeit, die ein Hauptzug seines Heldenherzens war, gesellte sich auch noch die Ueberzeugung, daß an einem Orte, der ganz mit den respektabelsten Personen erfüllt war, deren bloße Gegenwart Sicherheit für jeder Gewaltthat geben mußte, nicht das geringste zu besorgen seyn könnte. Er war nie zu Pölda gewesen, und wußte von seiner innern Beschaffenheit weit weniger als er hätte wissen können, wenn ihm sein Gedächtniß treuer gewesen wär. Daß seine Tochter einst auf einem Schlosse der Grafen von Nordheim gefangen gewesen war, das war ihm wohl bekannt, und sie hatte nicht vergessen, ihn alle Schrecknisse und Gefahren ihres damaligen Kerkers, so weit sie ihr selbst bekannt waren, zu schildern, aber wo sollte der Mann, auf welchen unablässig die wichtigsten Geschäfte lagen, Gedanken für solche Dinge, dergleichen damals in Deutschland nichts seltnes waren, hernehmen?

wie sollte er eben merken, daß der ihm so fleissig geschilderte Ort gerade Pölda und nicht anders hies? — Sein guter Engel flüsterte ihm bey Anhörung eines Namens, der ihm so deutungsvoll hätte seyn sollen, nicht die kleinste Warnung zu, oder er ward nicht gehört. Eccard ließ sich von den Reisenden den Weg an den Ort zeigen, den er nie zuvor betreten hatte, und glaubte sich mächtig beglückt, als gleich beym Eintritt ihm zween von denen entgegen kamen, die er hier vorzüglich hatte sprechen wollen; die Sage hat ihre Namen verschwiegen, und meldet nur so viel, daß sie ihn mit einiger Befremdung empfingen, sich aber bald faßten, ihm die ihm ziemende Ehre erzeigten, und ihn baten, in dem Schlosse, wo er willkommen wär, zu speisen, dann, weil es spät sey, zu übernachten, des andern Morgens seine Angelegenheiten mit den Anwesenden abzuthun, und dann friedlich weiter zu ziehen.

Marggraf Eccard ward in das Tafelzimmer geführt, wo er eine große Gesellschaft beym Nachttrunk versammelt fand, die bey Hörung seines Namens ehrerbietig gegen ihn aufstand, und von welcher nur der eine sich augenblicklich entfernte. Die Versammelten waren meistens geistliche Herrn, wie die geistliche Streitigkeit, um welcher willen sie gegenwärtig wa-

ren, erforderte. Auch Erzbischof Heribert war unter ihnen, welches Eccarden besonders lieb war, da er besonders mit ihm viel zu sprechen hatte. Er ward bey der Tafel auf Verlangen dicht neben ihn gesetzt, und versicherte den zweifelnden Marggrafen die ganze Mahlzeit über so gewiß, daß er dem Herzog von Bayern die heilige Lanze und die schon mit einem *) andern verabredete Krönung nie verzeihen würde, daß Eccard seiner Stimme in einer Sache, in welcher er so sehr zweifelhaft werden mußte, versicherter als jemals blieb. Auch mehrere der andern gesellten sich zu ihm, und ob sie gleich nicht geradezu sagten, daß sie eben **ihm** das Kaiserthum gönnen wollten, so blieb doch so viel gewiß, daß wenige dem Herzog von Bayern die Krone gönnten, und daß er mehr heimliche Gegner, selbst unter der Geistlichkeit, hatte, als er selbst meynte.

Aufrichtig war das, was man Eccarden versicherte, denn man hütete sich wohl, zu viel zu sagen, ob man ihm gleich nicht wehren könnte, sich mehr unter den gesagten Worten zu denken als gemeynt war, indessen würde man sehr irren, wenn man aus der Doppelherzigkeit

*) Der Erzbischof von Maynz, der auch zu des von Kölln größter Kränkung die heilige Ceremonie bey Henrich II. verrichtete.

In ihren Reden, die nur dem geradsinnigen Marggrafen unkenntlich seyn konnte, Antheil an Dingen schliessen wollte, die wir in künftigem Kapitel melden müssen, und die nur einen, höchstens zween höllische Verbrecher zu Urhebern hatten. Die ganze Sache war, die hier Versammelten, denen nur die Gandersheimischen Händel zum **Vorwand** dienen mußten, waren weder für Henrich von Bayern noch Eccard von Meißen, sondern für einen Dritten, Herzog Herman von Schwaben, den Eccard fälschlich für seinen Freund hielt, und der, wie Werner wohl gemuthmaßt hatte, nicht für ihn, sondern für sich selbst um die Krone warb.

Eccard ward im Uebrigen von keinem persöhnlich gehaßt, oder mit dem Tode bedroht, sondern sie glaubten ihn, als er jetzt zu Bette geleuchtet ward, so sicher, als er sich selbst an einem Orte halten mußte, wo alles Sicherheit athmete.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Das Schlafgemach.

Das Schloß zu Pölda war mit Gästen überfüllt, und der Kastellan bezeugte einige Verlegen-

heit, den Marggrafen zu logiren. Zwar keiner von den anwesenden Fürsten ermangelte, Eccarden seine eigenen Zimmer anzubieten, aber er versicherte mit Lachen, daß er, der wohl mehr Nächte in seinem Leben unter den Zelten als in verschlossenen Schlafkammern geruht hätte, hier niemands Bequemlichkeit stören, und gern mit dem vorlieb nehmen wollte, was seine späte Ankunft für ihn übrig gelassen hätte.

In der That, versetzte der Kastellan, befände ich mich wohl im Stande, dem Herrn Marggrafen eine Ruhestelle anzuweisen, deren sich kein Kaiser zu schämen hätte, wenn nicht —

Und was? sagte einer von den beyden Ungenannten, welche Eccarden zuerst bewillkommt hatten.

Gnädiger Herr, erwiederte der Kastellan mit gezogenen Schultern; der schönste Ort im ganzen Schloß! ein Zauberpallast, den selbst meine Herren, die ihn zu ihrer Lust erbauten, nur selten sehen! — Bedenket, ob ich hier Macht habe zu handeln wie ich will!

Und bedenket ihr selbst, mit wem ihr sprechet! fuhr der andere mit Ungestüm heraus. Kein Ort ist zu köstlich für einen künftigen Kaiser, und ist euer Schlafgemach ein solcher Zauberort, so scheint ihn ja das Schicksal recht

für den Herrn Marggrafen aufgehoben zu haben, trotz den Grafen von Nordheim, daß sie dem die Ruhe in ihren Lustrevier wehren, für welchen alle Weltgegenden ihre Herrlichkeiten aufsparen sollten!

Fast war die Schmeicheley zu grob, um ungeahndet zu bleiben, der Marggraf vergalt sie mit einem verachtenden Blicke; indessen war er nicht aufgelegt, mit den Grafen von Nordheim oder ihren Diener zu komplimentiren, der unglaublichen Müdigkeit, die ihn seit dem letzten Pokal die Augenlieder zuzog, gar nicht zu gedenken.

Fast im Gehen entschlummernd, bemerkte doch der Marggraf, daß man ihn einen seltsamen Weg führte, und Gero, der dicht hinter ihn unter den andern Dienern mit einer Fackel hertrat, war kühn genug, murrend anzudeuten, daß die steile Treppe, die sie jetzt hinauf stiegen, ehe zu einem Gefängnißthurm, als zu einem fürstlichen Schlafgemach zu führen schien.

Eure Augen werden euch von dem Gegentheil überzeugen, war die Antwort, und in diesem Augenblick öffnete sich den Kommenden der überraschendste Anblick durch eine hohe vergoldete Flügelthür, in ein weites Gemach, welches der Form und Auszierung nach, ehe einen

Tempel Citherens, als dem Schlafzimmer eines Helden ähnlich sah. Wir schildern nicht, weil wir den Leser nicht zum erstenmal in den goldnen Thurm zu Pölda führen; indessen — wahrscheinlich, um dem Marggrafen, der vielleicht auch von demselben gehört haben konnte, alle Erinnerung zu benehmen — war diesmal hier die Beleuchtung ganz anders, als gewöhnlich, und zeigte jeden Gegenstand aus einem ganz fremden Lichte. Kein blendender Glanz von zahlreichen Kerzen war hier verschwendet. Alles, Seulenwerk, Gardinen, vergoldete Nischen und Marmorbildsäulen, schwamm in einem sanften, grünlichen, zum Schlaf einladenden, Lichte, von welchem man nicht sah, wo es herkam. Gero, der noch nie dergleichen Herrlichkeit gesehen hatte, nahm all seine Besorgnisse zurück, und löschte gleich den andern schweigend seine Fackel, um des lieblichen Anblicks desto besser zu geniessen, und der Marggraf merkte gähnend an, die Grafen von Nordheim möchten wohl in aller Stille der Wohllüste des Lebens auf die feinste Art zu geniessen wissen.

Ich bin glücklich, versetzte der demüthige Kastellan, wenn Marggraf Eccard sich diese Schlafstelle gefallen läßt, ich besorgte schon das Gegentheil, und bin noch diesen Augenblick bereit, meinen künftigen Kaiser in jedes andere

Gemach zu führen, das ihm besser behagen wird, ob ich gleich gestehe, daß im ganzen Schlosse keins —

O ich bitte euch, unterbrach ihn der bis zum Sterben ermüdete Eccard, wo denkt ihr hin? Eure steilen Treppen, eure Winkelgänge nicht noch einmal zu gehen, wollte ich mir es wohl in eurem Burgverlies für diese Nacht gefallen lassen. Das Zimmer ist gut, und ich bitte, überlaßt mich nun dem Schlaf, dessen ich mich kaum mehr erwehren kann.

Jedermann zog sich ehrerbietig zurück, bis auf des Grafen Leute, welche von ihm noch einige Befehle für den andern Morgen erhielten, und dann von ihm bis auf den einigen Gero entlassen wurden; man führte sie in einen abgelegenen Theil des Schlosses, wo sie sich nach noch einigen mit den Knechten der geistlichen Herrn beym Becher durchwachten Stunden, wohlbezecht und ohne Sorge wegen ihres unglücklichen dahingegebenen Herrn zur Ruhe legten.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Nachtgeschichte.

Marggraf Eccard hatte in den Tagen seines Aufenthalts zu Nordheim, wie natürlich, mit der Gräfin Elisabeth viel von Luitgarden gesprochen. Mit Entzücken vernahm ihre alte Freundin ihre Anwesenheit zu Walbeck, und wollte sogleich zu ihr senden, ihr ihre nahe Gegenwart melden, und sie einladen zu lassen, sie möchte zu ihr nach Nordheim kommen, weil sie selbst ihren kranken Gemahl nicht verlassen könne, und gleichwohl vor Verlangen brenne, die Tochter ihres Herzens wieder zu sehen. Besorget nichts ihrentwegen, setzte sie hinzu; Luitgard, die sich nicht schämen darf sich zu **verbergen**, soll den Blicken meiner Stiefsöhne vorsichtig entzogen werden. —

Luitgard ist überall sicher, wo ihr seyd, sagte damals der Marggraf, aber ich bitte euch, sie nicht ehe holen zu lassen, bis ich fort bin. Ich weis, was mich der letzte Abschied von ihr gekostet hat, ungern wollte ich ihn noch einmal wiederholen; gleichwohl müßte es bey den noch so sehr zweifelhaften Aussichten, bey meiner wahrscheinlichen Reise nach Italien, jetzt noch geschieden seyn; darum schonet meines Her-

zens, und geduldet euch, ich werde Nordheim bald verlassen.

Und der Marggraf verließ Nordheim, wie wir gesehen haben, und kam in einer Zeit, welche die Sage nicht bestimmt, da verschiedene Umwege ihn säumen machten, an den Ort, wo wir ihn gelassen haben, da indessen gleich hinter ihn Elisabeths Boten auf schnellen Pferden nach Walbeck gingen, Luitgarden ihre Einladung zu bringen.

Luitgard hatte von der Rückkunft der theuren Gräfin von Nordheim aus Palästina, die sehr geheim gehalten wurde, noch nichts vernommen, und man urtheile, mit welchen Entzücken sie flog, sich in ihre Arme zu werfen. O gelobt, gelobt sey Gott! rief sie beym Abschied von der Nonne, die allein zu Walbeck zurück blieb, der mir die schweren Tage der Trennung von meinen Vater und Gemahl durch die unverhofteste Freude des Wiedersehens erleichtert! an Elisabeths Busen wird sich mein beklommnes Herz entlassen, und alle Schreckbilder werden fliehen, die du, theure Waldburg, die mit mir gleiche Beängstigung fühlt, nicht verjagen kannst.

Luitgard hatte nicht zu viel erwartet. Schon der bloße Anblick der Gräfin schien ihr Trost zu bringen, wie viel mehr ihre süssen beruhi-

genden Gespräche! Elisabeth verschwieg ihrer bekümmerten Freundin alles, was ihr die Sorgen mittheilen konnte, von welchen, wie wir gesehen haben, ihr eigenes Herz nicht frey war, und sagte ihr nur das angenehme. Von Werners Todtesgefahr auf der Reise nach Werla, von den zweifelhaften Aussichten Marggraf Eccards, von den Nachstellungen Siegrieds und Bennos erfuhr sie nichts, aber dies erfuhr sie, daß ihr Vater in den letzten Tagen hier gewesen sey, und ihr nächst der Hoffnung baldigen Wiedersehens, tausendfachen Segen und manch zärtliches Lebewohl hinterlassen habe. Der Umstand, daß ihr ihr Vater vor kurzem so nahe gewesen sey, daß sie mit einer Person reden konnte, die ihn kürzlich gesehen hatte, beruhigte Luitgarden ungemein. All ihre Sorgen schienen hinweggehaucht, und sie befand sich in einer Stimmung, die selbst auf die im Stillen sehr unruhige Gräfin einen vortheilhaften Einfluß hatte.

Den übrigen Theil des Tages brachten beyde Damen an dem Bette des alten Grafen von Nordheim zu, mit gegenseitiger Erzählung ihres bisherigen Ergehens. Luitgards süßes Geschwätz machte den Kranken ganz wieder lebendig, er drückte ihr mehrmal die Hand, und betheuerte, wie er sein weniges übriges Leben

hingeben wollte, einem seiner Söhne eine solche Gemahlin zu erkaufen. Luitgard, die es zwar schon von jeher hätte gewohnt seyn sollen, daß Väter, Mütter, Schwestern und Baasen ähnliche Wünsche in Ansehung ihrer für die ihnen verwandten Jünglinge hegten, erröthete über diese Aeußerung, und eilte, dem alten Grafen zu sagen, daß sie Gräfin von Bernburg sey, wovon er noch nichts wußte, und welches auch Elisabeth aus Eccards Munde nur unvollkommen gehört hatte.

Ihre Erzählung wechselte mit den sehr denkwürdigen Geschichten aus dem gelobten Lande ab, in deren Wiederholung der genesende Kranke seiner Gemahlin oft in die Rede fiel, um Stellen zu berichtigen, wo Elisabeths Bescheidenheit die Uebungen wahrer Heldentugend, durch welche sie dort den gefangnen Gemahl erledigte, zu leicht berühren oder gar übergehen wollte.

Ein herrlicher seliger Tag war dieser, der mitten unter einem Gefolg schwarzer Vorgänger und Nachtreter hervorstach, wie die weißgekleidete, mit Blumen gekrönte lächelnde Jungfrau im schwarz beflorten Leichenzug *).

*) Anspielung auf einen uralten Gebrauch, bey Beerdigungen unmittelbar hinter der Leiche eine fröhliche Gestalt hertreten zu lassen, die vielleicht auf den seligen Zustand des Verstorbenen in einer bessern Welt deuten sollte.

Die Nacht kam heran, ohne daß man noch an Trennung dachte. Luitgard wollte die Nachtwache mit der Gräfin am Lager des Kranken theilen, aber diese bedeutete ihr, wie, wo zwey lang getrennte Freundinnen beysammen säßen, Gespräch unvermeidlich wär, und wie ein solches Gespräch den Schlaf des ruhebedürftigen Grafen leicht stören könne. — Auf diese Art glückte es ihr, Luitgarden zu Bette zu bringen, die ihr noch bey der letzten Umarmung zur guten Nacht versprach, nicht aus ihrem Schlosse zu weichen, bis die Rückkunft ihres Vaters oder Gemahls, ihre Gegenwart anderswo heischte. — —

Luitgard warf sich herzlich ermüdet auf ihr Lager, und Elisabeth schlich leise nach dem Krankenzimmer zurück, wo sie ihren Gemahl schon schlafend fand, und sich also ihren stürmenden und wogenden Gedanken, die nach den Abschied jener holden Freudengeberin mit voller Macht wiederkehrte, ungestört überlassen konnte. Kummer verwandelt sich bey einer wirklich frommen Seele leicht in Gebet, dieses bringt Tröstung, und diese den Schlummer, so ging es auch hier der Gräfin von Nordheim; sie fühlte die Vorboten des Schlafs, ließ den noch immer ruhenden Kranken unter der Aufsicht der Wär-

terin, und begab sich ins Nebenzimmer, einige Stunden zu schlafen.

Ob ihre Ruhe Stunden oder Augenblicke gedauert hatte, ist uns unbekannt, nur so viel wissen wir, daß sie auf einmal mit Schrecken erwachte. Sie schlug die Augen auf; das Aufgehen der gegenüberstehenden Thür hatte sie geweckt, und Luitgard trat herein.

Luitgard, sage ich? — Nein, ein bleiches, zitterndes Gespenst, das Bild des Entsetzens! Gott! schrie Elisabeth, die auf sie zuging, meine Tochter! was ist euch begegnet.

Weis ichs, Gräfin? stammelte die Kommende, aber so viel ist gewiß, ich muß fort, fort den Augenblick, um meinen Vater aufzusuchen!

Luitgard, beruhigt euch! bedenkt, es ist Nacht!

O die schrecklichste, schrecklichste Nacht! die Mutter ungeheurer Thaten! o Gräfin ich bitte, fußfällig bitte ich euch, sorgt, daß ich Gelegenheit habe mich sogleich auf den Weg zu machen! —

Und wohin?

Nach Pölda! dorthin weist mich mein Traum! — O Gott! Elisabeth! was zögert ihr! an einem Augenblicke hängt Leben und Tod! Gebietet, oder ich muß zu Fuß entfliehen.

Elisabeth, vor Schrecken selbst halb ohnmächtig, verließ das Zimmer, die nöthigen Befehle zu einer Reise zu geben, deren Grund und Entzweck ihr ein Räthsel war, dessen Auflösung ihr indessen doch in dunkeln Bildern vorschwebte. — Pölda? sagte sie zu sich selbst. Ja, wär Eccard dort, dann wär er in der That verlohren! — Aber ein bloßer Traum? wer wird auf diesen bauen! — und doch — — Ach Gott! ich weis nicht was ich denken, weis nicht was ich glauben soll!

Die Gräfin fand bey ihrer schnellen Zurückkunft in das Zimmer Luitgard leblos auf dem Boden liegen. Ihre Bemühungen brachten sie zu sich selbst. — Mein Kind, meine Luitgard, sprach sie mit süsser Stimme, werdet ihr mir nicht sagen, welche Erscheinung euch beunruhigt?

Ja wohl Erscheinung! ihr nennt den rechten Namen! Es war nicht Traum! nicht Gesicht! es war mehr! — Ich weis nicht was ich sah, weis nicht was ich hörte, ich sprang auf, da lag Marggraf Eccard im Blute schwimmend — — Ihr denkt doch noch jenes Traums, der mich zu Pölda träumte? — jenes Traums, den ich, ach zu früh, erfüllt und vernichtet glaubte? ach was ich damals träumte, sah ich heute, sehe ich noch in diesem schrecklichen An-

genblicke! O mein Vater! mein Vater! ich muß dich retten, oder mit dir sterben!

Luitgard entschlüpfte den Händen der zitternden Gräfin, und flog die Treppe hinab, wo sie sich in den wartenden Wagen warf, dem Führer die Worte, nach Pölda! zurief, und ohne daß auch nur ein Diener ihr folgen konnte, einen Weg antrat, der, mit welcher Schnelligkeit er auch auf ihr beständiges Antreiben fortgesetzt wurde, doch nicht ehe als gegen den, bey damaliger Jahrszeit sehr spät anbrechenden Morgen geendigt werden konnte.

Luitgard stürzte sich aus dem Wagen, und trat in ein offenstehendes Unterzimmer, wo eben einige der Aebte und Prälaten sich beym Morgentrunk versammelten. Alles athmete hier Ruhe, und auf den Gesichtern der feisten Mönche war keine Spur eines andern Gedankens, als des an das eben verlassene Bette, und das vor ihnen stehende Frühstück zu lesen.

Um so viel heftiger mußte der Eindruck seyn, den die unversehene Erscheinung der Figur machte, die auf einmal vor ihren Augen stand. Luitgard, mit aufgelößtem Haar, in leichter Nachtkleidung, durch Miene, Farbe, Stellung und Sprache mehr einem in irdische Nebel gehüllten Geiste, als einer Erdbewohnerin ähnlich.

Wo ist mein Vater? schrie sie mit gerungenen Händen.

Ihr Vater? erwiederten die erstaunten Mönche, die sie nicht kannten, und einander voll Bestürzung ansahen.

Gott, wo ist mein Vater? wo ist Marggraf Eccard? rief Luitgard, indem sie sich zu den aufwartenden Dienern wandte.

Gnädiges Fräulein, der Herr Marggraf ist diese Nacht mit einen einigen Diener aufgebrochen, und seine Leute, die er zurückließ, sind ihm vor einer Stunde gefolgt.

O ihr lügt! ihr lügt! flüsterte die Verzweifelnde mit kaum hörbarer Stimme, war mein Vater einmal hier, so ist er es noch! Gott weis in welchen Zustande! Ich kenne Pölda und seine Besitzer! man verläßt diese Gegenden nicht auf so leichte Art!

Gnädiges Fräulein! Unserer Herrn ist keiner anwesend, aber —

O laßt mich! laßt mich die Ueberbleibsel des theuren Ermordeten suchen, und blindlings will ich sie finden.

Die geistlichen Herrn, deren Anzahl sich indessen gemehrt hatte, sammelten sich um Marggraf Eccards unglückliche Tochter, und flüsterten sich leise zu: Sie ist nicht bey Sinnen!

Der Erzbischof von Maynz trat indessen herein, Luitgard stürzte sich ihm zu Füssen, und schrie um Rache und Barmherzigkeit! Wenig Worte verständigten ihn, wovon hier die Rede sey.

Meine Tochter, sagte er, ihr irrt! Was könnte den Marggrafen hier in einer Versammlung von Fürsten, von Rächern der Gerechtigkeit begegnet seyn? Es ist wahr, die Grafen von Nordheim sind erbittertere Feinde eures Vaters, als es das Christenthum erlaubt, aber der Marggraf mußte ja selbst die Sicherheit fühlen, die ihm unsere Gegenwart giebt, sonst würde er sich nicht auf ihr Schloß gewagt haben! — Ich muß es Graf Siegfrieden zum Ruhm nachsagen, der sich bey seiner Ankunft mit uns an der Tafel befand, daß er sogleich aufstand, das Zimmer, und eine Stunde darauf das Schloß verließ, um, wie er sagte, seinen Gast durch seinen Anblick nicht die Aufnahme zu verbittern, die ihm die Gastfreyheit hier erwarten ließ; ich bitte euch, kann man wohl Vorsicht und Gefälligkeit weiter treiben? und läßt sich von einem solchen Manne wohl etwas Arges vermuthen?

Habt ihr den Marggrafen abreisen sehen? fragte die etwas besänftigte Luitgard.

Nein, er ist mitten in der Nacht aufgebrochen, als wir noch all in der Ruhe lagen.

Ein sonderbarer, schneller Abschied! sagte der tiefdenkende Abt von Fulda, ein Mann von bekannter Redlichkeit. Schnell und sonderbar! da, wie mehreren von euch bekannt ist, gestern Berathschlagungen angefangen wurden, welche heute noch geendigt werden sollten! —

Und weis einer von Euch, fuhr Luitgard mit einer Stimme fort, die die Rückkehr aller ihrer Schrecknisse zeigte, weis einer den Ort, wo er diese Nacht geruht hat?

Der Kastellan und die Diener, welche ihm zur Ruhe leuchteten, müssen es wissen, denn unser Keiner — —

O wozu diese Umschweife! Kommt, kommt! ich will euch den Weg zeigen, den ihn die Rache schleppte, und den er nie zum zweytenmal gehen wird!

Luitgard hatte bey diesen Worten die Thür erreicht, die sie aufriß und den Versammelten winkte, ihr zu folgen. — Der größere Theil der schläfrigen Prälaten, denen all dieses Gaukelspiel zu seyn dünkte, blieben bey ihrem Frühstück zurück, und nur Erzbischof Heribert, der Abt von Fulda und einige andere, begleiteten die schwankende Gräfin von Bernburg, die sie mit zitterndem Schritt durch zwanzig von ihnen

zuvor nie gesehenen Höfe und Schlippen nach einem hohen Gebäude führte, welches frey unter allen übrigen da stand, und nirgend, als in seiner höchsten Höhe etwas zeigte, das einem Eingang ähnlich war.

Einige der Diener bezeugten, daß sie wirklich gestern Abend den Kastellan, den Marggrafen hieher haben begleiten gesehen, aber keiner wollte persönlich dabey gewesen seyn, weil Eccard wirklich von niemand, als seinen eignen Leuten zur Ruhe geleuchtet worden war, auch wußte keiner ein Mittel, jene steile Mauer zu erklettern, die überhaupt gar nicht das Ansehen hatte, als wenn sie irgend einem Geschöpf, als Eulen und Fledermäusen zum Aufenthalt dienen, oder irgend einen andern Nutzen haben könnte, als der alten Veste ein noch trotzigers Ansehen zu geben.

Luitgard war von der heftigen Anstrengung ermattet auf einen Stein ohne Besinnung nieder gesunken, indeß ihre Begleiter mit der versammelten Dienerschaft stritten, was ihnen von diesem Theil des Schlosses bekannt wäre. Wenige hatten um die Nordheimischen Staatsgeheimnisse Wissenschaft, und diese wenigen wußten auf eine andächtige Art zu schweigen, indeß die andern sich auf den Kastellan beriefen, der nirgend zu finden war.

In diesem Augenblick kam Post, wie der vordere Schloßhof mit Gewappneten erfüllt sey, welche von der Gräfin von Nordheim abgeschickt wären, friedlich nach der jungen Gräfin von Bernburg zu fragen, welche in diese Mauern seyn müsse; Eine Vorsicht, welche die vorsorgende Freundin Luitgards im ersten Augenblick der Besinnung, nach dem seltsamen Vorgang letzter Nacht, gebraucht hatte, ihre schnelle schutzlose Entweichung, die sie sich kaum noch selbst begreiflich machen konnte, auf alle Art zu sichern. Die kühnsten und versuchtesten Männer der nordheimischen Besatzung hatte sie hiezu ausgesucht, und ihnen einen Anführer gegeben, den sie zu diesem Endzweck nicht besser hätten wählen können. Albin war es, der, als er Graf Werners Dienste wohlbeschenkt verlassen mußte, sich vornahm, Palästina zu besuchen, auf den Weg, dahin er die rückkehrende Gräfin von Nordheim mit ihrem Gemahl antraf, und sich leicht bereden ließ, seine Reise aufzugeben, und in ihrem Dienste Europa wieder zu sehen, ehe er Sarazenenblut vergossen hatte.

Hier war sein Schwerd nöthiger, als im heiligen Lande, und er hatte der Gräfin versprochen, es redlich zu brauchen, wenn bey der

Er-

Expedition, die sie ihm heute auftrug, Schwerdesschärfe aufgefordert würde.

Dieses war der Fall nicht, friedlich waren die Boten der Gräfin von Nordheim gekommen, friedlich waren sie eingelassen worden, niemand leugnete ihnen Luitgards Anwesenheit, und niemand wehrte ihnen, sie an dem Orte, wo sie gegenwärtig war, selbst aufzusuchen. — O Albin! rief ihm Luitgard, die sich eben erholte, entgegen. Wir stehen an der Pforte der Hölle, schafft uns Mittel, sie zu erbrechen, und den Gefangenen zu befreyen, oder dafern mich der schrecklichste Theil meiner Ahndung nicht trügt, sein Blut zu rächen.

Albin war nicht darum so lang bey dem Grafen von Nordheim Höllenpförtner gewesen, um nicht auch diesen Schreckenswinkel und die Mittel, ihn zu eröfnen, genau zu kennen. Ohne sich mit Fragen abzugeben, da ihm die Besorgnisse der Gräfin von Bernburg aus wenig Worten deutlich wurden, ohne die Uebereinstimmung seiner eigenen Gedanken mit den ihrigen zu äussern, brachte er mit weniger Mühe zwischen ein paar hervorragenden Mauern eine Treppe zum Vorschein, auf welcher er der erste hinauf stieg, und es den andern überließ, ob sie ihm folgen wollten.

Wenig hätte gefehlt, daß man Luitgarden für eine vollendete Schwärmerin erklärt, und ihr als einer solchen den Rückweg ganz friedlich gewiesen hätte. Das, was man jetzt sah, einen, man konnte nicht errathen, aus welcher Absicht, verborgenen Eingang zu einem alten grauenvollen Gemäuer, gab ihren Worten ein anderes Ansehen, oder vielmehr man dachte weder an dieselben, noch an die Sprecherin, die man unten auf ihrem Stein sitzen ließ, und schlich Albin, voll furchtsamer Neugier, nach.

Lang dauerte es, ehe Luitgardens Kräfte es erlaubten, das nehmliche zu thun, die Forscher nach den Heimlichkeiten der alten Zimmer verweilten lange, und die Höhe des Gebäudes erlaubte nicht, daß ein Schall herab kam, das zu verrathen, was oben vorging. Angst und Ungeduld machten, daß sich die Wartende wechselsweise erhob und zurücksank. Bley schien an ihren Füßen zu hängen, und doch gelang es ihr endlich, die steile Höhe zu erklimmen, ungeachtet ihr im Näherkommen Töne entgegen schallten, deren leicht zu machende Deutung sie schnell hätte zurückstürzen, und ihrem Leben nah bey der Stelle ein Ende machen können, wo der edelste Held Germaniens das seinige unter dem Meuchelschwerdt in voriger Nacht geendigt hatte. — Ihr schützender Engel hielt sie aufrecht,

und leitete sie mitten in die grauenvolle Szene, wo er vielleicht von Entsetzen übermocht ihrer Hut vergaß, und sie sinken ließ.

Welch ein Anblick! Das Zimmer, besonders der Theil, wo jenes schon einmal erwähnte verrätherische Prunkbette stand, in welchem auch Luitgard eine Nacht geruht hatte, schwamm in Blute; die Bischöfe standen um dasselbe, und Ruitbert, der Abt von Fulda, ein so erfahrner Arzt, als wie in spätern Jahrhunderten derjenige*), welcher durch Hygäens Hülfe die Insul erlangte, war bemüht, Leben in einen Körper zurück zu rufen, dessen Seele, wie die erstarrten Glieder zeigten, längst, für jeden Rückruf unerreichbar, entflohen war.

Dicht an der Thür verband Albin einen noch athmenden Leichnam, der sich unter seinen Händen zu erholen schien, und dessen Lebensgeister man schon beym Eintritt auf eine gewaltsame Art zurückgerufen hatte, indem man den Eingang, welchen er davorliegend versperrte, ungestüm aufriß. Mitten im Zimmer lagen zwey ganz entseelte Körper, welche zeugten, Marggraf Eccard sey nicht ungerochen gefallen, ob wohl die Lage, in welcher man ihn im Bette gefun-

*) Petrus Aichspalt, aus Dankbarkeit für eine an ihm gethane Wunderkur, zum Erzbischof von Maynz erhöht.

den hatte, bewies, daß die Mörder ihn in tiefem Schlaf überfallen hätten, und daß die Rache oder Vertheidigung nicht von seinen Heldenarmen, sondern von dem treuen Diener gekommen sey, der unter Albins Händen jetzt die ersten klagenden Töne zu lallen anfing.

Der hülfreiche Abt von Fulda ließ jetzt den Körper des Marggrafen mit einem tiefen Seufzer und der Erklärung, hier sey alles vergebens, auf sein blutiges Lager zurücksinken, und der Erzbischof von Maynz, der bisher wie halb ausser sich dabey gestanden hatte, befahl, indem er sich mit nassen Augen hinweg wandte, einem jungen Mönche, seinem Vertrauten, hinab zu eilen, und so viel der Bischöfe, Prälaten, Fürsten und Herrn herbey zu rufen, als ihm folgen wollten, und dieses Zimmer fassen könnte, weil es Noth sey, alle zu Zeugen eines Vorfalls zu machen, an dem sie alle Theil nehmen, den sie alle rächen müßten, weil der Umstand, daß er sich während ihres Aufenthalts zu Pölda ereignet habe, ihrer eignen Unschuld einen Flecken anhängen könnte.

Ehrwürdiger Herr, rief Albin, die vollkommenste Vertheidigung eurer Unschuld könnet ihr aus dem Munde dieses Mannes haben, der, wie ich aus wenigen seiner gebrochenen Worte schliessen kann, als Augenzeuge die beste Nachricht geben

wird. Gott friste ihm sein Leben, wenigstens bis zu voller Aufklärung dieser schrecklichen Dinge.

Der Erzbischof, der sich dem alten kaum noch athmenden Gero nahte, und ihm die Augen öfnen sahe, wandte sich zu dem Abt von Fulda, ihn hier um einen Beweis seiner Kunst zu bitten, und dieser, der eben die Gräfin von Bernburg, deren Eintritt in der Bestürzung niemand gemerkt hatte, nahe bey dem blutigen Sterbebette ihres Vaters ohnmächtig liegen fand, mußte von ihrer Erquickung abstehen, und bey dem verwundeten Gero das nöthigere verrichten.

Albin überließ Abt Ruitberten seine Stelle beym Eccards treuen Diener, und flog zu Luitgarden, deren Erquickung ihm dagegen aufgetragen ward. Ueberzeugt, daß sie hier nur erwachen könnte, um von neuem dahin zu sinken, faßte er sie in seine Arme, und trug sie aus dieser grauenvollen Gegend hinab in die freye Luft. Das Heer der bestürzten Fürsten und Bischöfe, die auf Heriberts Ruf herbey eilten, kam ihm im vordern Hofe entgegen, und zeigte ihm eine neue Ursach der nothwendigen Entfernung Luitgards, aus einem Orte, der offenbar zu klein war, alle die zu fassen, die jetzt kamen, ein schreckliches Schauspiel mitanzusehen, das vorher keiner hindern mochte. Ach, Unwis-

senheit und Verdachtlosigkeit entschuldigte hier nicht ganz! Einige wußten doch wenigstens so viel, Marggraf Eccard befinde sich in der Burg seiner ergrimmtesten Feinde. Man hätte sich nicht so leicht seiner Sicherheit wegen beruhigen, ihn nicht aus den Augen lassen, nicht so willig den Täuschungen Platz geben sollen, die je hier überall unverkennbar waren; aber man fand es bequem, ruhig zu seyn, und so war man es; — auch ist nicht zu leugnen, daß die Feinde des Marggrafen ihre Sache schlau genug angefangen hatten, um jede Spur ihrer Unthat zu verwirren.

Sie waren bey Eccards Ermordung gar nicht im Schlosse, niemand, als ein einiger nun entflohener Diener der Burg wußte um die Sache. Der Schauplatz des Verbrechens war entlegen, unbekannt und unzugänglich, hier hätten die Leichname des Marggrafen und seiner Todesgefährten ruhig zu Staube werden können, indeß jedermann gewähnt hätte, er hätte Pölda glücklich verlassen, und wär, da er nirgend zu finden gewesen wäre, irgend einem andern seiner Feinde, (deren einer, der damals nach der Krone strebte, immer genug hatte,) in die Hände gefallen. Die Vorsicht hatte hier, wie schon bey tausend unentdeckbar geglaubten Verbrechen geschah, mit eigner Hand den dicht gewebten

Schleyer der Bosheit aufgedeckt, und durch ausserordentliche Mittel das bewürkt, was sonst fast unmöglich gewesen wär.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Sie folgt ihm, wie sie versprach.

Die Fürsten und Bischöfe befanden sich jetzt alle in oder vor dem Mordgemach, wo Erzbischof Heribert den schwachen Gero verhörte, und seine Aussage vom Abt Ruitberten schriftlich verfassen ließ. Sie bestand wegen seiner Todenmattigkeit und dem schnellen Herannahen der letzten Stunde, in wenigen, aber nachdruckvollen Worten, welche ohngefähr so viel enthielten; daß er des vorigen Abends durch ein belauschtes Gespräch des Grafen von Nordheim mit einem andern, dessen Namen er undeutlich aussprach, gefährliche Muthmassungen erhalten habe, die indessen mehr auf Gefängniß als Tod gedeutet hätten. Der Marggraf, dem er dieses heimlich über Tische entdeckt, habe es in den Wind geschlagen, und ihn mit der Sicherheit beruhigt, die ihn die anwesende Fürstenversammlung und sein eignes Gefolg gebe. Seine — (Geros) — Furcht sey durch den An-

blick des herrlich gezierten Schlafzimmers und durch des Kastellans unbefangnes Betragen gemindert worden, aber nichts habe ihn abhalten können, seinen im Todtesschlaf liegenden Herrn nach fest verschloßner Thür mit dem Schwerd zu bewachen. Weit nach Mitternacht seyen durch Fallthüren unter des Marggrafen Bette und durch die Nischen in der Wand Bewaffnete herein gebrochen, deren er leider nur zween habe tödten, und einen, den er für Graf Siegfrieden von Nordheim gehalten habe, schwer verwunden können, indeß der Marggraf unerweckbar geblieben, und wahrscheinlich so ohne alles Gefühl aus den Armen des Schlafs in die des Todes gesunken wär. Er habe sich über ihn gebreitet, und so die tödtlichste seiner Wunden empfangen, nach welcher man ihn empor gerissen, und mitten ins Zimmer geschleudert habe, worauf er sich nichts mehr zu besinnen wisse.

Gero lebte noch einige Stunden, um das Ausgesagte von neuem zu bekräftigen, und an einigen Stellen zu erweitern, und entschlief dann lächelnd mit der Versicherung, ihm sey es wohl, **mit** seinem guten Herrn gestorben zu seyn, da er nicht habe **für** ihn sterben können.

Wie soll ich die Folgen dieser entsetzlichen Begebenheit beschreiben, die damals ganz Deutsch-

land aufrührisch machte! Dieses grabähnliches Schweigen folgte zu Pölda auf das schauervolle Getümmel dieses Tages. Luitgard, nach zwey überstandenen Ohnmachten von fürchterlicher Länge, doch ohne alle Spur von Verstand oder Besinnung, ward von der beängstigten Gräfin Elisabeth, welche die sich ausbreitenden schrecklichen Gerüchte vernahm, und die Rückkunft ihrer unglücklichen Freundin nicht erwarten konnte, persönlich abgeholt, und unter Bedeckung der vorausgeschickten Reisigen sicher nach Nordheim gebracht. Indessen man die Leiche des Marggrafen in trauriger Stille vom Blute reinigte, und sie zur Abführung nach Meißen bereitete. Drey Tage lang ward der Leichnam des Helden zu Pölda zur Schau ausgestellt, und der Herzog von Bayern, Herman von Schwaben, und mehrere andere, auf welchen wegen des Vortheils, der ihnen durch den Tod ihres furchtbaren Mitbewerbers zuwuchs, ein Verdacht hätte haften können, kamen, die Hand auf seine kalte Stirn und auf seine Wunden zu legen, und den Eyd der Unschuld zu schwören; auch glaubte man ihnen gern, denn wer hätte hier in wahrscheinlichen Verdacht kommen können, als die wirklichen Thäter, welche auf ihrer Flucht vom päbstlichen Bannstrahl verfolgt wurden, indessen den andern allen Absolution und

Erlassung auch des kleinsten Mißtrauens zu Theil ward.

Luitgard ward in dem traurigsten Zustande nach Nordheim gebracht, sie schwebte mehrere Wochen zwischen Leben und Tod, und nur die unermüdete Sorgfalt ihrer treuen Freundin konnte sie retten, aber zu welch einem Leben? — zu dem elendesten, schmachtendsten, das je eine junge Person in der Blüthe der Jahre geführt hat! — So welkt eine zarte Pflanze, aus dem mütterlichen Boden gerissen, so welkte Luitgard desjenigen beraubt, der ihr ohne Vergleich auf der Welt der liebste war.

Ein Band fesselte sie noch an die Welt, Pflicht und Neigung gegen ihren Gemahl, der jetzt nebst seinem Vater nach Walbeck zurückgekommen war, und um ihre Gegenwart bitten ließ. Diese Bitte befremdete; der zärtliche Werner würde selbst gekommen seyn, seine Luitgard abzuholen, wenn alles um ihn wohlgestanden hätte. Ach so stand es nicht! Er, der auf seiner Reise nach Werla mit Mühe Mörderhänden entkommen war, er, der bey der dasigen Fürstenversammlung die tödtende Kränkung erfahren hatte, die Erklärung seines Vaters wider Marggraf Eccarden hören zu müssen. Er, der, nachdem Graf Luther von ihm mit Mühe zur Reue wegen der Vergehung wider

den verkannten Marggrafen, und zum Wiederruf gebracht worden war, so wohl als jener, Nachstellung mit Gift erfahren mußte, aus welcher er kaum das Leben davon brachte, er konnte wohl in keinem andern, als dem kläglichsten Zustande das Schloß seiner Väter wiedersehen. —

Werner und Luitgard kannten sich nicht mehr, als sie sich erblickten, ach was hatten beyde in der Zeit der Trennung erlitten! — Die selbst kaum genesene Luitgard mußte mit der Nonne von Gandersheim, statt der hier gehofften Erquickung die Wartung eines kränklichen Vaters und Gemahls theilen. Sie that ihr ganzes Leben hindurch alles was sie für Pflicht erkannte, mit der äußersten Anstrengung, mit voller Aufopferung ihrer Kräfte, sie that es auch hier. Die Blicke ihrer Kranken segneten sie, Waldburg und die Gräfin von Nordheim flehten um Schonung ihrer selbst, auch gehorchte Luitgard, und nahm gern die Hülfe an, die ihr ihre Freundinnen boten, aber — es war zu spät. Ein so feiner so zarter Bau wie der ihrige, durfte nicht so stark so oft erschüttert werden, wenn er dauerhaft bleiben, eine so innigfühlende Seele nicht so oft auf den empfindlichsten Seiten angegriffen werden, wenn sie nicht erliegen sollte.

Luitgard war bald nicht mehr sie selbst, ein bleiches lächelndes Gerippe, eine in dünnen irdischen Duft gekleidete Geistergestalt. Ihre frohe Ergebung, ihre duldende Sanftmuth, alle Züge ihrer himmlischen Seele blieben ihr; sie fühlte ihren eigenen Zustand, ihr schnelles Nahen zum Grabe, besser, als es ihre bekümmerten Freunde ahnden konnten, aber sie schwieg, um sie nicht zu kränken, und erwartete hoffend das, was sie niemand nennen mochte, — ihre Auflösung. — Sie erfolgte. Graf Luther und Werner genasen, und Luitgard — sank in den Staub.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Der Freund.

Luitgard, meine Leser, war, wie ihr mir vielleicht vorwerfen werdet, mehr meine Heldin, als der Titel dieses Buchs erlaubte; sie ist dahin, was habe ich euch noch zu sagen? —

Zwar mein eigentlicher Held, Werner von Bernburg, bleibt noch zurück; aber welch ein Leben war das seinige, nachdem er diejenige verloren hatte, die ihm die Welt allein lieb machen konnte.

Werner sollte alles verlieren, auch seinen Vater verlor er bald nach seiner Gemahlin. Bey Graf Luthern konnte wohl die Genesung des Körpers erfolgen, aber nichts heilte den innern Gram seiner Seele. Er war bundbrüchig, war seinem Freunde, dem alten Helden von Meissen, treulos geworden, er hatte wider ihn gestanden, da er allein seine Parthie hätte halten sollen; dies konnte er sich selbst nicht vergessen, dies stürzte ihn endlich ins Grab. — Zwar er hatte Ursach gehabt mit Eckard zu zürnen, da auch er ihm einst — so nannte er es — Wort und Treue um Ottos willen brach; aber wie grosmüthig sann der Marggraf darauf, dieses zu vergüten! War nicht der Augenblick, da Graf Luther zu Werla sich gegen ihn erklärte, der nemliche, da Eckard seinem Sohne das köstlichste, das er hatte, seine Luitgard gab, und ihm die Anwartschaft auf die Hälfte der Hoheit übertrug, die ihm, dem Helden Germaniens, wenn ihn meuchelmörderische Bosheit nicht vor der Zeit gefällt hätte, gewiß gewesen, oder wenigstens durch die Krone Italiens ersetzt worden wär! — O es ist, wie man uns versichert — Gott sey Dank, selbst erfahren haben wir es nicht — das bitterste aller Schmerzgefühle, sich bewußtseyn, dem Freunde mit Undank gelohnt zu haben! — Wohl dem, den denn noch mögliche Vergütung des Vergehens vor der Verzweiflung schützt — Aber Eckard

war tod, Luitgard, die allenfalls seine Stellvertreterin hätte seyn können, schlich dem Grabe zu, — ist es wohl noch nöthig hinzuzusetzen, Graf Luther sank bald ihr nach? —

Wernern schützte seine volle ungeschwächte Jugendkraft, die dem Gram unzerstörbar war. Sein Körper begann, nach Zeit von einem Jahre, von neuem zu blühen, da die Seele noch trostlos schmachtete. An einem Tage, den er wie gewöhnlich bey der Asche des Vaters und der Gemahlin, die ein Marmorstein deckte, verweint hatte, und nun bey anbrechender Nacht bey düster brennenden Kerzen auf dem einsamen Zimmer saß, trat ein Fremder herein, der sich ihm unbemerkt nahte, lang ungesehn vor ihm stand, dann mit kalten untheilnehmenden Auge von ihm gemustert ward, und erst nach völliger Enthüllung aus dem Mantel, der sein Gesicht zum Theil verdeckte, für seinen alten Freund, für Graf Erichen erkannt wurde.

Ist nicht nun bald des Traurens ein Ende? fragte Erich mit fester Stimme.

O, rief Werner, der ihm in die Arme sank, könnte mir irgend etwas das Ende meines Kummers bringen, so wär es der Freund, den ich jezt, o Gott, wie unverhoft! umarme!

Bin ich dir endlich kenntlich? fuhr Erich fort. Gott, in wie tausendfachen Gestalten habe

ich nun fast seit einem halben Jahre dich täglich umschwebt, ohne dir merkbar zu werden!

Wärst du in deiner eigenen gekommen, mein Herz hätte dich nicht verkannt!

Auch mein Gram brauchte Zeit auszutoben. Luitgard war mir so theuer als dir, und als ich sahe, daß es unmöglich war Eccards Blut zu rächen, oder dir seine gehoffte Hoheit zu erhalten, seit der Herzog von Bayern, den jetzt die Welt, — du weißt es wohl kaum — Kaiser Henrich den andern nennt, ruhigen Besitz vom Throne nahm, seit dem glaubte ich mir die traurige Ruhe an Luitgards Grabe erlauben zu dürfen.

Wie? du bist all die Zeit über mir so nahe gewesen, und ich —

Meine Füsse traten überall in deine Fußstapfen, es war mir Wollust auf Luitgards Denkstein meine Thränen die Spuren der deinigen suchen zu lassen, Wollust zu denken, sie sehe von ihrer Sternenwohnung, wie ihr der Verschmähte und der Begünstigte gleiche Treu erweisen, aber endlich Werner, endlich muß ich dir doch den Vorzug lassen. Du hast nach Luitgarden auf der Welt schlechterdings nichts mehr, das dir theuer ist; ich habe noch dich! Und dich aus der Tiefe des Grams zu reissen, in welcher du endlich versinken mußt, hebe ich mich selbst aus derselben empor. — O Werner! Werner! deine Wangen waren heute blei-

cher als bisher, deine Augen gesunkener! ich hoffte, deine Kräfte würden dem Gram endlich völlig überlegen seyn, jetzt besorge ich das Gegentheil. Erwache! erwache! aus deinem gefährlichen Zustand, zu lang gehegter Gram ist Selbstmord!

Und fühlst du selbst einen andern Wunsch in dir, als den, Luitgard zu folgen?

Was ich wünsche, habe ich tausendmal auf ihrem Grabe ausgeweint, aber was meine Pflicht ist, das empfinde ich jetzt lebendiger als jemals: meine Pflicht ist, dich zu retten, und das will ich mit Aufopferung jeder andern Gefühle.

Vierzigstes Kapitel.

Gegengift für Kummer.

Lange blieben Erichs Bemühungen um Werners Beruhigung vergeblich, obgleich die Gräfin von Nordheim, ihr wieder hergestellter Gemahl, und die Nonne von Gandersheim, die sich jetzt die meiste Zeit bey der edeln Elisabeth aufhielt, sich mit ihm vereinigten. Thaten, sagte der alte Graf von Nordheim oft zu Erich, der sein Liebling war, ritterliche Thaten müssen ihn der Welt wieder schenken, Unthätigkeit ist die Mutter aller unheilbaren

Uebel,

Uebel, und ich, so viel ich in Palästina gelitten habe, wollte nicht Henrichs Kaiserthum drum nehmen, meine dort in Arbeit und Mühseligkeit verbrachten Jahre, hier in trägem Müßiggang verträumt zu haben. — Haben wir den Grafen von Bernburg einmal auf die Heldenbahn zurück gebracht, so ist ihm geholfen, und auch Erich wird besser genesen, wenn er seinen Freund auf dieselbe leitet.

Einige Bedenklichkeiten gab es, wo man Arbeit für das ritterliche Schwerd finden sollte, ungeachtet damals ganz Teutschland von Kriegsflammen brannte; aber hätten Marggraf Eccards Freunde sich entschliessen sollen, sich in die Händel Henrich des zweyten und Hermanns von Schwaben, seiner beyden Gegner, zu mischen? und auf welche Seite hätten sie sich schlagen sollen? — Marggraf Eccard, *) die Zierde des Reichs, der Trost des Vaterlandes, die Hoffnung der Unterthanen, das Schrecken der Feinde, der vollkommenste Fürst seiner Zeit, verdiente es ja wohl, daß man ihm auch nach seinem Tode die Achtung erwies, nicht zu seinen Gegnern überzugehen.

Erichs und Werners Schwerd ruhte, — obgleich letzterer bereits dahin gebracht war, nur auf Anlaß zu warten es mit Ruhm zu ziehen —

*) Worte Ditmars.

bis Eccards Name es aufforderte. Eccards Bruder, Marggraf Gunzelin, litt Noth von den Böhmen und Pohlen. Erich und Werner vertheidigten seine Rechte. Eccards Wittwe, Hatteburgis, war in Othelricks, eines böhmischen Herzogs, Gefangenschaft gerathen, die beyden brüderlichen Helden befreyten sie und halfen ihr zu dem lang gewünschten friedlichen Aufenthalt, in einem zu bessern Zeiten von ihr selbst gestifteten Kloster, diese Art von Beschäftigungen dauerte lange fort, da die stolzen Feinde der Meißner, die Böhmen und Pohlen, nie ganz zu bändigen waren, bis eigne Geschäfte die Freunde riefen, bis Werner sich aufmachte, seinem Bruder Erich auch ein Glück zu erobern, und seinen Stand im Leben gewiß zu machen.

Mein Sohn, sagte der alte Graf von Nordheim, der die beyden Helden wie seine Kinder liebte, und der weise Leiter all ihrer Handlungen war, mein Sohn, sagte er eines Tages zum Grafen von Bernburg, ihr seht, wie unglücklich ich mit meinen Kindern bin. Siegfried und Benno haben sich durch Unthaten meiner väterlichen Liebe unwürdig gemacht, auch denke ich nicht, sie je wieder zu sehen; sie mögen vielleicht längst den Tod unter sarazenischen Pfeilen gefunden haben, welcher ihnen auch besser ist als ein schimpfliches Leben; ich aber bin alt und ohne Erben. Was dünkt euch um

Erich den Unbekannten? würde er wohl gern des alten Siegfrieds Sohn, und Graf von Nordheim werden?

Werner erklärte, wie er bereits alle Verfügung getroffen hätte, Erichen nach seinem eigenen vielleicht baldigen Hinschied, die Grafschaft Bernsburg zu versichern, und wie er glaube, der Besitz derselben würde sich sehr wohl mit Graf Siegfrieds Absichten vertragen, und Erichen dereinst zu einem mächtigen Fürsten machen.

Ganz gut, mein Sohn, ganz gut, sagte der kluge Greis, aber abgerechnet, daß ihr noch zu jung seyd, um an das Testiren zu denken, erwegt ihr nicht, daß zu Ausführung eures und meines Vorhabens etwas fehlt, das uns wohl unentbehrlich seyn möchte, wenn wir unserm Liebling das zugedachte Glück nach unserm Tode versichern wollen?

Und was?

Kenntniß seiner Geburt! Oder vielmehr Beweise derselben! O glaubt nicht, daß die stolzen Nordsachsen sich je einem Unbekannten unterwerfen werden! Wir und alle Welt müssen erst wissen, erst beweisen können, wer Erich ist, und denn wird, was wir wünschen, gelingen, sonst zerstört ein einiger Hauch unsere süsseste Hoffnungen.

Auf noch eine Frage, welche Werner that, nannte der Graf von Nordheim den Namen Röm-

hild, und leitete dadurch den Grafen von Bernburg in ein Labyrinth von Gedanken, die unsern Lesern aufs genaueste recitirt ganz unverständlich seyn würden, wenn wir sie nicht vorher einen Rückblick auf die Dame thun lassen, deren Erwehnung Anlaß zu denselben gab, und welche von andern wichtigen Gegenständen verdrängt, bisher ganz aus unserm Gesicht verschwunden schien, ohne es wirklich zu seyn, da wir jeden ihrer Schritte bemerkt haben, um davon einige Rechenschaft geben zu können.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die Feuerprobe.

Römhild, in eigentlichem Verstande das, was wir heut zu Tage eine Glücksjägerin nennen, war in Verzweiflung, alle Bewunderer ihrer Reize nach einander abtreten, und sich durch die rechtmäßigsten Bande an Personen fesseln zu sehen, welche sich nicht des zehenden Theils ihrer Schönheit zu rühmen hatten. So war der Graf von Mutina dahingegangen, so hatte sie den Herzog von Bayern verlohren, und Erich, auf den sie noch ihre letzte Hoffnung setzte, dem=

sie auf Zoens Anrathen überall nachreiste, ließ sich nirgend finden, weil jetzt alle seine Gedanken von Luitgards und Eccards Angelegenheiten hinweggenommen wurden. Selbst das Verlangen nach dem Geheimniß seiner Geburt, selbst die Begierde nach dem Kleinod, welches so vielen Einfluß auf sein Glück haben sollte, und welches beydes in Römhilds und Zoes Verwahrung war, wurde von den stärkern Trieben der Freundschaft und Liebe verschlungen, und die Damen mußten es endlich merken, daß man ihnen überall auswich, und jede von ihnen dargebotene Gelegenheit zu Unterhandlungen absichtlich aus der Hand ließ.

Der lebhafteste Unmuth bemächtigte sich beyder. Römhild trauerte, sich durch ihr goldnes Horn nicht Erichs Hand samt der Theilnahme an seinen ihr wohlbekannten großen Ansprüchen eintauschen zu können, und Zoe beklagte, daß der Held, den sie von Kindheit an nach ihrer Art geliebt und begünstigt hatte, den einigen Weg zu seinem Glück so hartnäckig verschmähte.

Der einige Weg, welcher Römhilden nach tausend Fehlschlagungen überblieb, war entweder zu ihrer Mutter, der Marggräfin, nach Meißen zurück zu kehren, mit welcher sie sich immer schlecht vertragen hatte, oder sich wieder

in Kunegundens Hofstatt zu begeben. Sie wählte das letzte. Kunegunde war jetzt Kaiserin, bey ihr ließ sich doch eher Gelegenheit zu dem Leben erwarten, das Römhild liebte, als auf dem einsamen Schlosse zu Meißen, bey der kränklichen Hatteburg, deren Laune durch fehlgeschlagene Hoffnung auf die Kaiserkrone, — den Tod ihres Gemahls fühlte sie so lebhaft nicht, — ganz unausstehlich gemacht wurde. — Als in der Folge diese Dame das Kloster wählte, schien es ihrer Tochter noch schrecklicher, ihr Schicksal mit ihr zu theilen, und der Entschluß, unter dem Gefolg der Kaiserin zu bleiben, ward fest.

Aber welch ein Loos für eine Römhild, ewig Nachtreterin zu bleiben, da sie sich so oft auf dem Punkt geglaubt hatte, selbst Frau und Fürstin zu werden! — Und welche doppelte Pein, Nachtreterin derjenigen zu seyn, welche sie mit so wenig Reizen von der Stelle verdrängt hatte, die sie bereits erreicht zu haben dachte.

Himmel, rief sie oft, wenn sie sich nach einem mühsam durchheuchelten Tage in die Arme ihrer Vertrauten warf. Eine Kunegunde Kaiserin! — und ich — O wo muß der Herzog von Bayern seine Augen gehabt haben, so zu wählen! — Wird er nie seiner Thor-

heit einsehen, und sollte kein Mittel übrig seyn, vergangenes zu vergüten, und mir den Rang zu erringen, den mir Glück und Verdienste bereits zu eigen gemacht hatten, der mir nur durch unergründliche Zufälle entrissen werden konnte.

Römhild glaubte bey diesen ungegründeten Klagen das Recht völlig auf ihrer Seite, und dieser Wahn regierte ihre Handlungen. Zwar die, welche gewohnt war, nirgend ein anderes Gesetz als ihre Neigungen zu kennen, hätte nicht einmal den Vorwand des Rechts nöthig gehabt, ihre boshaften Entschliessungen vor sich selbst zu rechtfertigen!

Den Kaiser und seine Gemahlin zu entzweyen, und auf den Untergang der letztern ihr Glück zu bauen, war der höllische Entzweck, den sie sich vorsetzte, und der gleichwohl nicht so leicht auszuführen war, als sie glaubte.

Henrich und Kunegunde waren von einer ruhigen Gemühtsart, welche fast gar keine Leidenschaften kannte; welcher Sturmwind konnte ein Ungestüm auf einem so stillen Meere erregen! Welches Mißverständniß konnte diejenigen entzweyen, welche nach den Lehren der Gottesfurcht keine Sonne untergehen liessen, ohne gegenseitige Erklärung, gegenseitiges Nachgeben, Versöhnung gestiftet zu haben?

Es blieb der boshaften Friedensstöhrerin, welche bey den täglichen Aussöhnungen des Kaisers und der Kaiserin oft ziemlich ins Gedränge kam, endlich nichts mehr übrig, als eben die Devotion, welcher beyde zugethan waren, zum Mittel zu machen, sie in einer Entfernung von einander zu halten, welche vielleicht Kaltsinn, und endlich völlige Trennung nach sich ziehen konnte.

Römhild war seit einiger Zeit sehr heilig geworden, sie sprach von klösterlichem Leben beredter als St. Augustinus und Origenes. Der Kaiser und die Kaiserin wurden sehr erbaut, sie zu hören, und ihre Herzen entbrannten, ihr nachzuahmen. Sie schwuren sich, statt der bisherigen Liebe ewige Freundschaft, und sahen sich nie anders als öffentlich. In diese Epoche, von welcher einige Schriftsteller behaupten, sie habe bis an ihrem Tod gedauert, war es, daß jene unglückliche Geschichte Kunegundens fiel, deren wir bereits im ersten Theil dieses Buchs in einer Note gedacht haben, und die wir, da sie nur eine der entfernteren Nebenpersonen unsers Romans betrift, nicht weitläuftig erwähnen dürfen, ungeachtet sie wohl verdiente, der Inhalt eines eigenen Buchs zu seyn.

Die Kunegunde, die ihren Gemahl nie unter vier Augen sahe, war leicht in den Ver-

dacht der Untreue gebracht. Zwar er, der Kaiser, glaubte und achtete nur halb, was man ihm sagte, aber desto höher nahmen die Stände und das Reich die Sache auf, welche die hier im Verborgenen handelnde Römhild in die größte Wahrscheinlichkeit zu kleiden wußte.

Man fing an, da die Beweise immer überzeugender wurden, von dem Todesurtheil der Kaiserin zu sprechen; und der Kaiser, der Kunegunden wirklich liebte, hätte vielleicht hier mit einem Machtwort durchgegriffen, wenn nicht unglücklicher Weise einer seiner Räthe von der Feuerprobe gesprochen, und dadurch Henrichs ganze Schwärmerey aufgeregt hätte. Kaiser Henrich konnte sich nichts schöneres denken, als eine durch Feuer bewährte Tugend, und da sich ihm in diesem Augenblicke, wie durch Eingebung, die Ueberzeugung von Kunegundens Unschuld aufdrängte, so wars ihm nicht anders, als sähe er sie schon durch Hülfe der glühenden Pflugschaar mit einer Glorie umgeben, welche einen lieblichen Schein auch auf ihn zurückwarf.

Er sandte augenblicklich zu ihr, ihr sagen zu lassen, wie er eben durch Offenbarung von ihrer unverletzten Treue völlig belehrt worden sey, und wie er sie nur um die Kleinigkeit bitten ließ, der ungläubigen Welt durch Hülfe des Feuers gleichfalls die Augen zu öffnen. Er

nahm Kunegundens Einwilligung für bekannt an, und trat unmittelbar in die Fußtapfen seines Boten, um ihr zu ihrem gewissen Triumpf Glück zu wünschen.

Er fand die unglückliche Kaiserin gar nicht so hoch erfreut, als er sich sie in diesem Augenblick frommer Entzückung gedacht hatte. Kunegunde, welche einst der beklagenswürdigen Marie von Arragonien die glühende Pflugschaar in einem ähnlichen Falle so rednerisch angepriesen hatte, fühlte jetzt bey dem vollsten Bewußtseyn der Unschuld doch, daß dieses Werkzeug der Rechtfertigung ihrer zarten Hand nicht so leicht zu tragen seyn möchte, als Ceciliens Lilienstengel, oder die Palmen der himmlischen Jungfrauen. — Kunegunde weinte sehr, ihr Glaube ward mächtig von Furchtsamkeit und Zweifel bekämpft, sie getraute sich nicht, Einwendungen zu machen, welche ihrer Unschuld von ihrem eigenen nur allzuzarten Gewissen ein verdächtiges Ansehen hätte geben können, und ließ sich alles gefallen, was man mit ihr vornahm. — Man bekränzte sie mit Blumen, hüllte sie in ein Gewand von weißer Seide, und führte sie wie ein verstummendes Lamm auf den Schauplatz ihres Triumphs, vor welchem ihre Schwachgläubigkeit bebte, und wo sie, — vermuthlich weil nicht Römhild, son-

dern wahre Freunde der Unschuld hier die Aufsicht hatten, — einen Sieg davon trug, der noch jetzt der Lobgesang aller Klosterjungfern ist, und der sie damals mit weit mehr Ehre bekrönte, als ihr die Kaiserkrone bisher gegeben hatte.

Die unschuldige Gerettete bekümmerte sich nicht sehr darum, durch was für Mittel sie gesiegt hatte, sie war mit der Ueberzeugung ihres reinen Herzens zufrieden, daß sie den Sieg verdient habe, und warf sich ohne Haß und Groll dem Gemahl in die Arme, der ihr ein so Hartes hatte zumuthen können, und der jetzt vor ihr, anbetend wie vor einer Heiligen, auf den Knieen lag. —

Der fromme Kaiser und die fromme Kaiserin, zufrieden mit der wiederhergestellten Einigkeit, hätten vielleicht nie daran gedacht, daß sie an Römhild, die mit der Miene höchster Freude ihre innere Wuth über die Vernichtung ihres höllischen Anschlags verdeckte, eine Schlange in ihrem Busen nährten, welche die Zwietracht bald wieder zurückbringen, und dafür sorgen würde, ihre zweyten Versuche wirksamer als die ersten zu machen.

Zum Glück gab es an Henrichs Hofe Personen, welche es redlich mit ihm und Sankt Kunegunden meynten, und dabey schärfere Au-

gen hatten als er und sie. Römhild verlor sich auf einmal vom Hofe, und niemand wußte zu sagen, wohin sie gekommen sey. Man fragte nach Zoen, welche überall als ihre Vertraute bekannt war; auch diese war verschwunden. Der mehrere Theil des Hofs freuete sich über die Entfernung der beyden Damen, die niemand liebte, und enthielt sich gern allzuernstlicher Nachfrage, indessen Henrich und Kunegunde sich überzeugten, die fromme Römhild habe endlich ihren oft geäusserten heiligen Vorsatz ausgeführt, und sich in irgend ein unbekanntes Kloster begeben. Aber die Freunde der Ruhe im kaiserlichen Hause waren es, die sich ihrer bemächtigt, sie nach Beuchlingen gebracht hatten, und sie daselbst in enger Verwahrung hielten.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Ein Blick hinter einen dicht gewebten Vorhang.

Einer von Römhilds Grundsätzen war von jeher gewesen, auch in den größten Verlegenheiten nicht zu verzagen, und sich zu überzeugen, daß aus jedem Labyrinth noch ein Ausgang führe; ein Trostgrund, der bey der Wahrheit, die er erhält, sich freylich besser zum Gebrauch

der Tugend als des Lasters schicken möchte. Römhild und Zoe schmiedeten Tag und Nacht an Anschlägen, aus ihrem Gefängniß zu Beuchlingen zu entkommen; der leichteste Weg zu ihrer Befreyung war ihnen verborgen, da sie sich für Gefangene des Kaisers hielten, und sich also nicht getrauten, zu ihm ihre Klagen gelangen zu lassen. — Ihre Einschränkung war nicht so eng, als sie bey ihrer Arglistigkeit hätte seyn sollen. Schon in den ersten Monaten hatte Römhild Mittel gefunden, mit den flüchtigen Grafen von Nordheim eine Art von Einverständniß zu unterhalten. Der eine von ihnen, Graf Siegfried, war jetzt wieder heimlich in dem Lande, wo ihn die Ermordung des alten meißnischen Helden zum Durchächteten machte, und wo er nur hoffen konnte, durch die Zeit, welche alles endlich in Vergessenheit bringt, durch mächtige Freunde, deren er noch immer an des Kaisers Hofe hatte, oder durch günstige Zufälle wieder empor zu kommen. — Er war gegenwärtig eine schwache Ranke, die sich jedes Gegenstandes zur Stütze bedient, der ihr am nächsten liegt; Eine Verbindung mit der bekannten Ränkeschmiederin, Römhild, war ihm erwünscht, er hoffte Unterstützung von ihr, indeß sie das nehmliche von ihm erwartete; beyde täuschten einander, und so entstand zwischen

ihnen ein langweiliges ermüdendes Verständniß, das die Geheimhaltung, mit welcher es geführt werden müßte, mit nichts belohnte, als mit leeren Erwartungen.

Niemand war desselben so überdrüssig, als die Griechin Zoe, durch das Schicksal an Römhild gefesselt, die sie haßte, und durch sie in eine Reihe von Handlungen verflochten, die ihr Herz, bey weitem nicht ganz so böse als Römhilds, nicht billigen konnte. — Zoe war entschlossen, sich von Römhild zu trennen, und sie hätte es längst gethan, wenn ihr nicht noch eins auf dem Herzen gelegen hätte, Erichs Vortheil!

Sie war die Erzieherinn dieses Ritters, war die Verwahrerin seiner Geheimnisse, die sie ihm zu entdecken längst Mittel gefunden haben würde, wären sie ihm nicht ohne Besitz des Kleinods, dessen Meisterin Römhild war, und das sie mit der eifersüchtigsten Sorgfalt bewahrte, ganz unnütz gewesen. — Tausend Versuche hatte Zoe bereits gemacht dem Helden, zu dem sie noch eine Art von Mutterliebe trug, zu seinen Rechten zu verhelfen, und tausendmal von Römhild die Erklärung erhalten, er könnte sich dieselben von ihr nicht anders als durch seine Hand eintauschen.

Was für Aussichten waren übrig, daß Erich, der Römhilden verachtete, je einen sol-

chen Vertrag eingehen würde? Römhild selbst, die doch von dem Zauber ihrer Reize so groß dachte, hatte diese Gedanken längst aufgegeben. Ihre Plane giengen gegenwärtig nur darauf, durch Siegfried frey, und vielleicht einst Gräfin von Nordheim zu werden; ein gewaltiger Abfall ehemaliger Aussichten, die sich nicht niedriger als auf den Kaiserstuhl erstreckten!

Zoe wußte, wenn Römhild und ihre Schätze, wenn also auch der Schlüssel zu Erichs Ansprüchen einmal in Siegfrieds Händen wär, so sey alles für ihre Wünsche verloren; sie wußte, und hatte es Römhilden tausendmal vor Augen gelegt, Siegfried übertreffe an Bosheit und Arglist noch sie selbst, und sie würde in seinen Händen die Rache für jede böse Handlung ihres vergangnen Lebens finden, aber sie ward nicht gehört, weil Römhild sich überredete, nur Rücksicht auf Erichs Nutzen regiere die Vorstellungen der Griechin.

Sie mochte hierin wohl Recht haben, aber darum blieben die Worte dieser klugen weitsehenden Frau doch eben so wahr und unumstößlich, als hätte Neigung für ihre Gefährtin ihr dieselben eingegeben.

Zoe beschloß endlich Römhilden in ihr Verderben hinrennen zu lassen, und an ihrer Seite auch einige Plane zu Ausführung eigner Ab-

sichten anzulegen. Albin, der Diener des alten Grafen von Nordheim, hatte um selbige Zeit einige Geschäfte für seinen Herrn zu Beuchlingen. Er wußte so wenig als irgend jemand in dieser Gegend, was für Gefangene das dasige Schloß enthielt; aber es sollte ihm kund werden. Zoe kannte Albin, er war ein nordischer Edelmann, war mit jenem dänischen Prinzen, dessen wir in Theophaniens Geschichte gedacht haben, und dessen Namen Erich der Unbekannte führte, ehemals in Griechenland gewesen, sie wußte seine ganzen nachmaligen Schicksale, wußte auch in wessen Diensten er jetzo war, erfuhr seine Anwesenheit zu Beuchlingen, und gebrauchte sich eben der Mittel, durch welche Römhild heimliche Zusammenkünfte mit Siegfried haben konnte, sich ähnliche Vortheile mit Albin zu verschaffen.

Alte Bekannte waren es, welche sich hier sahen, und ein Gespräch begann zwischen ihnen, welches, da es sich auf Dinge gründete, die weder mir noch meinen Lesern ganz bekannt sind, uns vielleicht nicht ganz verständlich seyn möchte; davon wir ihnen aber dennoch, um des Zusammenhanges willen, ein kleines Fragment zu liefern verbunden sind.

O Albin, rief Zoe, nachdem sie die durch die Züge des Alters noch weit mehr als er entstellt war, sich ihm kenntlich gemacht hatte, o Albin, in welchen Zustande sehen wir uns wieder!

Der meinige, gnädige Frau, ist nicht unglücklich!

Aber, was denkst du von mir? Vergleiche die griechischen Herrlichkeiten mit dem Elend des armen Deutschlandes, in dessen finstersten, verworfensten Winkel ich geschleudert bin? o es lohnt wohl der Mühe, Jugend, Ruhe, und Gewissen aufgeopfert zu haben, um den geheimen Vergnügungen der Großen zu dienen, wenn man sich dadurch nicht einmal ein ruhiges unabhängiges Alter erkaufen kann!

Gott sey Dank, daß mir ein besseres Loos gefallen ist!

Du bist also glücklich?

Glücklich in einem guten Herrn, für den ich mein Leben aufopfern möchte!

Der Graf von Nordheim ist alt, zitterst du nicht vor seinen Nachfolger?

O nein, er ist mir so theuer, als mein gegenwärtiger Herr! —

Wie? Siegfried und Benno?

Gott wird Nordheims Diener und Unterthanen vor der Herrschaft seiner Söhne bewahren!

Und auf wen hoffst du sonst?

Gnädige Frau, ich sahe euch so lang nicht, daß ich nicht weis mit wem ich spreche. —

Und wem du trauen sollst? — Wie wenn ich denjenigen erriethe, welcher einst nach des alten Siegfrieds Tode Graf von Nordheim werden wird? O ich bin nicht so unwissend in dem, was in diesen Gegenden vorgeht, und auf meine Kenntniß dieser Dinge baue ich Plane, die du mir sollst ausführen helfen.

Ich verstehe euch nicht.

Du sollst es gleich. — Dein alter Herr hat zwey junge Helden zu Freunden. Graf Wernern von Bernburg, und Erich den Unbekannten.

Richtig, aber ich weis nicht, was ihr hiermit sagen wollt?

Kennst du Erich?

Wie ihn jedermann kennt, seine einnehmende Person, seine Tugenden, seinen Heldenmuth; weiter, vermuthe ich, ist ihm selbst nichts von sich bekannt!

Wie? Erich der Unbekannte, sollte auch dir unbekannt seyn? Dir, der sein erstes Lächeln, damit er die Welt begrüßte, gesehen hat.

Ich? — Graf Erichen kenne ich erst seit wenig Jahren.

Albin! — denke an den Pallast zu Konstantinopel, denke an den Prinzen Theoderich! denke an den kleinen lächelnden Knaben, den du aus meiner Hand empfingst, um deinen Herrn in seinen Anblick die süßesten Freuden der Natur schmecken zu lassen, denke an das köstliche Geschenk, mit welchen er es seiner Mutter zurück schickte!

Das goldne Horn mit der Geschlechtsfolge dänischer Könige, in welches er mit eigner Hand den Namen Erich — —

Erich? — Gott! was habe ich gesagt! — sollte es möglich seyn?

Du hast seinen Namen genannt, eben der Erich der Unbekannte, der sich selbst nicht zu nennen weis, und eben der Erich, den sein Vater bey seiner Geburt voll Stolz schon unter die Könige von Dännemark zählte — — O Zeit! Zeit! und du o Schicksal! mächtige Verheerer aller menschlichen Hoffnungen!!

Ich bin ausser mir! — Mein künftiger Herr, der geliebte, der angebetete Erich, eben der, welchen ich in den ersten Stunden seines Lebens auf diesen Armen wiegte, und mir ihn als den Schöpfer meines künftigen Glücks dachte? —

Ja, eben der, der künftige Graf von Nordheim, der bey diesem demüthigen Namen freylich das nicht wird leisten können, was du dir damals versprechen mochtest.

Fluch, über den, welcher König Erichs Sohn um seine Krone betrügt!

Er ist schon um dieselbe betrogen; in Dännemark regiert einer, den er nicht verjagen wird. Zu Swens Zeiten hätte er seine Ansprüche behaupten sollen!

O Erichs Schwerd vermag alles!

Wo sind die Beweise seiner Geburt? ohne sie wird er nicht siegen!

Sollten diese verloren seyn?

Nicht verloren, wenn du die Hand bieten willst, sie ihm erobern zu helfen. Ziehe hin, sage ihm, das Schloß, worin Römhild, die Räuberin seines Kleinods, lebt, sey sein, wenn er meinen Anschlägen folgen, sich sein Eigenthum erobern, die Verrätherin bestrafen, und mich befreien will. — Doch nein, sage ihm nichts. Ich habe geschworen, und ich würde meinen Eid brechen, wenn ich diese Botschaft unmittelbar an ihn gelangen ließ. Es giebt Auswege! — Hat Erich nicht Freunde? Hat er nicht den Grafen von Nordheim? Hat er nicht Wernern von Bernburg? — Ihnen sage, was du durch mich erfahren

hast, so ist mein Gewissen gerettet, und ihm wird gleichwol geholfen!

Drey und vierzigstes Kapitel.

Werners letzter Ritterzug.

Errathen nun meine Leser, was der alte Graf von Nordheim sagen wollte, als er in der Berathschlagung über Erichs Glück, Wernern Römhilds Namen nannte? — Albin, von Zoen bevollmächtiget, seinem Herrn alles zu sagen, worüber sie zu Erichs Besten weitläuftig mit ihm gesprochen hatte, verschwieg ihm nichts, und setzte ihn durch so ganz unerwartete Aufklärungen über die Herkunft seines Lieblings in ein Erstaunen, das man nicht mit vollen Recht ganz freudig nennen kann. Erichs Rechte zu einem Throne dämpften sein Vergnügen; wär er der Sohn eines edeln Hauses von guten unbescholtenen Namen gewesen, ohne alle weitere Ansprüche als die, welche ihm Redlichkeit und alter Adel gegeben hätte, dies wär ihm lieber gewesen, als die Abkunft, deren er sich rühmen, die Rechte, die er sich zu behaupten in unglücklicher Stunde vornehmen konnte, und die doch, da jetzt in Dännemark Kanut der Große den Thron besaß, schwerlich gültig zu machen waren.

Er entdeckte dem Grafen von Bernburg hier- in sein ganzes Herz, und alle seine Zweifel; und als Werner nach reiflicher Ueberlegung für seinen Freund gut sagte, daß er nie nach unmöglichen Dingen streben, und ein kleineres Glück aus der Hand der Freundschaft willig annehmen würde, da kam der große Entschluß zur Reise, den Zug nach Beuchlingen zu unternehmen, Römhilden die Beweise seiner Geburt abzufordern, ihn mit denselben angenehm zu überraschen, und der Welt denn von diesen Geheimnissen so viel wissen zu lassen, als zu Gründung seines Glücks nothwendig seyn würde.

Werner, je mehr er diesen Dingen nachdachte, je tiefer glaubte er in denselben das Beste seines Freundes gegründet zu sehen, er entzückte den alten Grafen von Nordheim mit den hellen Freudenbildern, die er sich für den gemeinschaftlichen Liebling in der Zukunft erschuf, und ließ ihm in denselben für sich selbst, Rückkehr längst entflohner Jugendfreuden ahnden.

Und wer wird Erich und mir all dieses Glück erkämpfen, das ihr mit so entzückenden Farben schildert? fragte der alte Graf.

Dieser Arm, mein Vater! erwiederte Werner, Erich darf in dieser Sache kein Schwerd ziehen, damit das Ganze ihm voller unerwartetes Geschenk sey.

Und was lohnt dem Helden, der sein ganzes Leben hindurch immer nur für andere, nie für sich selbst, siegte.

Das Glück und das Andenken meiner Freunde!

Und Vergessenheit des Vergangenen, und neue nicht geahndete Freuden; Freuden der Liebe, mein Werner, die Luitgard in den Wohnungen des Himmels euch nicht beneiden wird.

Mir, Vergessenheit? — Mir Freuden der Liebe? — O nein, mein Vater, Werner vergißt nie! Er fühlt es, er wird sich nun bald hinlegen, wo Luitgard schlummert, um die Freuden himmlischer Liebe über den Sternen zu feyern.

Der alte Graf von Nordheim, der in seinem Leben so viel hatte leiden, so viel hatte vergessen müssen, und dabey zu einem ziemlichen Alter gekommen war, hatte keinen großen Glauben an Aeusserungen dieser Art. Er hoffte für seinen jungen Freund langes und glückliches Leben, und da schon Jahre seit Luitgards Tode verflossen waren, baldige Tröstung; aber er schwieg, um sein zartes Gefühl zu schonen, und vereinigte sich gegenwärtig mit ihm in den Zurüstungen zu dem wichtigen Zuge, von welchen ausser ihnen beyden und dem treuen Albin niemand im ganzen Schlosse wußte, wohin er abgesehen sey.

Jedermann auf der Burg sah über die geheimnißvolle Unternehmung hoch auf. Fräulein Waldburg, welche sich jetzt für beständig bey der Gräfin von Nordheim aufhielt, war unerschöpflich in Fragen, Elisabeth schwieg gedankenvoll still, und Erich, der gewohnt war, daß sein Freund keine Jagdpartie ohne ihn machte, ließ sich mit Mühe vom alten Grafen von Nordheim so viel bedeuten, daß er nicht in Unwillen von Wernern schied, der ihm diesmal fester in seine Arme drückte, als er sonst bey kurzer Trennung zu thun gewohnt war, und schwärmerischer von den Freuden des Wiedersehens sprach, als man bey der nahen Hoffnung derselben zu thun pflegte; sein Betragen ließ sich leicht erklären, er wußte am besten, von welcher Wichtigkeit der vorhabende Zug war, und welche neue unverhoffte Freuden die glückliche Endigung derselben seinem Freunde bringen würde.

Die glückliche Endigung? war diese zu hoffen, wo Römhilds Name sich einmischte? Römhild, die Meisterin aller Arglist, war jedem zu schlau, der vor ihr Geheimnisse haben wollte; sie betrog selbst die listige Griechin um das ihrige. Wie sie hinter Zoens Anschläge kam, ist uns verborgen, genug, der ganze Plan, der Erichen zu den Rechten seiner Geburt helfen sollte, war ihr verrathen, ehe Werner mit seinen Leuten Beuchlingen erreichte, und sie nahm mit Siegfrieds Hülfe alle

Maaßregeln, sie zu zernichten, und für sich selbst den besten Vortheil daraus zu ziehen, so gut — daß wir uns scheuen unsern Lesern den Erfolg derselben umständlich mitzutheilen. Doch, meine Theuren, ihr habt schon manchen unserer Helden zum Grabe geleitet, ihr werdet auch Wernern diese Ehre nicht versagen.

Werner und Albin an der Spitze einer mäßigen Anzahl geprüfter Streiter, hatten die Mauern der Veste, die sich nur schwach vertheidigte, bald erstiegen, aber von innen lauschte Verrätherey und Tod. Ein Kampf stand ihnen hier bevor, den sie nicht vermuthet hatten. Sie verkauften ihr Leben theuer. Es schien, der Sieg wollte sich wider alle Möglichkeit auf ihre Seite wenden. Schon war Römhild in ihrer Gewalt, und Zoe befand sich bereits durch Albins Hülfe ausser den Mauern. Aber Werner fiel, und durch seinen Verlust kam alles in Unordnung. Römhild entkam von der andern Seite in Siegfrieds Arme, und die einige Beute, welche man von dieser blutigen Unternehmung davon brachte, war die alte Griechin, die man mit allen ihren Geheimnissen wohl nicht theurer hätte erkaufen können.

Der verzweifelnde schwer verwundete Albin warf sich auf den Körper des geliebten Grafen von Bernburg, und würde auf denselben umgekommen seyn, wenn nicht der tapferste aus denen, nun in

die Flucht getriebenen Nordheimern, sich mit beyden beladen, und sie so, von seinen Gefährten unterstützt, davon gebracht hätte, welche unbillig genug waren, laut über den alten Grafen von Nordheim zu murren, der sie hier um so theuren Preis so schlechte Beute habe holen lassen.

Vier und vierzigstes Kapitel

beschließt den Beytrag zur Geschichte mißlungner menschlicher Anschläge, den dieses Buch enthält.

Ach dieser gute Greis war bey dem ganzen Vorfall am meisten zu beklagen. Er ahndete nichts von dem bösen Ausgang eines Plans, welcher hätte glücken müssen, wenn Verrätherey sich nicht in denselben gemischt hätte. Er harrte auf die Rückkunft seiner Sieger und ihren köstlichen Raub, mit ängstlicher Ungeduld. Römhild, so war seine Anordnung, sollte Nordheim gar nicht sehen, um durch ihren Anblick Erichs Freude nicht zu verbittern, sondern friedlich und nicht unbeschenkt zu ihrer Mutter, der Marggräfin, oder an irgend einen andern von ihr selbst gewählten Ort gebracht werden. Aber welch Entzücken dachte sich der frohe Alte, wenn Werner seinem Freunde die Kennerin

aller seiner Geheimnisse, die griechische Zoe, und das unschätzbare Horn, den Schlüssel zu allen seinen Ansprüchen, so unvermuthet überlieferte!

Leider erfolgte von dem allen, womit er sich schmeichelte, kaum die Hälfte, und diese war mit so viele Bitterkeit versetzt, daß Freude über dieselbe ganz unmöglich war.

Ach Nordheim hatte, um das Glück des einen seiner Lieblinge zu gründen, den andern in gewissen Tod gestürzt! Statt des siegenden, lag der sterbende Werner im Arm seiner Lieben. Der alte Graf schlug sich verzweifelnd vor die Stirn, die Gräfin benetzte die bleichen Wangen ihres erstarrenden Freundes mit ihren Thränen. Waldsburg lag ohne Empfindung, und Graf Erich, der den Grund von dem schrecklichsten aller Vorgänge, den unvermutheten ihm unbegreiflichen Verlust seines besten Freundes nicht zu fassen vermochte, stand in einer Betäubung an seinem Sterbelager, welche völliger Sinnlosigkeit nahe war.

Werners letzte lächelnd gesprochene Worte: Erich, ich sterbe für dich! welche neue Erschütterung für sein Herz! Welcher Grund zu Untersuchungen, deren Resultat ihn der Verzweiflung nahe brachte!

Also um meinetwillen bist du gestorben, du, um dessen willen allein mir das Leben lieb war? — so rief er in den Augenblicken, da sein Schmerz Worte zu haben begunnte — um nur ein Glück zu sichern, das ich ohne dich nicht achte? Was hilft michs, daß Zoe mir sagt, ich sey König Erichs und Theophaniens Sohn, was hilft michs, daß ich weiß, vermittelst jenes geraubten Kleinods könnte ich jetzt Herr der dänischen Krone seyn? — Und ach, würde es mich auch rühren, wenn Kanut der Große heute von seinem Throne, auf welchen ich ihn nicht erschüttern werde, herabstiege mir ihn zu überlassen? — Nein! Glück! Ehre! Freude! die ich nicht mit Wernern theilen kann, ist Armseligkeit! — Mir ist alles abgestorben, was mir lieb war! — Otto, Eckard, Werner, Luitgard! was könnte mich nach eurem Verlust noch an die Welt fesseln!

Keine Bitten des alten Grafen von Nordheim vermochten Erichen in Teutschland zurück zu halten, keine seiner Erbietungen war reizend genug ihm mit der Erde auszusöhnen, die die Asche seiner Lieben deckte. Er gieng nach Dännemark, ohne Hofnung, ohne Ansprüche, selbst ohne Gedanken an das, was er hier hätte finden können, wenn ihn heimtückische Bosheit nicht um die Zeit betrogen hätte, da es möglich gewesen wär, hier seine Rechte zu behaupten.

Kanut der Große saß fest auf seinem Throne, und Erich war so weit entfernt, einen Gedanken an unmögliche Dinge zu haben, daß er vielmehr diesem Helden Dännemarks sein Schwerd liehe, um seine Herrschaft auch über England auszudehnen zu helfen. Erichs Thaten in den englischen Kriegen waren groß, und die Liebe und Dankbarkeit seines Königs ohne Gränzen. Erich achtete ein Leben nicht mehr, das durch den Verlust seiner Lieben all seinen Reiz verloren hatte, er wagte es bey tausend Gelegenheiten ohne Schonung, weil er den Tod suchte; er fand ihn nicht, sondern überall den Sieg, und diese Siege, diese Wagnisse, diese Aufopferungen, von denen Kanut nicht wußte, wie wenig sie seinem Helden kosteten, verdienten ja wohl glänzende Belohnungen!

Erich ward durch nichts, was ihm der König geben konnte, gerührt, aber er nahm treulich der Pflichten wahr, die ihn seine Gnadenbezeigungen auflegten. Ob er in Kanlas langen Abwesenheiten Statthalter des Reichs, ob er der Erich oder Yrick war, welchen Kanut zum Grafen von Northumberland machte, oder der Graf von Oldenburg, welchen die Jungfrau jenes wunderbare Horn entgegentrug, das dem Alterthumsliebhaber noch jetzt in den nordischen Ländern gezeigt wird, davon schweigt die Geschichte, nur die Sage lenkt sich auf die letzte Meynung. Römhild, spricht sie, von

Graf Siegfrieden verlassen, durch Jahre voll Leiden ihrer Schönheit, ihres Muths, ihrer Hoffnungen beraubt, vom Schicksal endlich in die Gegenden geschleudert, wo Erich lebte, faßte den schrecklichen Entschluß, ihre Tage, die ihr zur drückenden Last wurden, auf gewaltsame Art zu kürzen. Wenig Stunden vor diesem Schluß eines Lebens, welches keinen rühmlichern verdient hatte, suchte sie Erichen auf, der in dem Walde, wo sie mehrere Monate einsiedlerisch gelebt hatte, oft zu jagen pflegte, um aus einen schwachen Triebe, gethanes Unrecht zu vergüten, jenes Kleinod in seinen Händen zu lassen, um dessen Besitz sie ihn betrog, und das ihm nun von keinen Nutzen mehr seyn konnte.

Erich sah eine Gestalt, deren Andenken die Zeit fast gänzlich aus seiner Seele verwischt hatte, empfing einen Schatz, der schon lang aufgehört hatte das Bild seiner Gedanken zu seyn. Er glaubte ein Traum, oder die Erscheinung eines Geistes täusche ihn. Römhilds schnelles Verschwinden bekräftigte diesen Wahn, und pflanzte ihn durch sieben Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten fort. —

Aber Römhild opferte noch in nemlicher Nacht ihr Leben den Wellen des Stroms, der ihren Körper in dem Schooße der Nordsee begrub, und dadurch jede Spur von dem Daseyn einer Person vertilgte, welche alles Andenkens unwerth war.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Werner, Graf von Bernburg

Bd.: 2

(1790)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941496-7